

Nr. 46, Juni 2001

Vertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

Witz der bürgerlichen Gesellschaft besteht ja eben darin, daß  
keine bewußte gesellschaftliche Regelung der Produktion statt-  
findet."

Marx an Ludwig Kugelmann in Hannover, 11. Juli 1868, in:  
MEW Bd. 32, S. 553

**Redaktionsanschrift:**

– Zeitschrift Marxistische Erneuerung  
Postfach 500936, 60937 Frankfurt/M.,  
Tel/Fax: 069 / 53 05 44 06

0940-0648

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

**Z.**

Nr. 46, Juni 2001

**Konjunktur**

Höhme – **Weltwirtschaft – Abschwung in den USA**

**Markt und Macht**

Huffschmid – **Die Finanzmärkte und ihre Kontrolle/**  
Malcher & Diaz – **Gesamtamerikanische Freihandels-**  
**zone/Schui – Staat, Klassen, Markt/Goldberg –**  
**Rettung des Marktes durch Good Governance?/**  
Richter – **Warenproduktion, Werttheorie und Markt/**  
Roesler – **NÖS: Marktreform im Sozialismus/Creydt –**  
**Kritik des „Marktsozialismus“**

**Rosa Luxemburg**

Seidel – **Luxemburgs Marx-Rezeption/Haug –**  
**Luxemburgs Konzept von revolutionärer Realpolitik**

**Und:** Stiehler – **Materialismus in der Gesellschaft-**  
**theorie/Czichon – Deutsche Bank: Geschichte als**  
**Finanzprodukt/Knorr – Deregulierung als Friedens-**  
**und Freiheitsbedrohung/Mohl – In memoriam**  
**Wolfgang Jahn**

**Sowie: Berichte, Zuschriften, Buchbesprechungen**

**Beilage: 13 Wortmeldungen zur PDS-Programm-**  
**diskussion**

Nr. 46, Juni 2001  
**Markt und Macht**

Einzelpreis 18,- DM

**ISW** sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V.

**analysen fakten & argumente**

### isw-report

erscheint vierteljährlich  
(Jahresabo: 30,- DM, Ausl. 36,- DM)

**Armee für alle Fälle – Der Umbau der Bundeswehr zur Interventionsarmee**  
(Nr. 44, August 2000), DM 5,- + Versand  
In Zusammenarbeit mit IMI e.V.

### Wieviel Reichtum können wir uns leisten?

Von der Vielfalt menschlicher Entwicklung oder – vom Reichtum, der Armut braucht  
(Nr. 45, Dez. 2000), 5,- DM + Versand

### Abschwung oder Absturz?

Krisenpotentiale und Krisenkosten in der Weltwirtschaft  
(Nr. 46, März 2001), 6,- DM + Versand

### isw-wirtschaftsinfo

Fakten und Argumente – insbesondere für tarif- und sozialpolitische Auseinandersetzungen.  
(Nr. 32, Mai 2001, DM 5,- + Versand)

## 9. isw-forum

6. und 7. Juli 2001 in München  
**Gesundheit – ein Mordsgeschäft**  
mit Prof. Hans-Ulrich Deppe, Dominik Schirmer, Steffi Netschke u.a.

### Prospekte, Bestellungen, näheres zum 9. isw-forum

isw – institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.  
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München  
fon: 089-130041, fax 089-168 94 15  
email: isw\_muenchen@t-online.de

## Neu bei isw!



# ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Vierteljahresschrift  
**12. Jahrgang**  
Heft 46 (Juni 2001)

Herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und dem IMSF e.V.

### Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff  
Prof. Dr. Ulrich Briefs  
Prof. Dr. Dieter Boris  
Prof. Dr. Frank Deppe  
Prof. Dr. Werner Goldschmidt  
Prof. Dr. Horst Heiningner  
Prof. Dr. Jörg Huffschmid  
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling  
Dr. Harald Werner

### Redaktion:

Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch,  
Dr. Reinhard Schweicher, Gerd Wiegel

5 Editorial

---

- Hans-Joachim Höhne*  
7 **Weltwirtschaftskonjunktur 2000/2001**
- 

**Markt und Macht**

- Jörg Huffs Schmid*  
21 **Mehr Instabilität, mehr Finanzmacht und mehr soziale Polarisierung**  
Die Finanzmärkte und die Möglichkeiten ihrer Kontrolle
- Ingo Malcher / Alvaro Berriel Diaz*  
35 **FTAA – Auf dem Weg zu einer Marktverfassung in den Amerikas**  
Die Pläne für eine gesamtamerikanische Freihandelszone
- Herbert Schui*  
47 **Staat, Klasseninteressen und Markt im entwickelten Kapitalismus**
- Jörg Goldberg*  
60 **Die Rettung des Marktes durch Good Governance**  
Markt, Staat und Vergesellschaftung in der entwicklungspolitischen Diskussion
- Horst Richter*  
71 **Warenproduktion, Werttheorie und Markt – theoriegeschichtliche Aspekte**
- Jörg Roesler*  
85 **Marktreform im Sozialismus: Das NÖS**
- Meinhard Creydt*  
96 **Zur Kritik des „Marktsozialismus“**
- 

**Rosa Luxemburg – Theorie und Praxis**

- Helmut Seidel*  
108 **Bemerkungen zu Rosa Luxemburgs Marx Rezeption**
- Frigga Haug*  
122 **Standbein und Spielbein**  
Rosa Luxemburgs Konzept von revolutionärer Realpolitik
- 

**Weitere Beiträge**

- Gottfried Stiehler*  
132 **Was heißt Materialismus in der Gesellschaftstheorie?**
- Eberhard Czichon*  
142 **Geschichte als Finanzprodukt**  
Aus Anlaß von Harold James' „Die Deutsche Bank und die ‚Arisierung‘“
- Lorenz Knorr*  
149 **Frieden und Freiheit – Opfer der Deregulierung?**
- Ernst Theodor Mohl*  
157 **In memoriam: Wolfgang Jahn**
- 

**Berichte**

- Kurt Schneider*  
165 **„Ich war, ich bin, ich werde sein!“**  
Rosa Luxemburg-Tagung in Leipzig, 16-18. März 2001
- Kornelia Hafner*  
169 **„Geld und Kredit auf der Ebene des Zirkulationsprozesses des Kapitals“**  
Kolloquium der Marx Gesellschaft e.V. am 16. bis 18. März 2001 in Oer-Erkenschwick

*Felix Welti*

- 172 **„Der skandinavische Weg – Umbau oder Abbau des Sozialstaats?“**  
Tagung am 31. März in Kiel

*Helmut Peters*

- 177 **Nachdenken über neue Wege zum Sozialismus**  
7. Elgersburger Konferenz, März/April 2001

*Dieter Janke*

- 179 **Ist sozialistische Marktwirtschaft möglich?**  
Kolloquium in Leipzig am 21. April 2001

## Diskussion, Kritik, Zuschriften

*Ingo Wagner*

- 182 **Einige Notate zu Dieter Klein: Die Linke und die Moderne, Z 44 (Dezember 2000), S. 56ff.**

*Maziar Jafroodi*

- 188 **Wohin führt die PDS?**

## 194 Buchbesprechungen

Im Jahrhundert der Katastrophen (Harald Neubert)

Größe und Schuld Georgi Dimitroffs (Klaus Kinner)

Globalisierung und Integration (Samuel Salzborn)

Profiteure der NS-Zwangsarbeit, die stiften gehen (Almuth Püschel)

Das italo-amerikanische Staatskomplott (Reinhard Schweicher)

Politische Ökonomien Lateinamerikas (Peter Hiedl)

Finanzkrisen in Ost-Asien, Rußland und Lateinamerika (Markus Helfen/Lydia Krüger)

- 219 **Impressum**

- 121 **Vorschau**

- 220 **Autoren und Autorinnen**

## Editorial

Wir eröffnen Z 46 mit dem jährlichen Konjunkturbericht, der sich diesmal explizit auf die Weltwirtschaftskonjunktur bezieht. *Hans Joachim Höhne* befasst sich dabei ausführlich mit dem Ende des Konjunkturaufschwungs in den USA und den zu erwartenden Auswirkungen auf die internationale Wirtschaftsentwicklung. Die Implikationen für die bundesrepublikanische Konjunktur wird der Autor im nächsten Heft diskutieren.

\*\*\*

Seit dem Crash des Realsozialismus 1989/90 gilt der Markt allgemein als effizientester Mechanismus zur Allokation der Ressourcen. Marktradikale neoliberale Positionen, denen zufolge eine Befreiung der Märkte von staatlichen Regulierungseingriffen quasi automatisch ein Wohlstandsoptimum hervorbringen würden, gewannen zunächst weiter an Boden; der Hinweis auf mögliches Marktversagen galt als Ausdruck nostalgischer Sehnsüchte nach dem Versorgungsstaat. In den letzten Jahren ist diese Position wieder zunehmend unter Kritik geraten, wenn sie auch auf dem ideologischen Feld nach wie vor großen Einfluss besitzt und die Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik weithin bestimmt. Angesichts einer zunehmenden Polarisierung auf den globalisierten Weltmärkten und krisenhafter Entwicklungen auf den Finanzmärkten mehrten sich die Stimmen, die nicht so sehr das „ob“, sondern mehr das „wie“ von staatlicher Regulierung diskutieren. Gleichzeitig sehen sich an Marx orientierte Positionen vor die Herausforderung gestellt, ein glaubwürdiges Sozialismuskonzept zu entwickeln, welches einerseits das Scheitern der zentralen Planwirtschaft zur Kenntnis nimmt und sich andererseits bewusst ist, dass der real existierende Markt nicht bloß ein machtneutraler Mechanismus zur Steuerung von Produktionsstrukturen ist. In diesem Kontext sind die Beiträge zum Schwerpunkt „Markt und Macht“ im vorliegenden Heft zu sehen.

Die neuen Finanz- und Handelsmärkte gehören zu den bestimmenden Momenten des globalisierten Kapitalismus im 21. Jahrhundert. Die gewachsene Macht, aber auch die Instabilität der von international agierenden Finanzkonzernen dominierten Finanzmärkte diskutiert *Jörg Huffs Schmid*. Er stellt eine Reihe von Vorschlägen zu ihrer Regulierung vor. *Ingo Malcher* und *Alvaro Berriel Diaz* charakterisieren die geplante gesamtamerikanische Freihandelszone (Free Trade Area of the Americas) als ein US-amerikanisches Hegemonialprojekt, das auch unter dem Gesichtspunkt der globalen Konkurrenz USA-EU um bestimmenden Einfluß auf den lateinamerikanischen Subkontinent (Mercosur) zu sehen ist. Gegen das Projekt regt sich, wie die Demonstrationen in Quebec zeigten, beachtlicher Widerstand, aber „der Countdown läuft“ (S. 46). *Herbert Schui* plädiert für eine Überwindung des „Staatstraumas“ der Linken. Wenn es ein Klasseninteresse der Lohnabhängigen an gesellschaftlicher Wohlfahrt gibt, dann führt kein Weg am Staat und an staatlicher Regulierung vorbei; Marktkräfte bewirken keine gesamtwirtschaftliche Rationalität. Schui plädiert für die Überwindung eines „wirtschaftsförmig verstandenen“

zugunsten eines demokratischen Staates. In der entwicklungspolitischen Diskussion wird das Versagen beider „Institutionen“ – von Markt und Staat – konstatiert. *Jörg Goldberg* führt dies auf Inkohärenzen zwischen ökonomischem Entwicklungsstand, Vergesellschaftungsgrad und politischen Herrschaftsformen in Ländern der Dritten Welt zurück, die durch die entwicklungspolitischen Agenturen des Nordens eher vertieft als überwunden werden.

Ist die Marxsche Theorie der Warenproduktion mit dem Konzept einer sozialistischen Marktwirtschaft vereinbar? *Horst Richter* findet im Marxschen Verständnis von Warenproduktion, Werttheorie und Markt hierfür kaum Anhaltspunkte. Sozialismus ist demnach Aufhebung der Warenwirtschaft. Jedoch brachte sozialistische Wirtschaftspolitik immer wieder Formen sozialistischer Marktwirtschaft hervor – Richter verweist auf die Neue Ökonomische Politik in Sowjetrußland ab 1921, *Jörg Roesler* auf das „Neue ökonomische System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft“ in der DDR in der zweiten Hälfte der 60er Jahre (NÖS). Es kann, so Roesler, einmal als Versuch betrachtet werden, zwei unvereinbare Prinzipien zusammenzubringen (Markt und Plan), andererseits als Konzept einer „aufgeklärten Planwirtschaft“, als Alternative zu einer „Marktwirtschaft pur“ (S. 92/93). *Meinhardt Creydt* zufolge hat sich auf der Linken weitgehend eine Affirmation des Marktes durchgesetzt. Er sieht „gravierende Probleme“ beim Versuch, den Markt „sozial einzubetten“ (S.105). Mit dem Verweis auf Jugoslawien und Ungarn zieht er ebenfalls historische Argumente heran. Die Programmdiskussion auf der Linken wird sich dieser Frage weiter widmen müssen. In den Kontext dieser Diskussion um „Marktsozialismus“ gehört auch der Bericht von *Dieter Janke* von einem Leipziger Kolloquium.

\*\*\*

*Helmut Seidels* und *Frigga Haugs* Beiträge sind Theorie und Politik bei Rosa Luxemburg aus Anlaß ihres 130. Geburtstages am 5. März d.J. gewidmet. Sie wurden auf einer Tagung der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen vorgetragen, über die *Horst Richter* informiert. Weitere Beiträge befassen sich mit „Materialismus in der Gesellschaftstheorie“ (*Gottfried Stiehler*), mit der schrittweisen Revision der Geschichtsschreibung der Deutschen Bank (*Eberhard Czichon*) und mit Gefahren für Kriegsvermeidung und Friedenssicherung durch die Deregulierungspolitik (*Lorenz Knorr*). *Ernst Theodor Mohl* erinnert an den kürzlich verstorbenen Marx-Forscher Wolfgang Jahn aus Halle.

\*\*\*

Die Zuschriften (*Ingo Wagner*, *Maziar Jafroodi*) beziehen sich auf die PDS-Programmdiskussion. Dem Interesse an dieser aktuellen Diskussion kommen wir auch durch eine Beilage mit Kommentaren zu dem jüngst veröffentlichten Programmentwurf der PDS entgegen, die erst nach Redaktionsschluß eingingen. Wir setzen damit eine Diskussion fort, an der sich seit Z 41 (März 2000) zahlreiche Autoren (*Bischoff/Hüning*, *Münchow*, *Wehr*, *Heininger*, *Deppe*, *Klein*, *Adler*, *Heuer*, *Bischoff/Nick/Steinitz*, *Seppmann*) beteiligt haben.

Als Schwerpunkt für Z 47 wurde „Linke in Europa“ gewählt.

*Hans-Joachim Höhme*

## Weltwirtschaftskonjunktur 2000/2001

Konnte der vorjährige Konjunkturbericht<sup>1</sup> in seinem Ausblick noch von überwiegend günstigen Erwartungen für das bevorstehende Jahr ausgehen, so finden diese im Rückblick auf die Gesamtergebnisse des Jahres 2000 zwar ihre Bestätigung, auf der anderen Seite aber befindet sich die Weltwirtschaft in den ersten Monaten des Jahres 2001 in einer sehr viel schlechteren Verfassung als vor Jahresfrist.

### 1. Weltwirtschaft unter verschärftem Konfliktdruck

Die Gesamtdaten für das vorige Jahr waren in der Tat beeindruckend. Das Weltsozialprodukt erreichte die höchste Zuwachsrate seit Beginn der 90er Jahre. Die USA blieben das Industrieland mit der dynamischsten Entwicklung, auch in Westeuropa und den überseeischen Industriestaaten mit Ausnahme Japans wurden Produktion und Nachfrage deutlich ausgeweitet. In den asiatischen Entwicklungs- und Schwellenländern blieb das Wachstumstempo etwa gleich, in Lateinamerika, Afrika und dem Nahen Osten beschleunigte es sich nach einem schwachen Jahr 1999 etwas. Die meisten der früher sozialistischen Staaten Mittel- und Osteuropas konnten ein höheres Wirtschaftswachstum als in den beiden vorangegangenen Jahren erzielen; Russland erreichte sogar zwei Jahre nach der schweren Rubelkrise die erste kräftige Zuwachsrate seit dem Zerfall der Sowjetunion. Am stärksten expandierte nach einer infolge der Asienkrise entstandenen Abschwächungsphase der Welthandel mit einer seit Mitte der 70er Jahre nicht mehr erreichten Rekordrate von mehr als 12 Prozent.

Wenn ungeachtet dieses überwiegend positiven Rückblicks die Ausgangssituation für die weitere Entwicklung heute wesentlich ungünstiger ist als vor Jahresfrist, dann gründet dies sich vor allem auf drei Tatbestände.<sup>2</sup>

Die *Aktienmärkte* sind von einer weltweiten Baisse erfasst, die vor allem die zuvor in die Höhe geschossenen Technologie-Aktien mit crashartigen Kursstürzen getroffen und sich seit Frühjahr vergangenen Jahres unter Schwankungen deutlich ausgebreitet hat. Sie wirkt sich – vor allem in den USA – zunehmend auch konjunkturremmend aus. Hinzu kommt, dass auf den Devisenmärkten in jüngster Zeit neue Unruheherde zutage getreten sind, wie die Krise der argentinischen Währung und der Zusammenbruch des türkischen Wechselkursregimes zeigen.

<sup>1</sup> Vgl. Z 42, Juni 2000, S. 7.

<sup>2</sup> Zur ausführlichen Einschätzung der Lage der Weltwirtschaft siehe: ISW-Report, München, Nr. 46, März 2001: F.Garnreiter/L.Mayer/F.Schmid/C.Schuhler, Abschwung oder Absturz.

Die sich seit Jahren mehr oder weniger depressiv entwickelnde Wirtschaft *Japans* ist erneut in eine akute Krisensituation geraten. Nachdem in der ersten Jahreshälfte 2000 zunehmende Produktionsziffern zunächst eine konjunkturelle Erholung anzudeuten schienen, erwies sich dies bald als ein erneutes Strohfeuer. Bruttoinlandsprodukt, Konsumnachfrage und Industrieproduktion entwickeln sich seitdem wieder rückläufig. Der wirtschaftspolitische Handlungsspielraum der Regierung ist erschöpft.

Tabelle 1: Wachstum der Weltwirtschaft 1996 bis 2000 in Prozent

	1996	1997	1998	1999	2000
<b>Weltwirtschaft insgesamt</b>	<b>4,1</b>	<b>4,1</b>	<b>2,4</b>	<b>3,2</b>	<b>4,4</b>
<b>Entwickelte kapitalistische Länder</b>	<b>3,2</b>	<b>3,4</b>	<b>2,4</b>	<b>3,2</b>	<b>3,9</b>
EU	1,7	2,6	2,7	2,2	3,1
USA	3,6	4,4	4,4	4,2	5,0
Japan	5,1	1,5	-2,5	0,3	1,0
<b>Übergangswirtschaften (1)</b>	<b>-0,6</b>	<b>1,7</b>	<b>-0,8</b>	<b>2,4</b>	<b>4,8</b>
<b>Entwicklungsländer (2)</b>	<b>6,5</b>	<b>5,7</b>	<b>3,5</b>	<b>3,8</b>	<b>5,1</b>
Asien	8,3	6,5	4,1	5,9	6,3
Naher Osten	4,5	5,1	3,1	0,8	4,7
Afrika	5,7	2,8	3,1	2,2	3,4
Lateinamerika	3,6	5,4	2,2	0,3	3,0
<b>Welthandelsvolumen</b>	<b>9,4</b>	<b>6,8</b>	<b>5,1</b>	<b>4,3</b>	<b>12,0</b>

(1) Ehemals sozialistische Staaten Europas und früher zur UdSSR gehörende asiatische Staaten

(2) Einschließlich China u. Vietnam

Berechnet nach: IMF, World Economic Outlook, Oktober 2000; OECD, Main Economic Indicators u. Quarterly National Accounts, lfd.; für 2000 zum Teil Schätzungen auf der Grundlage dieser Quellen und Korrekturen nach Pressemeldungen.

Der für die nächste Entwicklung der Weltwirtschaft wichtigste Tatbestand ist jedoch in dem Ende des sehr langen und kräftigen Aufschwungs der Wirtschaft in den USA zu sehen. Wegen der Bedeutung dieses in den letzten Jahren als Motor für die Weltkonjunktur wirkenden Aufschwungs und des dominierenden Einflusses der USA auf das internationale Wirtschaftsgeschehen wird die Einschätzung der Situation in den USA in diesem Konjunkturbericht den größten Raum einnehmen.

Die jüngste Entwicklung widerlegt die von manchen Protagonisten des Kapitals angesichts des langen Aufschwungs in den USA euphorisch geäußerte Einschätzung, dieser markiere den Beginn einer neuen Periode dauerhafter Prosperität und das Ende zyklischer Krisen. Die jüngsten Ereignisse zeigen einmal mehr, dass es Überproduktionskrisen gibt, solange der Profit entscheidende Triebkraft und Hauptziel der wirtschaftlichen Aktivitäten ist. Dieser beschränkte, auf die Erzielung eines höchstmöglichen Profits fixierte Zweck treibt die Einzelkapitale nun einmal zu einer beschleunigten, scheinbar an keine Grenzen gebundenen Akkumulation und Ausdehnung der Produktion. Damit werden sie aber auch, früher oder später, in einem mehr oder weniger großen Ausmaß, über die Grenzen hinausgetrieben, die durch die Konsumtionskraft der Gesellschaft auf der Grundlage kapitalistischer Verhältnisse gesetzt sind. Zugleich expandieren Produktion und Kapitalakkumulation dabei auch derart, dass sie Proportionalitätserfordernisse bei der Verteilung der gesellschaftlichen Gesamtarbeit auf die Bereiche und Zweige verletzen, die für das Funktionieren des Reproduktionsprozesses notwendig sind.

Dieser Grundkonflikt zwischen beschränktem Ziel und zu dessen Erreichung eingesetzten unbeschränkten Mitteln muss sich von Zeit zu Zeit in einer Überproduktion von Warenkapital, das nicht mehr oder nur noch mit erheblich verringerten Profiten auf dem Markt zu realisieren ist, sowie in nicht ausgelasteten Produktionskapazitäten niederschlagen. Der so entstandene relative Kapitalüberschuss führt zur Abnahme der Profitraten auf bereits angelegtes Kapital und lässt vor allem die Profiterwartungen für neu investiertes Kapital sinken. Nimmt die dadurch entstehende Verschlechterung der Verwertungsmöglichkeiten gesamtwirtschaftlich relevante Ausmaße an, dann kommt es zu Störungen und Stockungen im Reproduktionsprozess. Sie können erst überwunden werden, wenn der relative Kapitalüberschuss soweit entwertet wird, dass die Profitraten für das verbleibende Kapital wieder steigen und neue Investitionen wieder lukrative Profitraten versprechen. Eine solche gesamtwirtschaftlich relevante Kapitalentwertung erfolgt auf gewaltsame, über die Konkurrenz durchgesetzte Weise in einer Krise. Dabei vollzieht sich die Kapitalentwertung auf verschiedenen Wegen, vor allem aber durch die dauerhafte Stilllegung von Produktionsanlagen und damit Vernichtung von produktivem Kapital, durch die zeitweilige Brachlegung anderer Teile dieses Kapitals sowie durch physische Vernichtung von Warenkapital. In allen diesen Fällen ist sie mit der Vernichtung von eigentlich gebrauchsfähigen Anlagen und Erzeugnissen sowie von Arbeitsplätzen und damit massenhafter Brachlegung menschlicher Arbeitskraft verbunden. Alle diese Prozesse sind beim derzeitigen Konjunkturrückgang in den USA bereits erkennbar.

Resultieren Überproduktionskrisen somit unvermeidlich aus der Unterordnung der Produktion unter das beschränkte Profitziel, so werden die konkreten Situationen, in denen die herangereiften Konflikte an die Oberfläche drängen und damit auch der zeitliche Rhythmus und Verlauf von Krisen durch verschiedenartige, wechselnde Prozesse und Strukturen beeinflusst. Marx hat in einem häufig benutzten Zitat den Umschlag des fixen Kapitals als besonders

wichtige materielle Grundlage für die Periodizität der Krisen zwar einerseits herausgestellt, andererseits aber auch relativiert: „Durch diesen eine Reihe von Jahren umfassenden Zyklus von zusammenhängenden Umschlägen, in welchen das Kapital durch seinen fixen Bestandteil gebannt ist, ergibt sich eine materielle Grundlage der periodischen Krisen, worin das Geschäft aufeinanderfolgende Perioden der Abspannung, mittleren Lebendigkeit, Überstürzung, Krise durchmacht. Es sind zwar die Perioden, worin Kapital angelegt wird, sehr verschiedene und auseinander fallende. Indessen bildet die Krise immer den Ausgangspunkt einer großen Neuanlage. Also auch – die ganze Gesellschaft betrachtet – mehr oder minder (Hervorhebungen – d. V.) eine neue materielle Grundlage für den nächsten Umschlagszyklus.“<sup>3</sup>

Obwohl rund 140 Jahren kapitalistischer Entwicklung seitdem verstrichen sind, findet Marx sowohl in seiner Feststellung, dass Überproduktionskrisen im Kapitalismus unvermeidlich sind, wie auch in seinem Hinweis, dass an Dauer und Verlauf der Zyklen kein für immer vorgegebenes Schema angelegt werden kann, in der gegenwärtigen Wirtschaftsentwicklung seine Bestätigung. So hat es in den vergangenen Jahrzehnten sowohl längere wie kürzere, stärkere wie schwächere Aufschwünge und Krisen mit jeweils durchaus unterschiedlichem Verlauf gegeben. Die Aufschwungsphase des vorigen Zyklus der US-Wirtschaft war zum Beispiel nicht nur kürzer als die jetzt zu Ende gegangene, sie hatte auch deutlich geringere jährliche Zuwachsraten aufzuweisen und verlief unter größeren Schwankungen. Der jüngste Aufschwung war aber andererseits hinsichtlich seiner Dauer und Intensität keine einmalige Erscheinung in der jüngeren amerikanischen Wirtschaftsgeschichte, denn schon von 1961 bis 1969 kam es in den USA zu einem ebenso langen Konjunkturaufschwung, dessen durchschnittliches Wachstumstempo mit 4,6 Prozent sogar noch deutlich höher war als das der Jahre 1992 bis 2000. Auch die Krisen der letzten Jahrzehnte waren von unterschiedlicher Schärfe und Dauer. Der Verlauf der Krisenphase war dabei nicht immer durch einen durchgängigen Abschwung gekennzeichnet, sondern schloss in manchen Fällen kurzzeitig wechselnde Perioden rückläufiger, stagnierender oder selbst zunehmender Produktion ein.

## 2. Ende des Konjunkturaufschwungs in den USA

Der jüngste konjunkturelle Aufschwung in den USA folgte auf eine im Vergleich zu den beiden vorangegangenen Zyklen relativ schwache Krise, die vom Frühjahr 1989 bis zum Herbst 1991 die Wirtschaftsentwicklung beeinträchtigte. Gegen Ende 1991 begann der gut neun Jahre anhaltende konjunkturelle Aufschwung, der sich erst im Verlauf des 2. Halbjahres 2000 abzuschwächen begann. In diesem Zeitraum vergrößerte sich das Bruttoinlandsprodukt um knapp 40 Prozent mit einer durchschnittlichen jährlichen Wachstumsrate von 3,8 Prozent. Dabei waren die privaten Investitionen der bei wei-

tem dynamischste Nachfragebereich des Sozialprodukts; sie expandierten insgesamt um knapp 122 Prozent, was einer durchschnittlichen Jahresrate von 9,3 Prozent entspricht. Als wichtige Stütze des nachhaltigen Aufschwungs erwiesen sich auch die private Konsumausgaben, die mit zwei Dritteln des Bruttoinlandsprodukts der mit weitem Abstand größte Nachfragesektor sind. Sie wuchsen im Schnitt jährlich um 3,9 Prozent und damit geringfügig überproportional. Das ist keineswegs eine selbstverständliche Relation; denn in Deutschland entwickelte sich beispielsweise der private Verbrauch in den letzten Jahren deutlich langsamer als das gesamte Sozialprodukt.

Der jetzt zu Ende gegangene Aufschwung verdankt seine besondere Dynamik zu einem wesentlich Teil der breiteren Anwendung der modernen Informations-, Kommunikations- und Datenverarbeitungstechnik sowie der Produktion dafür notwendiger Voraussetzungen. Die USA waren Hauptträger und Hauptprofiteur dieser Entwicklung. Deren wichtigste Prozesse bestanden in einer neuen Phase der beschleunigten Computerisierung im gewerblichen, staatlichen und privaten Bereich sowie in der, zum großen Teil darauf aufbauenden, Einführung und schnell wachsenden Anwendung moderner Kommunikationstechnologien. Bei der weltweiten Durchsetzung beider Prozesse haben US-Unternehmen sowohl hinsichtlich der Produktion wie der Anwendung die führende Rolle gespielt. Die Entwicklung dieser Technologien war dort zugleich die dynamischste Antriebskraft des kräftigen Konjunkturaufschwungs. Das fand in einem außerordentlich schnellen Produktionswachstum der in der USA-Statistik zum „High-Tech-Sektor“ gerechneten Erzeugnisse – Computer und Zubehör, Kommunikationsanlagen und -ausrüstungen, Halbleitererzeugnisse – seinen stärksten Ausdruck. Die jährliche Produktion dieser Erzeugnisse vergrößerte sich während des Aufschwungs auf das Vierzehneinhalbfache. Die höchsten jährlichen Zuwachsraten waren in der zweiten Hälfte der 90er Jahre mit durchschnittlich 42 Prozent zu verzeichnen.<sup>4</sup>

Nachdem das Bruttosozialprodukt der USA in der ersten Jahreshälfte 2000 von Quartal zu Quartal noch sehr kräftig expandiert hatte, verlangsamte sich sein Wachstum im zweiten Halbjahr. Im letzten Quartal war nur noch eine geringe Zunahme der wirtschaftlichen Gesamtleistung um knapp 0,3 Prozent zu verzeichnen. Das gesamte Jahreswachstum für 2000 von 5,0 Prozent sieht jedoch aufgrund der kräftigen Zunahme im ersten Halbjahr und des Basiseffekts besser aus, als die tatsächliche Entwicklung im Jahresverlauf war. Am deutlichsten sichtbar war die konjunkturelle Abkühlung, wie meist beim Übergang zu Krisen, bei den privaten Investitionen, die bereits im letzten Quartal 2000 gegenüber dem Vorquartal leicht um ein Prozent zurückgingen, sowie in der Industrie. Die industrielle Gesamtproduktion ist seit September 2000 in jedem Monat gegenüber dem jeweiligen Vormonat zurückgegangen. Dieser Rückgang verstärkte sich im I. Quartal dieses Jahres mit 1,5 Prozent gegenüber dem Vorquartal; das würde bei Fortsetzung des Abschwungs im gleichen

<sup>3</sup> Marx/Engels, Werke, Band 24, Dietz-Verlag, Berlin 1963, S. 185/186.

<sup>4</sup> Federal Reserve Statistical Release, Washington, 16.2.2001, Historical Data, Table 1.

Tempo zu einer Jahres-Minusrate von 6 Prozent führen. Seit Mitte des Vorjahres ist auch die Auslastung der industriellen Produktionskapazitäten ständig gesunken; sie lag im Februar in der verarbeitenden Industrie schon unter 78 Prozent. Am tiefsten war der Abschwung bisher in der Autoindustrie, von deren Entwicklung als Großnachfrager auch eine Reihe anderer Branchen, wie die Gummi-, Stahl- und Kunststoffproduzenten, wesentlich abhängen. Der Produktionsausstoß der US-Autoindustrie sank innerhalb von nur 5 Monaten, von September 2000 bis Februar dieses Jahres, um 22 Prozent ab.

Weisen schon diese stark aggregierten Daten auf eine beginnende Krise hin, so können darüber hinaus aber auch einige andere Prozesse in der US-Wirtschaft als wichtige Indizien für eine weitere Vertiefung der konjunkturellen Abschwächung gewertet werden.

In einigen Wirtschaftszweigen verbindet sich eine „normale“ zyklische, in einem langen Aufschwung entstandene Überproduktion mit strukturellen Anpassungskrisen, die gerade das Segment der Wirtschaft erfasst haben, das zuvor der Hauptfaktor des kräftigen Wachstums war. Ausgaben für Informations- und Kommunikationstechnik sowie für Software (in den USA mit dem Kürzel IT zusammengefasst) waren die entscheidende Stütze des Aufschwungs. Rund die Hälfte ihrer Investitionen steckten die Unternehmen zuletzt in diesen Bereich, wobei die rasante Ausbreitung des Internets dieser Entwicklung noch einen besonderen Schub gab. Nach Schätzungen der US-Notenbank bewirkte der IT-Boom direkt oder indirekt auch rund drei Viertel des beschleunigten Produktivitätszuwachses der letzten Jahre. Dadurch hat der gesamte IT-Kapitalstock in den USA inzwischen einen Wert erreicht, der etwa 8 Prozent des Bruttoinlandsprodukts entspricht.<sup>5</sup> Die Ausstattung vieler Unternehmen mit diesen Technologien übersteigt inzwischen teilweise die Nutzungs- und Finanzierungsmöglichkeiten. Eine ähnliche Entwicklung hat sich – wenn auch weniger ausgeprägt – bei den privaten Konsumenten dieser High-Tech-Waren vollzogen. Hinzu kommt, dass mit dem massenhaften Scheitern von Internetfirmen auch die aus diesem Sektor kommende Sonderkonjunktur zu Ende gegangen ist.

Offenbar sind jetzt Bereiche der Wirtschaft, die bislang die Entwicklung der modernen Kommunikationstechnologien vorangetrieben haben, an Grenzen einer weiteren schnellen Ausbreitung angelangt. Sie stehen vor krisenhaften Anpassungen an die finanziell eingeschränkten Expansionsmöglichkeiten ihrer Märkte wie auch an andere harte Realitäten des Profitmechanismus. Sie sind aber zugleich mit sich strukturell verändernden technischen und Nachfragerfordernissen konfrontiert. Die bisher nur kurze, aber ereignisreiche Entwicklung der Internetbranche zeigt dies besonders deutlich.

Der vermeintlich eigenständige, von der übrigen Realwirtschaft abgehobene Höhenflug der Internetbranche ist vorbei. Er war u.a. dadurch gekennzeichnet, dass viele neue Firmen, vor allem im Dienstleistungsbereich, entstanden und

zum Teil schnell wuchsen. Diese Unternehmen finanzierten ihre Expansion überwiegend aus Krediten und neu emittierten Aktien, deren Kurse in Erwartung kommender Gewinne und hoher Spekulationsprofite schnell in die Höhe schossen. Dabei wurden die zweifellos revolutionierenden Möglichkeiten, die das weltweite Internet bietet, überschätzt und überreizt. Der Boom der Unternehmen, die mit dem Internet zu tun hatten, und – in potenziertem Maße – auch ihre Aktienkurse schossen über die Entwicklung solcher realer profitwirtschaftlicher Maßstäbe wie Umsätze, tatsächliche Nachfrage und vor allem Profite hinaus. Es erwies sich zunehmend, dass viele der zunächst unbegrenzt erscheinenden Anwendungsmöglichkeiten des Internets und der darauf aufbauenden Unternehmenskonzepte in der Praxis aus technologischen, strukturellen und vor allem ökonomischen Gründen nicht anwendbar oder zumindest nicht durch die Kleinunternehmen durchsetzbar waren, die sie bislang zu einem wesentlichen Teil getragen hatten.

Der Internet-Gründergeneration wurden mit systemüblicher Brutalität einige Grundregeln der Profitwirtschaft eingebläut. Kleine Unternehmen können zwar in Gründerphasen neuer Technologien Pionierarbeit leisten und werden zeitweilig dabei auch protegirt. In dem Maße jedoch, in dem sich die Spreu der von ihnen entwickelten oder ausprobierten Konzepte in der Praxis vom Weizen sondert, bleiben immer weniger Kleine leistungs- und kapitalkräftig genug, um weiter im Spiel zu bleiben. Jetzt treten verstärkt Großunternehmen, darunter zunehmend auch wichtige Anwender- und Abnehmerfirmen der neuen Technologien, in die Arena. Sie können aufgrund ihrer ungleich stärkeren Kapitalbasis andere Maßstäbe an die Verwertungsmöglichkeiten anlegen und von dem Lehrgeld profitieren, das kleine Pionierfirmen zu zahlen haben. Dabei bleiben nicht nur massenhaft Internetfirmen auf der Strecke. Deren aufgeblähtes Aktienkapital diente nämlich nicht nur als Kapitalbasis; die hochgeschossenen Kursgewinne waren zugleich eine wichtige Einkommensquelle der dort Beschäftigten, deren Arbeit von den Unternehmen zur Einsparung von Lohnkosten häufig mit vermeintlich immer wertvoller werdenden Aktien der eigenen Firma vergütet wurde. Die Internetbranche steht somit nach dem „Gründerboom“ in einer tiefen Anpassungskrise, in der sie enger in die dominierenden Kapitalstrukturen eingepasst und den Profitbedürfnissen des Großkapitals untergeordnet wird.

Mit einer ähnlichen, wenn auch nicht so einschneidenden Verquickung konjunktureller und struktureller Hemmnisse sehen sich auch andere mit der Kommunikationstechnik befasste Teilzweige konfrontiert. Die Unternehmen in diesen Bereichen sind zwar längst über die Gründerphase hinaus. Sie hatten jedoch von dem Boom im Internet durch die dort schnell expandierende Nachfrage nach PCs, entsprechenden Zusatzgeräten, Handys und Netzwerktechnik kräftig profitiert. Aber nicht nur das abrupte Ende der Internet-Sonderkonjunktur, sondern auch andere Anpassungszwänge haben diese Branchen in die Krise gebracht. So geht offenbar für die Computerhersteller sowie die vor- und nachgelagerten Unternehmen die seit mehr als zehn Jahren anhaltende Phase einer schnellen Ausbreitung des gegenwärtig dominierenden

<sup>5</sup> Financial Times Deutschland, 28.2.2001.

Typs von Personalcomputern in Firmen und Privathaushalten zu Ende, bei dem im Kern das Grundmodell eines stationär betriebenen PC zu immer höherer Leistungsfähigkeit geführt wurde. Das war nicht nur mit einer stark zunehmenden Erstausrüstungsnachfrage verbunden, sondern stimulierte zugleich bei professionellen oder fortgeschrittenen Nutzern schnellere Erneuerungs- oder Zusatzkäufe. Diese Entwicklung wird zwar nicht abbrechen. Neue Nutzerbedürfnisse, die mehr in Richtung mobiler und besser, vor allem einfacher, zu handhabender Geräte gehen, schränken aber ihre Expansionsmöglichkeiten ein und stellen neue Anforderungen an die Soft- und Hardwarehersteller. An einer Schwelle stehen auch die Hersteller von Handys sowie die Betreiber und Produzenten von Netzwerktechnik. Obwohl die von ihnen getragene Kommunikationsform durchaus eine weitere erhebliche Ausdehnung vor sich hat, ist auch das Wachstum dieses Bereichs ins Stocken geraten. Hier steht die Einführung vielseitigerer und schnellerer Anwendungsverfahren auf der Grundlage einer neuen Netzwerktechnik und auch veränderter Handys bevor. Diese Entwicklung vollzieht sich jedoch – nicht zuletzt aufgrund der hohen Investitionskosten für die Betreiber – nicht so schnell wie ursprünglich erwartet. Das hat zu Unsicherheit und Abwarten bei vielen potentiellen Käufern geführt, die Absätze gedämpft und die beteiligten Unternehmen zusätzlich in Schwierigkeiten gebracht.

Die Ausmaße dieser Krise der „New Economy“ sind in den bislang vorhandenen statistischen Daten noch nicht in einem Produktionsrückgang der High-Tech-Zweige, sondern lediglich in deren stark abgeschwächtem Wachstum sichtbar geworden. Sich häufende Meldungen über Gewinnwarnungen und geplante Entlassungswellen von Großunternehmen des Technologiebereichs signalisierten jedoch den Abwärtstrend. So liest sich die Liste der Unternehmen, die für die nächste Zeit Massenentlassungen ankündigten, mittlerweile wie ein „Who is Who“ der Großen der High-Tech-Branche. Sie umfasst beispielsweise neben vielen anderen den weltweit führenden Computerproduzenten Compaq ebenso wie den Netzwerkhersteller Cisco, die Software-schmiede Oracle und nicht zuletzt Intel, den Weltmarktführer unter den Chipherstellern.

Ein wesentlicher Faktor der wirtschaftlichen Abschwächung in den USA ist die Baisse, die seit Frühjahr vergangenen Jahres die Entwicklung an den Aktienmärkten bestimmt. Bis dahin waren vor allem die Aktienkurse der Internetfirmen auf eine von allen gängigen realwirtschaftlichen Bezugsgrößen weit entfernte Höhe gestiegen. Dadurch hatte sich zum Beispiel der Index-Kurs der amerikanischen Technologiebörse Nasdaq seit März 1997 vervierfacht, wobei die Kurse einiger, zum Teil neu an die Börse gekommener Firmen noch viel steiler hochgeschossen waren. Auch die Aktien der meisten anderen, vor allem der von der Technologiewelle profitierenden Unternehmen, waren in diesen Jahren zwar nicht so rasant, aber doch in einem schnelleren Tempo als in vorhergegangenen Hausse-Perioden gestiegen und wurden damit zum Teil gleichfalls überbewertet. Auch in anderen Zweigen hatten viele Unternehmen das günstige Börsenklima genutzt, um sich billig zusätzliches Kapital durch

eine Aufstockung ihres Aktienkapitals zu verschaffen, und dadurch den Kursanstieg ebenfalls weiter angeheizt. Die anderen Weltbörsen mit Ausnahme der japanischen, die bis heute an den Folgen des großen Crashes von 1989/90 krankt, nahmen eine nahezu parallele Entwicklung. Dabei wirkten solche Faktoren wie die Globalisierung der Finanzmärkte sowie die immer größere Rolle der Anlegerfonds beschleunigend und die Multiplikatoreffekte erhöhend auf Börsenaktivitäten und Kursausschläge ein. So hatten vor allem die Operationen dieser institutionellen Fonds und ihre Sogwirkungen zunächst die Kurse der Technologieaktien maßlos in die Höhe getrieben und eine gewaltige Spekulationsblase entstehen lassen. Jetzt trugen sie, nachdem sich im Frühjahr 2000 offenbar einige Anleger der ungenügenden Profitabilität von Internetunternehmen bewusst geworden waren und verkauften, durch hektische Ausstiege aus diesem Marktsegment mit entsprechenden Signalwirkungen auf andere Anleger wesentlich dazu bei, den Rückgang der Internetkurse schnell in einen Crash auf Raten überzuleiten.

Seitdem hält die Baisse an. Der Nasdaq ist gegenüber seinem Höchststand vom März letzten Jahres innerhalb eines reichlichen Jahres auf ein Drittel gefallen. Der Abschwung der Technologiebörse hat sich auch auf Aktienkurse anderer Zweige und Länder ausgewirkt und dort zu einem anhaltenden, sich unter Schwankungen vollziehenden Rückgang des Kursniveaus geführt. So liegen der Dow Jones als Sammelindex der führenden US-Konzerne derzeit um rund 20 Prozent und der deutsche Leitindex Dax um gut 30 Prozent unter den vor der Baisse erreichten Höchstständen. Dabei deuten jedoch eine Reihe von Kennziffern darauf hin, dass viele Aktien immer noch überbewertet sind. Hält die Baisse aber an, dann wird auch dies weiterhin über Kaufkraft einbußen, mangelnde Investitionsfähigkeit oder -motivation und zunehmende Existenzunsicherheit vor allem in den USA konjunkturendämpfend wirken.

### 3. Aussichten für die internationale Wirtschaftsentwicklung

Gegenwärtig bestehen keine Aussichten, dass in den USA der private Konsum als mit Abstand größter Nachfragefaktor seine konjunkturstützende Rolle in den bisherigen Relationen weiter ausüben kann. Dabei setzt nicht nur das immer mehr abnehmende Vertrauen der Verbraucher in die nächste Zukunft, sondern auch der real spürbar werdende Druck auf die Kaufkraft der Massenkonsumentin zunehmend engere Grenzen. Aufgrund der großen Anzahl von Kleinaktionären in den USA hatten viele Konsumenten in den Jahren kräftig steigender Kursgewinne das Sparen aus den laufenden Einkommen immer mehr verringert und zuletzt ganz eingestellt. So ging die Sparquote der privaten Haushalte von rund 8 Prozent zu Beginn der 90er Jahre bis 1999 auf 2 Prozent zurück. Bleiben jedoch Kursgewinne aus oder verwandeln sich sogar in Verluste, dann müssen viele Amerikaner für ihre Altersvorsorge, für ein Haus oder andere langfristige Zwecke wieder verstärkt aus den laufenden Einkommen sparen. Sie können demzufolge einen geringeren Teil des Einkommens für den Konsum ausgeben. Diese Reaktion der Konsumenten steht jedoch erst noch bevor, denn im Verlauf des vergangenen Jahres hat sich bei

ihnen sogar der Übergang vom abnehmenden Sparen zum Entsparen vollzogen. Seit Juli 2000 sind die Ausgaben der privaten Haushalte nämlich Monat für Monat höher als deren jeweils verfügbare Einkommen. Im IV. Quartal 2000 machte das laufende Defizit der privaten Haushalte rund 0,8 Prozent der verfügbaren Einkommen aus. Im I. Quartal 2001 hat sich diese Einkommenslücke nach bisherigen Angaben noch weiter vergrößert.<sup>6</sup> Dabei schließen diese Angaben alle privaten Haushalte ein, also auch die Bezieher von Grundeinkommen; bei Haushalten mit mittleren und kleinen Einkommen dürfte das laufende Defizit deshalb noch deutlich höher ausfallen. Dies führte dazu, dass auch die Verschuldung der Verbraucher erheblich angewachsen ist – die ausstehenden Konsumentenkredite beliefen sich im 3. Quartal 2000 auf 1.525 Milliarden Dollar<sup>7</sup> – das entspricht einer Größenordnung von gut 15 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Zudem sind von Privatanlegern auch Aktien im Wert von rund 300 Milliarden Dollar auf Kredit gekauft worden.

Die jüngste, bislang den Konjunkturabschwung noch dämpfende Steigerung des privaten Konsums wurde somit nur dadurch erreicht, dass die privaten Haushalte sich weiter verschuldeten oder auf Ersparnisse zurückgriffen. Ein großer Teil von ihnen hat also auf Kosten der eigenen Substanz oder auf Pump konsumiert und damit über die Verhältnisse gelebt. Mit der weiteren Fortsetzung eines solchen Konsumentenverhaltens ist aber nicht zu rechnen, weil die Kombination von zunehmender Arbeitsplatzunsicherheit, wachsendem Schuldendruck und ungünstigeren Einkommensmöglichkeiten die Masse der Konsumenten zu weit stärkerer Kaufkraftzurückhaltung zwingen wird.

Daran werden auch die beiden wirtschaftspolitischen Hoffnungsfaktoren nichts wesentliches ändern, auf die Konjunkturoptimisten setzen – weitere Leitzinssenkungen durch die Zentralbank und die von Bush vorbereitete Steuerreform. Von weiteren Zinssenkungen ist deshalb nicht viel zu erwarten, weil unter Schulden- und Einkommensdruck stehende, verunsicherte Verbraucher sich allein durch Kreditverbilligungen nicht in einem volkswirtschaftlich relevanten Umfang dazu verleiten lassen dürften, ihre Schuldenlasten zum Zwecke einer zusätzlichen Konsumtion zu vergrößern. Auch auf den zweitwichtigsten Nachfragefaktor, die Investitionen, werden Zinssenkungen gegenwärtig kaum noch stimulierende Wirkungen ausüben. Unternehmen, die mit einer sinkenden Nachfrage nach ihren Produkten, einer Nichtauslastung ihrer Produktionskapazitäten und zurückgehenden Profiten konfrontiert sind, können durch billigere Kreditmöglichkeiten allein nicht veranlasst werden, in den Aufbau neuer Kapazitäten zu investieren.

Noch mehr Hoffnungen werden an die möglichen Wirkungen der von Präsident Bush vorbereiteten Steuerreform geknüpft, deren konkreter Beginn und Umfang allerdings gegenwärtig noch unklar sind. Sicherlich werden Ein-

<sup>6</sup> Berechnet nach: Bureau of Economic Analysis, Washington, 29.3.2001; Federal Reserve Bulletin, Washington, März 2001.

<sup>7</sup> Handelsblatt, 14.2.2001.

kommensteuersenkungen in der beabsichtigten Größenordnung (1.150 bis 1.600 Milliarden Dollar auf eine Dekade verteilt) die verfügbaren Einkommen der privaten Haushalte erhöhen. Sie führen damit aber keineswegs automatisch auch zu einer ähnlich hohen Zunahme der Verbrauchernachfrage. So werden Steuererleichterungen in der Regel erst mit einer zeitlichen Verzögerung konsumwirksam. Zum anderen hängen ihre Wirkungen entscheidend davon ab, welcher Bevölkerungsgruppe die Entlastungen tatsächlich zugute kommen. In dieser Hinsicht setzt das von Bush eingebrachte Konzept jedoch eindeutige Prioritäten – es begünstigt in erster Linie die Reichen bzw. die Empfänger hoher Einkommen und drapiert dies sozial mit einer Steuererleichterung für die Bezieher der niedrigsten Einkommensklasse. Unberücksichtigt bleiben soll jedoch die mittlere Einkommensgruppe mit Jahreseinkommen von 12.000 bis 45.200 Dollar – das sind nach aktuellem Wechselkurs 2.200 bis 8.280 D-Mark monatlich. Dies ist aber gerade jene Gruppe, bei denen Einkommenszuwächse die größten Nachfrageeffekte haben.

Zieht man ein Fazit der skizzierten Prozesse, dann kommt man zu dem Ergebnis, dass die USA sich bereits in einer Wirtschaftskrise befinden. Die vorliegenden Daten und Fakten deuten darauf hin, dass sie aus dieser Krise nicht so schnell wieder herauskommen werden, wie die Mehrheit der Experten und Politiker es prognostiziert. In diesem Jahr ist deshalb mit deutlichen Rückgängen von Investitionen und Industrieproduktion sowie mit einer erheblich abgeschwächten Zunahme des privaten Verbrauchs zu rechnen. Dies dürfte dazu führen, dass sich im Verlaufe des Jahres auch das Bruttoinlandsprodukt rückläufig entwickelt.

Das wird auch die internationale Konjunkturentwicklung in der nächsten Zeit beeinträchtigen. Dazu trägt vor allem die weit über ihren Anteil am Weltsozialprodukt hinausgehende, seit Beginn der 90er Jahre noch weiter gewachsene Dominanz der USA in der Weltwirtschaft bei, die zugleich auch die Abhängigkeit anderer Volkswirtschaften von der ökonomischen Befindlichkeit der USA verstärkt. So hätte der jüngste Boom in den USA ohne zusätzliche ökonomische Aufputschmittel aus dem Ausland überhaupt nicht eine derartige Stärke erreichen können. Die Nachfrageexpansion auf dem amerikanischen Markt führte zu einem immer stärkeren Importsog. Im Jahr 2000 stiegen die Waren-Importe in die USA um fast 20 Prozent gegenüber dem Vorjahr auf eine Höhe von rund 1.250 Milliarden Dollar. Sie waren jedoch nur zu 62 Prozent durch den gleichzeitigen Export von Gütern gedeckt, so dass im Warenhandel ein Defizit von rund 460 Milliarden Dollar entstand. Dieses Defizit im Warenhandel verminderte sich durch den Überschuss der USA beim Austausch von Dienstleistungen noch etwas auf eine Gesamtlücke im Außenhandel des Landes von 371 Milliarden Dollar.<sup>8</sup> In den USA wurde somit im vergangenen Jahr eine im Ausland geschaffene Güter- und Dienstleistungsmenge dieses enormen Umfangs konsumiert oder investiert, der keine im Lande produzierte Gegenleistung gegenüberstand. Ein Ausgleich dafür

<sup>8</sup> Survey of Current Business, Washington, März 2001.

wurde durch den stark anwachsenden Zufluss ausländischen Geldkapitals geschaffen, dem die USA besonders attraktive Anlagemöglichkeiten boten. Der dabei entstandene Überschuss der in die USA strömenden Gelder über das im gleichen Zeitraum aus dem Land herausfließende Geldkapital entsprach im letzten Jahr etwa dem Minus im Außenhandel. Die besondere Stärke des jüngsten Aufschwungs in den USA beruht also zu einem erheblichen Teil auf einem großangelegten Pump beim Rest der Welt.

Nun sind Ungleichgewichte in den Handels- und Kapitalbilanzen beileibe keine neue, sondern eher eine normale Erscheinung. Das Funktionieren der heutigen Weltwirtschaft beruht auf einer sehr fragilen Balance verschiedener Ungleichgewichte und Konflikte. Die diese Balance stärker denn je prägende Dominanz der USA hat jedoch die Abhängigkeiten anderer Regionen und Länder von Prozessen in der US-Wirtschaft noch wesentlich verstärkt und macht sie den Auswirkungen der jetzigen Krise gegenüber besonders anfällig. Am stärksten bedrohen diese Abhängigkeiten derzeit die weitere konjunkturelle Entwicklung in Japan und in den ostasiatischen Schwellenländern.

Auf die neuerliche Verschlechterung der Binnenkonjunktur in Japan wurde schon hingewiesen. In ihrem jüngsten Konjunkturbericht hat die japanische Zentralbank den Ernst der Situation bestätigt. So hat sich der Erwartungs-Index der Großunternehmen innerhalb eines Vierteljahres halbiert; diese Unternehmen haben zudem einen Rückgang ihrer Anlage-Investitionen um knapp 5 Prozent im neuen Geschäftsjahr angekündigt.<sup>9</sup> Die Bank of Japan will jetzt auch durch den Aufkauf von Staatsschuldpapieren zusätzliche Liquidität in die Wirtschaft pumpen. Allerdings ist zu bezweifeln, ob dies angesichts der miserablen Absatzaussichten die Unternehmen zu zusätzlichen Investitionen ermuntert. Angesichts der deflatorisch schwachen Inlandsnachfrage wird es einmal mehr vom Wachstum der Exporte abhängen, ob und in welchem Maß sich die Konjunkturabschwächung vertieft. Und hier stehen die Aussichten vor allem deshalb schlecht, weil fast ein Drittel der Ausfuhren des Landes in die USA gehen. Besonders die japanische Autoindustrie, die in den USA einen Marktanteil von rund 25 Prozent hat, und die Elektronik-Branchen, deren Exporte vom Boom in den USA profitiert haben, erleiden starke Einbußen. Schon im Laufe des zweiten Halbjahres 2000 schwächte sich dadurch die zuvor kräftige Zunahme der japanischen Warenlieferungen in die USA ab. Insgesamt muss für dieses Jahr mit einem Rückgang des im Vorjahr noch geringfügig gewachsenen Bruttosozialprodukts gerechnet werden.

Wird Japan fast zeitgleich mit den USA von einer nachhaltigen Krise erfasst, dann kann dies fatale Wirkungen für die restliche Weltwirtschaft haben. Japan ist nicht nur die zweitgrößte Volkswirtschaft, sondern auch nach wie vor das größte Gläubigerland der Welt. Daraus erwachsen wiederum Risiken für die internationalen Finanzmärkte. Diese könnten zum Beispiel reale Formen annehmen, wenn japanische Anleger sich durch Krisen in beiden Ländern ver-

<sup>9</sup> Financial Times Deutschland, 2.4.2001.

anlasst sähen, mit Teilen ihres jetzt überwiegend in den USA angelegten Geldkapitals auf andere Märkte, beispielsweise in den EWU-Raum, auszuweichen oder wenn gar japanische Banken sich infolge einer zusätzlichen Schwächung ihres Eigenkapitals, etwa durch weitere Aktien-Kursverluste, gezwungen sähen, Teile ihrer Auslandsgelder zurückzuführen.

Verschlechtern dürfte sich die Situation auch in einer Reihe von ost- und südostasiatischen Ländern, vor allem in denen, die von der internationalen Finanzkrise 1997/98 besonders betroffen waren. Die meisten dieser Länder haben inzwischen bei aller Differenziertheit wieder ein relativ hohes Wirtschaftswachstum erreicht. Das täuscht aber darüber hinweg, dass sie die einschneidenden Folgen der damaligen Krise tatsächlich noch nicht überwunden haben.<sup>10</sup> Im Gefolge der massiven Währungsabwertungen und teilweise auch der Auflagen des IWF gingen dort massenweise Arbeitsplätze verloren, machten viele einheimische Betriebe Bankrott, sanken die Reallöhne und wuchs die Armut. Ausländisches Kapital ist nach der Krise erst wieder zögerlich in diese Länder geflossen und wurde zudem kaum für die Schaffung zusätzlicher Arbeitsplätze, dafür aber von den internationalen Konzernen oft für den billigen Ankauf einheimischer Betriebe eingesetzt.

Die beachtlichen Zuwachsraten von Ländern dieser Region stützten sich deshalb nicht auf eine wachsende Inlandsnachfrage, sondern auf ein schnelles Exportwachstum. Dabei besteht eine Besonderheit der meisten ausfuhrabhängigen asiatischen Volkswirtschaften darin, dass ihre Exporte sich auf wenige bestimmte Märkte – überwiegend die USA und Japan – und auch auf wenige Produkte – seit mehreren Jahren vorwiegend Elektronikzeugnisse – konzentrieren. Sie konnten dadurch als Vorlieferanten von dem weltweiten Technologieboom und von dem kräftigen USA-Aufschwung besonders stark profitieren. Andererseits werden sie nun auch von den gleichzeitigen Krisen in ihrer wichtigsten Exportbranche und auf ihrem wichtigsten Markt mit besonderer Härte getroffen. In dem Maße, in dem sich die Krise auch in Japan, ihrem wichtigsten ausländischen Kapitalgeber, verschärft, müssen die anderen asiatischen Länder zudem befürchten, dass sie nicht nur in eine Absatzkrise, sondern angesichts der gleichzeitigen Einbuße an Exporteinnahmen, der hohen Staatsschulden und des zu erwarteten Rückzugs ausländischen Kapitals erneut auch in eine Liquiditäts- und Währungskrise hineinrutschen. Die Asiatische Entwicklungsbank hat ihre Wachstumsvorausschätzung für dieses Jahr für die Mehrzahl der ost- und südostasiatischen Entwicklungs- und Schwellenländer deutlich nach unten revidiert. Davon ausgenommen wurden, vor allem wegen ihrer geringeren Exportabhängigkeit, lediglich China und Indien.

Die Konzentration dieser Einschätzung auf die USA und Ostasien, die gewissermaßen in der ersten Reihe des Konjunkturrückgangs sitzen, bedeutet keineswegs, dass die krisenhafte Entwicklung um die anderen Teile der Weltwirtschaft einen

<sup>10</sup> Zur Situation dieser Länder siehe auch: L. Mayer, Tiger auf wackeligen Beinen, in: ISW-Report, a.a.O., S. 24 ff.

Bogen machen wird. So werden natürlich die über die Freihandelszone NAFTA eng in das US-Handelssystem einbezogenen Nachbarstaaten Kanada und Mexiko unmittelbar betroffen. Vor allem Mexiko, dessen Wirtschaftswachstum in den letzten Jahren vorrangig darauf beruhte, dass 90 Prozent seiner schnell expandierten Ausfuhren in die USA gingen, wird jetzt die negativen Folgen dieser starken Abhängigkeit zu spüren bekommen. Darüber hinaus werden auch die anderen lateinamerikanischen Länder, von denen einige ohnehin in akuten Schwierigkeiten stecken, aufgrund der sehr engen ökonomischen Fesselung dieser Weltregion an die USA stark von der dortigen Entwicklung beeinflusst. Das gilt insbesondere für Argentinien, wo das Zusammentreffen hoher fälliger Zahlungen für die enormen Auslandsschulden mit den Wirkungen einer akuten Haushalts- und Wirtschaftskrise das Land an den Rand der Zahlungsunfähigkeit trieb, die nur durch einen Kredit des IWF verhindert werden konnte. Dieser Kredit wird aber nur einen Aufschub der Schuldenverpflichtungen bewirken und die ökonomische und soziale Situation im Land infolge der mit ihm verknüpften harten Auflagen noch weiter verschärfen. Er entsprach aber den Interessen der USA, die angesichts ihrer eigenen aktuellen Probleme, des starken Engagements nordamerikanischer Banken und Fonds in Argentinien und der Bindung des Peso an den US-Dollar eine weitere massive Kapitalflucht aus dem Lande und damit neuerliche Turbulenzen auf den internationalen Finanzmärkten befürchteten. Die argentinische Krise verdeutlicht ebenso wie die jüngste, unmittelbar vor der Tür Europas ausgebrochene türkische Währungs- und Wirtschaftskrise, dass von den auf der Jagd nach der jeweils günstigsten Rendite von Land zu Land wechselnden Geldkapitalanlegern nach wie vor erhebliche Risiken für die Weltwirtschaft ausgehen.

Auch Europa wird im Verlaufe dieses Jahres, wenn auch vermutlich etwas moderater als die bisher hier hervorgehobenen Länder, in den zyklischen Abschwächungssog geraten. Obwohl der Wirtschaftsverlauf in den meisten europäischen Staaten sich mit einer geringeren direkten Abhängigkeit von den Schwankungen der US-Wirtschaft vollzieht, als es in vielen überseeischen Regionen der Fall ist, werden zumindest drei Faktoren die sich schon verlangsamen Konjunktur in Europa weiter beeinträchtigen – die schrumpfenden Absatzmöglichkeiten in Nordamerika sowie in vielen asiatischen und lateinamerikanischen Ländern, die von der Baisse an den Weltbörsen sowie von den Unwägbarkeiten an den internationalen Finanzmärkten ausgehenden Risiken und nicht zuletzt der strukturelle, international übergreifende Charakter der Krisen in so wichtigen Zweigen wie der Autoindustrie und den High-Tech-Branchen, die bislang noch nicht voll auf Europa durchgeschlagen sind. Der IWF hat kürzlich seine Prognose für das europäische Wirtschaftswachstum in diesem Jahr von 3,4 auf 2,4 Prozent herabgesetzt – eine noch immer zu optimistisch erscheinende Annahme.

Insgesamt ist einzuschätzen, dass sich in diesem Jahr und wahrscheinlich noch bis in das kommende Jahr hinein das Wachstumstempo der Weltwirtschaft erheblich verlangsamen wird. Die jüngste Prognose des IWF von Ende April erwartet einen Rückgang der Wachstumsraten der weltweiten Produktion von 4,8 Prozent im Jahr 2000 auf 3,2 Prozent im Jahr 2001 und des Welthandels von 12,4 auf 6,7 Prozent.

Jörg Huffschnid

## Mehr Instabilität, mehr Finanzmacht und mehr soziale Polarisierung

### Die Finanzmärkte und die Möglichkeiten ihrer Kontrolle

Moderne Finanzmärkte sind durch drei wesentliche Eigenschaften gekennzeichnet<sup>1</sup>: *Erstens* überwiegt der Handel mit bestehenden Wertpapieren die Ausgabe neuer Wertpapiere; die Spekulation hat Vorrang vor der Finanzierung und langfristigen Vermögensbildung. *Zweitens* hat sich auf den Finanzmärkten in den letzten 20 Jahren eine neue Gruppe von mächtigen Akteuren herausgebildet, die sog. institutionellen Investoren; sie managen einen erheblichen und zunehmenden Teil des weltweiten Finanzvermögens. *Drittens* sind moderne Finanzmärkte international offene Märkte, auf denen es keine Beschränkungen für Kapitalwanderungen gibt.

Im folgenden geht es um die Fragen, welche Wirkungen diese Eigenschaften für die Stabilität der wirtschaftlichen Entwicklung (Abschnitt 2) sowie die Struktur des traditionellen, durch die Dominanz der Großbanken gekennzeichneten Finanzsektors haben (3) und welche Einflüsse hiervon auf Unternehmen und Politik ausgehen (4). Nach einer kurzen Zwischenbilanz (5) präsentiert der letzte Teil (6) verschiedene Ansätze zur Reregulierung und Kontrolle der Finanzmärkte.

### 2. Die besondere Instabilität von Finanzmärkten

Nirgendwo ist die prinzipielle Instabilität der Märkte in den 90er Jahren so eindrucksvoll demonstriert worden wie auf den Finanzmärkten. Sie offenbart sich in den enormen Kursschwankungen an den Börsen, auf den neuen Märkten ebenso wie auf denen für Standardwerte. Sie zeigt sich in den Turbulenzen und den massiven Finanzkrisen, die in den 90er Jahren immer schneller aufeinander gefolgt sind: 1992/93 die Krise des Europäischen Währungssystems, 1994/95 die (zweite) Mexikokrise, 1997/98 die Asienkrise, 1998 Rußland, 1998/99 Brasilien. In den ersten drei Monaten dieses Jahres sind Argentinien, Indonesien und die Türkei in schwere Finanzkrisen geraten.

Eine erste Annäherung an die Erklärung für diese besondere Instabilität liefert die Theorie der spekulativen Herdenverhaltens (vgl. Minsky 1982, Kindleberger 1996). Finanzanleger orientieren sich bei ihren Kaufentscheidungen für Aktien nicht ausschließlich und oft nicht in erster Linie an den vermuteten objektiven Qualitäten der Unternehmen, deren Aktien sie kaufen. Sie folgen vielmehr ihren Erwartungen über die – den Aktienkurs beeinflussenden – Kaufentscheidungen anderer Marktteilnehmer. Wenn sie erwarten, daß andere

<sup>1</sup> Auf den Hintergrund für die Herausbildung dieser Eigenschaften gehe ich hier nicht ein. Vgl. Huffschnid 1999a u. 1999b.

bestimmte Aktien kaufen, deren Preis daher steigen wird, werden sie ihrerseits kaufen, und das wird den Preis tatsächlich in die Höhe treiben. Wenn andere Anleger dies sehen, werden sie sich anschließen. Um an dem beginnenden Boom teilhaben zu können, werden Spekulanten Kredite aufnehmen. Sie gehen davon aus, diese später mit den Erlösen aus Aktienverkäufen zurückzahlen zu können. Wenn dann die ersten Anleger aussteigen und die Kurse nicht mehr weiter steigen, beginnt der Abschwung. Jeder will verkaufen, um von den Spitzenkursen zu profitieren und möglichst hohe Gewinne mitzunehmen. Der Rückgang der Kurse beschleunigt sich in dem Maße, wie zur Rückzahlung von Finanzkrediten zusätzliche Aktien verkauft werden müssen. Wenn Spekulanten hierzu nicht mehr in der Lage sind, werden die Kreditbanken in Mitleidenschaft gezogen, sie müssen ihrerseits Kredite kündigen um ihre Liquidität zu erhalten. Auf diese Weise greift die Finanzkrise auf den güterwirtschaftlichen Sektor über, die Finanzkrise wird zur allgemeinen Wirtschaftskrise.

Gibt es – so lautet die weiterführende Frage – systematische Ursachen der Finanzspekulation? Ein Hinweis zur Antwort liegt in der Tatsache, daß zur Spekulation zunächst Geld verwendet wird, das weder zum Verbrauch noch zur Investition ausgegeben, sondern in Form von Finanzvermögen gehalten wird. Gesamtwirtschaftlich stellt sich dies so dar, daß das Sparen auf Kosten des Verbrauchs und der Investitionen zunimmt. Dies ist kein Zufall, sondern Resultat der Verteilungsverhältnisse: Die Zunahme der Ungleichheit der Einkommensverteilung zugunsten der Gewinne und der oberen Einkommensgruppen schränkt die Verbrauchsausgaben der unteren und mittleren Einkommensgruppen ein und erhöht die Sparquote der oberen Schichten. Dies aber bremst die Investitionsbereitschaft der Unternehmen, die sich mit stagnierender Endnachfrage konfrontiert sehen. Auch sie „sparen“ ihre Gewinne, statt sie in den Auf- und Ausbau von Produktionsanlagen zu stecken. Langsames Wachstum bei zunehmend ungleicher Einkommensverteilung erzeugt also einen systematischen Angebotsdruck auf den Finanzmärkten, die mit flüssigen Mitteln überschwemmt werden. Wenn die Perspektiven für schnelle Gewinne im Inland nicht gut sind, geht das überschüssige Geldkapital ins Ausland. Dabei üben Schwellenländer wegen der oft überdurchschnittlichen Renditen zunächst eine große Attraktivität aus und ziehen massenhafte Kapitalzuflüsse an. Wenn diese das Finanzsystem der betreffenden Länder überfordern, kommt es zu plötzlicher Trendumkehr und zu ebenso massenhaften Kapitalabflüssen, die eine Spur der Zerstörung zurücklassen. Das Kapital fließt in die „sicheren Häfen“ zurück, wo es die Währung aufwertet und neue spekulative Blasen erzeugt.

### 3. Die Steigerung der Bankenmacht

Das letzte Jahrzehnt war nicht nur durch ein hohes Wachstum der Finanzmärkte, sondern auch durch eine Zunahme der Konzentration und Zentralisation im traditionellen Bankenbereich auf der einen sowie eine starke Diversifikation der Banken in den Investmentbereich gekennzeichnet.

Tabelle 1: Bankfusionen in den USA und Europa, 1989 – 1998

	Anzahl			Wert in Mrd. \$						Anteil am Wert aller Fusionen					
	1989-90	1991-92	1993-94	1995-96	1997-98	1989-90	1991-92	1993-94	1995-96	1997-98	1991-92	1993-94	1995-96	1997-98	
USA	1501	1354	1477	1803	1052	37,8	56,8	55,3	114,9	362,4	18,7	9,0	10,6	18,2	
Eurozone		495	350	241	203		17,5	14,6	19,1	100,4	8,3	9,3	11,2	27,1	
-Österreich		35	19	21	na		1,0	0,4	1,4	na		16,8	65,3	na	
-Belgien		11	22	18	20	0	1,0	0,6	0,5	32,5	14,1	7,0	4,9	34,8	
-Frankreich		52	133	71	50	2,7	2,4	0,5	6,5	4,0	4,3	1,0	9,8	4,1	
-Deutschland		19	71	83	36	2,1	3,5	1,9	1,0	23,2	6,5	7,6	4,0	45,5	
-Italien		41	122	105	93	8,2	5,3	6,1	5,3	30,1	15,6	17,7	24,9	63,3	
-Niederlande		12	20	13	8	10,9	0,1	0,1	2,2	0,4	0,2	0,5	17,5	0,8	
-Spanien		30	76	44	27	4,0	4,3	4,5	2,3	5,9	13,5	21,5	14,1	26,6	
-Finnland			51	16	7		0,9	1,0	1,2	4,3	22,3	21,7	7,4	77,5	
Schweden															
England		86	71	40	25	17	1,1	0,4	0,1	2,1	3,8	2,0	0,3	7,1	
Schweiz		31	47	59	28	22	0,4	3,9	1,0	24,3	9,5	43,4	2,4	78,3	

Quelle: OECD, Financial Market Trends, No. 75, March 2000.

Die Öffnung der Märkte für ausländische Anbieter von Finanzdienstleistungen hat sowohl in den USA als auch in Europa eine sehr starke Welle von Bankfusionen ausgelöst (vgl. Tabelle 1). Sie wurde in einigen Ländern – vor allem Frankreich und Italien – durch die Privatisierung von bis dahin staatlichen Banken verstärkt.

Bemerkenswerterweise fand die überwiegende Mehrzahl (85 Prozent) dieser Zusammenschlüsse innerhalb des jeweiligen Landes statt. Fusionen zwischen zwei EU-Instituten machten in der Zeit von 1995 bis 1999 weniger als fünf Prozent, Zusammenschlüsse unter Beteiligung von Banken aus Drittländern nur rund zehn Prozent aus (vgl. ECB 2000, S.10). Die Antwort auf die internationale Konkurrenz war also die Bildung oder der Ausbau nationaler Spitzenkonzerne, die in der Lage sind, international zu agieren, ohne von ausländischem Kapital beherrscht zu sein. Im Laufe der 90er Jahre ist der ohnehin zu Beginn des Jahrzehnts schon hohe Konzentrationsgrad der Banken in der EU weiter gestiegen. Gemessen an der Bilanzsumme betrug der Marktanteil der fünf größten Bankgruppen 1999 in zehn der 15 Mitgliedsländer über 50 Prozent, in sieben sogar über 70 Prozent, aber nur in zwei Ländern (Deutschland, Luxemburg) unter 30 Prozent. Für Luxemburg erklärt sich letzteres mit der hohen Zahl ausländischer Banken, und für Deutschland spielen die Sparkassen und Genossenschaftsbanken eine wesentliche Rolle.

Die Machtposition der Großbanken auf ihren Heimatmärkten ist in den 90er Jahren deutlich gestärkt worden. Auslandskapital spielt auf ihren Märkten – mit Ausnahme Luxemburgs, Irlands und Belgiens – nur eine geringe Rolle, während das internationale Geschäft der Banken ein hohes Niveau erreicht hat (vgl. Tabelle 2).

Das Wachstum des Wertpapiergeschäfts gegenüber dem traditionellen Kreditgeschäft hat zu einer besonders starken Entwicklung von Investmentfonds als Kern der sog. institutionellen Investoren geführt. Dabei gibt es einen ganz entscheidenden Unterschied zu den USA: Dort mußten seit 1933 das traditionelle Bankgeschäft (Einlagen und Kredite) und das Wertpapierhandels- und -anlagegeschäft in getrennten Unternehmen geführt werden. Diese Bestimmung ist erst Ende 1999 aufgehoben worden und hat seitdem zu einer regen Verflechtung zwischen Geschäftsbanken und Investmentbanken geführt. In Europa (mit Ausnahme Großbritanniens) gab es diese strenge Trennung nicht. Das Management von Investmentfonds wurde daher von Anfang an überwiegend von Kapitalanlagegesellschaften im Besitz der führenden Banken betrieben. So verwalteten beispielsweise die drei traditionellen Großbanken Deutsche, Dresdner und Commerzbank im Jahre 1998 gut die Hälfte (51,5 Prozent) des insgesamt von deutschen Investmentfonds angesammelten Vermögens. *Die Macht der großen Bank- und Versicherungskonzerne wurde durch den Boom der Investmentfonds nicht beschränkt, sondern potenziert.*

Der Boom des Wertpapiergeschäfts hat dazu geführt, daß es eine erhebliche Verschiebung in der Zusammensetzung der Bankgewinne zu Lasten des Zinsüberschusses und zu Gunsten der Provisionen und der Handelsgewinne gekommen ist (vgl. Tabelle 3).

Tabelle 2: Konzentration und Auslandsverflechtung im europäischen Bankensektor

Land	Konzentration <sup>1</sup>						Auslandskapital <sup>2</sup>	Auslandsgeschäft <sup>3</sup>
	Bilanzsumme		Kredite		Einlagen			
	1990	1999	1990	1999	1990	1999	1998	1997
Österreich	34,7	50,4	33,9	43,3	33,1	39,6	3,3	41,7
Belgien	48,0	77,4	58,0	80,4	67,0	74,7	36,3	143,6
Deutschland	13,9	19,0	13,5	15,8	11,6	15,0	4,3	31,0
Dänemark	76,0	77,0	82,0	79,0	82,0	79		
Spanien	34,9	51,9	31,5	47,9	36,3	45,3	11,7	23,8
Finnland	41,0	74,3	49,7	68,0	46,1	63,4	7,1	31,0
Frankreich	42,5	42,7	44,7	46,4	58,7	69,2	9,8	65,0
Griechenland	83,7	76,6	87,2	74,5	86,8	81,7		
Irland	44,2	40,8	42,9	48,2	43,7	51,0	53,6	176,9
Italien	29,2	49,3	28,9	47,6	26,9	46,1	6,8	26,2
Luxemburg	21,2*	26,1	15,1*	34,3	22,5*	28,1	94,6	2828,4
Niederlande	73,4	82,3	76,7	81,5	79,5	83,4	7,7	67,4
Portugal	58,0	72,6	57,0	72,9	62,0	79,6	10,5	47,7
Schweden	82,7	88,2	81,3	85,3	90,6	83,5		
Großbritannien	50,9	57,11	39,3	30,3	40,6*	32,4		
EU-Durchschnitt	50,9	57,1	52,7	57,0	55,7	58,1		

<sup>1</sup> Anteil der 5 größten Bankgruppen an der Gesamtsumme aller Banken, 1998; <sup>2</sup> Marktanteil aller ausländischen Banken an der gesamten Bilanzsumme aller Banken, Ende 1997, Eurozone; <sup>3</sup> Prozentsatz der Forderungen gegenüber ausländischen, gemessen an den Forderungen gegenüber inländischen privaten Schuldnern (dabei kann es sich um Kredite oder Wertpapiere handeln), Eurozone; \*Zahlen für 1995. Quelle, EZB 2000, Belaisch u.a. 2001, Tabellen 10 und 15.

Während Anfang der 90er Jahre in den 11 Ländern der Europäischen Währungsunion noch knapp drei Viertel der Bankgewinne aus dem Zinsüberschuß, also der Differenz zwischen erhaltenen und gezahlten Zinsen, herrührte, war er 1998 auf unter 60 Prozent gefallen; er lag mit 59 Prozent allerdings immer noch erheblich höher als in den USA (48 Prozent). Dagegen war der Anteil der Provisionen aus dem Beratungs- und Investmentgeschäft um mehr als ein Drittel von 16 auf 22 Prozent gestiegen, und der Anteil der Gewinne, die aus

dem Wertpapierhandel stammen, nahm von 6 auf 11 Prozent zu, hat sich also, allerdings ausgehend von einem niedrigeren Niveau, fast verdoppelt. (Bei den USA spiegelt sich in den niedrigen Provisionsanteilen die Trennung von Banken- und Investmentgeschäft).

Tabelle 3: Veränderung der Zusammensetzung der Bankgewinne 1998 gegenüber 1992<sup>1</sup>

	Zinsüberschuß		Provisionen		Handelsgewinn	
	1992	1998	1992	1998	1992	1998
EU 11	73	59	16	22	6	11
- Frankreich	70	53	16	22	6	11
- Deutschland	75	63	11	11	0	10
- Italien	78	58	17	27	2	8
- Spanien	78	67	18	26	3	5
Großbritannien	57	56	28	29	7	6
USA	49	48	5	6	18	12
Japan	70	57	7	4	7	10

<sup>1</sup> Anteil am Betriebsergebnis. Quelle: Belaisch u.a., Tabelle 12

#### 4. Steuerung durch die Finanzkonzerne

Die größere Macht und größere Reichweite der Finanzkonzerne hat erhebliche Rückwirkungen auf Unternehmen, Politik und Gesellschaft

##### a. Einfluß der Finanzmärkte auf die Unternehmensführung: Alle Macht den Eigentümern

Die traditionelle Verbindung zwischen Unternehmen und Finanzsektor im kontinentaleuropäischen Kapitalismus ist das Hausbankverhältnis. Eine Bank ist Hauptkreditgeber des Unternehmens, entsendet ihre Vertreter in seine Kontrollgremien (in der Regel als Vorsitzende des Aufsichtsrates), besitzt in vielen Fällen sogar einen Anteil am Kapital des Unternehmens. Es gibt langfristige feste Beziehungen, die einerseits auch in einer Schwächeperiode des Unternehmens nicht unmittelbar gefährdet und andererseits für Außenstehende kaum durchschaubar sind. Auf diese Beziehungen gründet sich die traditionelle Macht der Banken als Kontroll- und Steuerungszentren der privaten Unternehmen. Diese Art der Gruppierung bestimmter Industrieunternehmen oder Branchen um eine bestimmte Großbank erlaubte es, von spezifischen Finanzgruppen zu sprechen.

Die Machtpositionen der Großbanken und großen Versicherungen, die in diesen Verflechtungen zum Ausdruck kommen, sind während des letzten Jahr-

zehnts nicht verschwunden. Sie haben sich aber verändert, und sie werden zunehmend anders exekutiert. Hierfür sind vor allem die Zunahme des Wertpapiergeschäftes und die Verschärfung der Konkurrenz durch die Liberalisierung des internationalen Kapitalverkehrs verantwortlich. Der Aufbau von institutionellen Investorpositionen mit globaler Reichweite durch die Großbanken erzwingt neue Maßstäbe und Verhaltensweisen. Als outsider sind institutionelle Investoren an größerer Transparenz, als Anleger mit globaler Reichweite an internationaler Vergleichbarkeit des Unternehmenserfolges, als Verwalter von Kapital, das jederzeit abgezogen werden kann, an der Permanenz hoher Renditen und positiver Kurserwartungen interessiert. Als – zeitlich befristete – Großaktionäre der Unternehmen, in denen sie das von ihnen verwaltete – ihnen nicht gehörende! – Kapital anlegen, stehen sie unter Druck, den Interessen der Eigentümer massiv Nachdruck zu verleihen. Diesen Druck geben sie an die Geschäftsleitungen weiter. Sie sind aber ebenso in der Lage und bereit, sich schnell aus einem Unternehmen zurückzuziehen, wenn es ihre Anforderungen nicht erfüllt. Diese Konstellation ist der Kern der Orientierung am „shareholder value“: die Maximierung des Wertes für die Aktionäre.

Nun ist das Interesse an dauerhaft hohen und steigenden Profiten nichts Neues für kapitalistische Unternehmen. Insofern handelt es sich beim Übergang zur Orientierung am shareholder value auch nicht um eine prinzipielle Neuorientierung der Unternehmenspolitik. Neu ist die Vereinheitlichung und Vereinfachung des Maßstabes für die Profitabilität auf eine Kennziffer, die kurze Leine der Kontrolle und die größere Durchsetzungsfähigkeit der institutionellen Anleger gegenüber den Geschäftsleitungen. Die Quintessenz der shareholder value-Orientierung ist eine Verschiebung des Kräfteverhältnisses zwischen verschiedenen Interessengruppen in der Unternehmensführung zugunsten der Eigentümerinteressen an maximalem Profit. Deren ausschließliche Geltung war im Laufe der Entwicklung des Kapitalismus in Europa durch Arbeiterbewegung und demokratische und sozialstaatliche Gesetzgebung teilweise eingeschränkt worden. Dadurch konnte eine Unternehmenskonzeption einen gewissen Einfluß gewinnen, in der Unternehmen – zumindest ab einer bestimmten Größenordnung – nicht als Privatveranstaltung ihrer Eigentümer, sondern als gesellschaftliche Organisationen aufzufassen sind, die gesellschaftliche Verantwortung tragen und in deren Führung ein Mindestmaß von Demokratie und Berücksichtigung unterschiedlicher gesellschaftlicher Interessen gelten soll. Damit soll jetzt Schluß sein. Hinter der shareholder value-Orientierung steht der Angriff auf diese Reformkonzeption und der Anspruch auf Alleinherrschaft des Profitinteresses der Eigentümer. Die institutionellen Anleger sind die Organisatoren und Exekutoren dieses roll-back – und sie rechtfertigen ihre Arbeit durch den Hinweis, daß sie selbst nur Getriebene sind – getrieben von Renditeansprüchen ihrer Investoren. Hier erscheint vermittelter Druck nicht als gebrochener, sondern als potenziertes Druck.

Die Neuorientierung der Geschäftspolitik beschränkt sich nicht auf die Unternehmen, in denen die institutionellen Investoren tatsächlich als Aktionäre präsent sind. Sie breitet sich auf dem Wege der Konkurrenz, durch neue Stan-

dards, Zielzahlen und Vergleichsmaßstäbe („benchmarks“) über die gesamte Wirtschaft aus. Sie findet auch in der Politik traditioneller Hausbanken ihren Niederschlag, die eine jahrzehntelange Kapitalbeteiligung plötzlich zur Disposition stellen wollen, wenn das Unternehmen nicht binnen kürzester Zeit seine „performance“ verbessert. Dies hat beispielsweise der Vorstandsvorsitzende der Deutschen Bank Breuer für das Engagement seiner Bank bei DaimlerChrysler angekündigt.

#### b. Einfluß der Finanzmärkte auf die Wirtschaftspolitik: Alles für die Finanzanleger

Auch der seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts außerordentlich große Einfluß der Großbanken auf die Politik hat sich im Laufe der Neuformierung der Finanzmärkte während der letzten beiden Jahrzehnte nicht verringert, allerdings in mancher Hinsicht verändert. In ihrer Rolle als institutionelle Investoren instrumentalisieren sie ihre „Exit-Option“, d.h. die Möglichkeit, ihre Kapitalanlagen jederzeit kurzfristig – und auf der Grundlage entwickelter Telekommunikationstechnologie fast ohne Kosten – abzuziehen und ins Ausland zu verlagern, um ihre Interessen in der Politik durchzusetzen. Diese sind nicht grundsätzlich verschieden von denen anderer großer international operierender Konzerne: beide sind in erster Linie an niedrigen Inflationsraten interessiert. Beide wollen ihre Steuern und die gesetzlichen Sozialabgaben sowie kostenwirksame Umweltauflagen minimieren. Nicht die Interessenlage hat sich also geändert, sondern die Kräfteverhältnisse bei der Durchsetzung der Interessen. Die Öffnung der Grenzen ermöglicht den Aufbau einer Drohkulisse der Unternehmensverlagerung, die insbesondere durch die neue Beweglichkeit auf den Finanzmärkten an Glaubwürdigkeit gewinnt, und deren Wucht in keinem Verhältnis zum Umfang der tatsächlichen Kapitalverlagerungen steht. Auf den härteren Druck reagieren die Regierungen mit einem Standortwettbewerb, in dessen Verlauf die wirtschaftspolitischen Prioritäten sich drastisch zu Gunsten der Unternehmen verändern. Auch hier forcieren die Finanzmärkte also ein reformpolitisches roll-back auf breiter Front. Die deklarierte Gleichrangigkeit der wirtschaftspolitischen Ziele Beschäftigung und Preisstabilität ist mittlerweile aufgegeben und hat einem unumstrittenen Vorrang für Preisstabilität in der Politik Platz gemacht. Demgegenüber spielt – allen offiziellen Erklärungen zum Trotz – die Beschäftigung nur noch die Rolle einer Restgröße, für deren Maximierung im übrigen nicht die Politik, sondern die Beschäftigten verantwortlich sind.

#### c. Der Einfluß der Finanzmärkte auf die Sozialpolitik: Erschließung neuer Anlagemittel

Die gegenreformerischen Ambitionen der Finanzmärkte erstrecken sich auch auf die Zentralbereiche moderner Sozialstaaten, die Systeme der sozialen Sicherheit. Hier hat der Angriff in den meisten europäischen Ländern gerade erst begonnen, seine Weiterführung ist allerdings fest geplant und seine volle

Entfaltung steht – unter dem Stichwort des „aktivierenden Sozialstaates“ – auf der Tagesordnung der Europäischen Union.

Die drei zentralen Elemente dieser „Modernisierung“ der Systeme der sozialen Sicherheit sind erstens die schrittweise Einschränkung der gesetzlichen zugunsten der privaten sozialen Sicherung, zweitens die Umstellung der Finanzierung: Das Umlageverfahren (bei dem die in einer Periode anfallenden Sozialleistungen durch die in der gleichen Periode gezahlten Beiträge zur Sozialversicherung finanziert und etwaige Lücken durch öffentliche Haushaltsmittel geschlossen werden) soll durch das Verfahren der Kapitaldeckung abgelöst werden, bei dem die Versicherten mit ihren Sozialbeiträgen für sich selbst einen Kapitalstock aufbauen müssen, auf den sie später zurückgreifen können. Drittens wird die paritätische Finanzierung der Sozialversicherung durch Unternehmer und abhängig Beschäftigte abgelöst durch einseitige Finanzierung durch die Beschäftigten.

Während der allmähliche Rückzug der Arbeitgeber aus der Finanzierung der sozialen Systeme im kurzfristigen Gewinninteresse aller Unternehmen liegt, kommt ihre Privatisierung und die Finanzierung durch Kapitaldeckung den großen institutionellen Anlegern unmittelbar zugute. Sie stellt ihnen finanzielle Mittel in außerordentlich hohem Maße zur Verfügung, mit denen sie auf den internationalen Kapitalmärkten operieren können. Das wird ihre Marktposition als global player unmittelbar verbessern und ihre Renditen steigern. Für die Mehrheit der Menschen dagegen, die auf die Systeme der sozialen Sicherung angewiesen sind, steigt die Unsicherheit. Die Leistungen werden nicht mehr – oder nur noch zu einem minimalen Sockel – gesetzlich garantiert, sondern sind den Wechselfällen und Unsicherheiten auf den Finanzmärkten ausgesetzt. Eine der tragenden Säulen der europäischen Sozialsysteme wird so untergraben und – wenn diese Entwicklung nicht gestoppt wird – über kurz oder lang zum Einsturz gebracht.

#### Zwischenbilanz: Neue Polarisierung durch die finanzmarktgetriebene Gegenreform

Die herausragende Rolle, die die Finanzmärkte gegenwärtig in den entwickelten kapitalistischen Ländern spielen, signalisiert weniger eine grundsätzliche Veränderung im Produktions- und Arbeitsprozeß oder im Tempo der Produktivitätsentwicklung. Sie signalisiert vielmehr vor allem ein zugunsten der Eigentümer und zu Lasten der von Beschäftigung abhängigen Menschen verändertes gesellschaftliches Kräfteverhältnis. Der ökonomische Druck hinter diesen Veränderungen war die strukturelle Überakkumulation, die in den 70er Jahren zu schweren Entwicklungsproblemen des Kapitalismus führte. Ihre politische Umsetzung erfolgte durch Entscheidungen zur Aufkündigung der internationalen Kooperationsstrukturen und zum Angriff auf die in der Nachkriegszeit durchgesetzten sozialen und politischen Reformen. Im Verlauf dieses reformpolitischen roll-back haben sich die Finanzmärkte von einer Begleiterscheinung zu einem wesentlichen Hebel entwickelt.

Die Zwischenergebnisse dieses roll back zeugen davon, daß der Angriff in erheblichem Maße erfolgreich war. Die Spaltung der Welt in arm und reich ist in mehrfacher Hinsicht vertieft worden. Der Abstand zwischen den Ländern des Nordens und den Ländern des Südens ist größer geworden, die Armut in der Welt hat in den letzten zehn Jahren insgesamt zugenommen. Auch in den entwickelten Ländern hat sich die Polarisierung vertieft. Seit Mitte der 70er/Anfang der 80er Jahre hat das Wirtschaftswachstum trendmäßig abgenommen – auch in den USA. Gleichzeitig sind die Profite und die Zinsen auf Kapitalanlagen gestiegen, die Börsenkurse liegen auch in der gegenwärtigen Krise bei einem Vielfachen der Werte in den 70er Jahren. Die Inflationsrate ist drastisch gesunken und die Arbeitslosenrate ebenso drastisch gestiegen. Die Besteuerung von Kapital ist heute wesentlich niedriger, die Besteuerung der Arbeit und des Verbrauchs wesentlich höher als in den 70er Jahren. Die Lohnquote ist überall gesunken, die Zahl der Arbeitslosen und die der Armen überall gestiegen. Auch wo der Anteil der Sozialleistungen am Sozialprodukt – wegen der drastischen Zunahme der Fallzahlen – unverändert geblieben oder gestiegen ist, hat flächendeckender Sozialabbau zu einem deutlich schlechteren Anspruchs- und Leistungsniveau für die betroffenen Menschen geführt.

### Regulierung der Finanzmärkte

Die Diskussion über die Regulierung der Finanzmärkte verläuft in drei sehr ungleichen Strängen. Der bei weitem umfangreichste richtet sich auf die *Stabilisierung* und stellt einen Minimalkonsens der Beteiligten dar. Der zweite, vorerst explizit vom Michel Aglietta formulierte, will die institutionellen Investoren zur *demokratischen Steuerung eines finanzmarktgetriebenen Entwicklungsmodells* instrumentalisieren. Der dritte Ansatz besteht darauf, die *Dominanz der Finanzmärkte zurückzudrängen* und ihre wichtigen wirtschaftlichen Funktionen – Vermittlung der Investitionsfinanzierung und Förderung der privaten Vermögensbildung – in eine Gesamtstrategie demokratischer Wirtschaftspolitik einzubinden.

#### a. Stabilisierung der Finanzmärkte

Überschießende Reaktionen, hohe Volatilität und Turbulenzen auf den Finanzmärkten können gravierende Einbrüche bei Investitionen, Produktion und Profiten bewirken. Ihre Stabilisierung liegt daher nicht nur im Interesse der von Krise, Arbeitslosigkeit und Einkommensverlust Betroffenen, sondern auch im Interesse vieler Unternehmen und Regierungen. Um diese Stabilisierung dreht sich daher die gesamte offizielle Diskussion über die Reform der internationalen Finanzmärkte oder die „neue internationale Finanzarchitektur“. Die Vorstellungen, die vor allem vom „Forum für Finanzmarktstabilität“ ([www.fsforum.org](http://www.fsforum.org)), einem von den G7 Regierungen eingesetzten Beratungsgremium, entwickelt wurden, gehen relativ weit, was den Kampf gegen übermäßig riskante Finanzanlagen, Spekulationsfonds und Offshorezentren an-

geht, die keiner Finanzaufsicht unterliegen und somit immer für illegale und hochspekulative Geschäfte gut sind. Die Vorschläge richten sich nicht nur auf eine größere Transparenz und eine genauere Risikoeinschätzung; manche Geschäfte sollen erheblich verteuert und manche administrativ eingeschränkt oder sogar gar verboten werden. Auch die Beteiligung der Gläubiger an der Überwindung von Liquiditätsschwierigkeiten der Schuldner wird erwogen. Die in diesen Stabilisierungsrahmen passende Forderung nach Einführung einer Devisentransaktionssteuer zur Beschränkung der Währungsspekulation (der Tobinsteuer) stößt bei den meisten Regierungen jedoch auf Ablehnung. Sie wird demgegenüber von der außerparlamentarischen Bewegung in vielen Ländern – meist organisiert im dem Netzwerk attac – zu einer Zentralforderung erhoben, deren Verwirklichung gleichzeitig einen beträchtlichen Beitrag zu einer progressiven Entwicklungsfinanzierung leisten könnte. Eine weiterführende Perspektive bezieht sich auf die Währungsbeziehungen: Sinnvoll wäre die Einführung von Wechselkurszielzonen, durch die Schwankungen der Wechselkurse politisch in bestimmten Grenzen gehalten werden könnten. Fortschritte sind hier allerdings nicht in Sicht, da von seiten der USA jede Diskussion hierüber konsequent abgelehnt wird. Als Alternative zu einem weltweiten Zielzonensystem sollte unter diesen Bedingungen der Aufbau regionaler Währungssysteme anvisiert werden, in denen neben enger währungspolitischer Zusammenarbeit auch eine koordinierte Wirtschaftspolitik anzustreben wäre.

#### b. Steuerung durch demokratisierte Finanzmärkte

Michel Aglietta (2000) leitet aus den Veränderungen der Produktivität und des Arbeitsprozesses – neue Technologien, Zerlegung von Unternehmen in internationale Netzwerke im Zuge der Globalisierung, flexiblere und individualisiertere Erwerbsbiografien, Änderung der sozialen Altersstruktur – ein neues Akkumulationsregime ab, in dem die Finanzmärkte und insbesondere die institutionellen Anleger die entscheidende Rolle spielen: Sie seien zu zentralen Schaltstellen der ökonomischen Entwicklung geworden, die es in Besitz zu nehmen gelte. Es komme darauf an, den Primat der Finanzmärkte bei der wirtschaftlichen Steuerung nicht zu bekämpfen, sondern zu akzeptieren – und demokratischer Kontrolle zu unterwerfen. Hierzu seien vor allem der Einfluß der Arbeiterbewegung auf die institutionellen Investoren und insbesondere die Pensionsfonds von entscheidender Bedeutung. Auch Aglietta vertritt die ansonsten vor allem aus dem neoliberalen Lager stammende These, daß die Veränderung in der Altersstruktur der Bevölkerung eine private Rentenversicherung erforderlich mache. Er betrachtet die (Selbst)Verwaltung dieser Fonds durch die Arbeitnehmerorganisationen gleichzeitig als Einfallstor zur Demokratisierung der Wirtschaft.

Der Haken an dieser Argumentation ist die Verteilungsfrage. Die Demokratisierung der Finanzmärkte würde ja nur dann funktionieren, wenn die Mehrheit der Menschen entscheidenden oder zumindest relevanten Einfluß auf ihre Steuerung hätte. Dies ist aber selbst im Musterland der Finanzmärkte in geradezu

spektakulärer Weise nicht der Fall. Es kann als Hinweis für den disziplinierenden Einfluß der Finanzmärkte gewertet werden, daß in den USA die Lohnquote seit den 60er Jahren um rund 10 Prozentpunkte unter der in der EU liegt. Die Annahme, daß dieser niedrigere Lohnanteil am Volkseinkommen durch einen höheren Anteil der Lohnempfänger am Vermögenseinkommen kompensiert würde, ist jedoch krass falsch. Zwar besitzt dort fast die Hälfte der Haushalte Wertpapiere in der einen oder anderen Form. Diese Tatsache sollte jedoch nicht die beiden anderen Tatsachen verdecken, daß nämlich erstens die andere Hälfte der Haushalte keine Wertpapiere besitzt und daher auch keinerlei Einkommen aus Finanzvermögen bezieht und zweitens die Konzentration des Wertpapierbesitzes bei den Reichen und Superreichen extrem hoch ist. Für die unteren Schichten tragen Vermögenseinkommen nichts und für die mittleren kaum etwas zum Haushaltseinkommen bei. Aus einer jüngeren Untersuchung von Edward Wolff (2000) geht hervor, daß im Jahre 1998 die oberen 5% der amerikanischen Haushalte 59,4%, die oberen 20% mehr als vier Fünftel (83,4%), die unteren 40% aber nur 0,2% des Gesamtvermögens aller Haushalte in den USA besaßen – und daß die Unterschiede sich seit 1983 (oberes Fünftel: 81,3%, untere zwei Fünftel: 0,9%) vergrößert hatten. Das reichste Zehntel der Haushalte besaß rund neun Zehntel aller ertragbringenden Wertpapiere (Aktien, Investmentfonds, Geschäftskapital, Sonstige Wertpapiere). Selbst die Verteilung der – relativ ertragsschwachen – Pensionsfonds (sie erbrachten in den Jahren von 1989 bis 1998 eine durchschnittliche Jahresrendite von 3,9% gegenüber 4,7% bei Anleihen, 9,9% bei Aktien und 11,4% bei Eigenkapital) war außerordentlich ungleich: auf die 10% reichsten Haushalte entfielen 60% der Fondsvermögen. Diese Ungleichheit der Vermögensverteilung hat auch Konsequenzen für die Einkommen: der Anteil der oberen 5% Haushalte stieg von 16,4% in 1983 um rund ein Drittel auf 21,7% in 1998, während der Anteil der unteren 40% Haushalte in der gleichen Zeit von 14,1% auf 12,5% sank. Von einer Kompensation niedriger Lohneinkommen durch Vermögenseinkommen und einer hiervon ausgehenden, die Ungleichheit mildernden Funktion der amerikanischen „Aktienkultur“ kann also überhaupt nicht die Rede sein. Das Gegenteil ist der Fall: Die Ungleichheit der Einkommensverteilung wird durch die Verteilung des Vermögens vertieft.

In der EU insgesamt und auch in Deutschland ist der Anteil der Aktienbesitzer an allen Haushalten noch erheblich kleiner als in den USA. Das Sparvermögen deutscher Haushalte wird nach wie vor überwiegend in Versicherungen (1999: 21,3%) und Spareinlagen (16,8%) angelegt, nur 12% gehen in Aktien, und jeweils 10% in Investmentzertifikate und festverzinsliche Wertpapiere. Nur 6% der Arbeitnehmerhaushalte haben überhaupt Aktien und der von Arbeitnehmerhaushalten gehaltene Anteil an allen Aktien beläuft sich auf 15%. (Deutsche Bundesbank, Dezember 1999) Auch wenn eine der amerikanischen vergleichbare detaillierte Untersuchung über die Verteilung des Wertpapierbesitzes auf Einkommens- und Vermögensklassen für Deutschland und die EU noch nicht vorliegt, kann davon ausgegangen werden, daß für die überwiegende Zahl aller Haushalte Einkommen aus Wertpapieren keine (relevante) Rolle spielt.

Das Regime der Vermögensbesitzer ist also, wo es installiert ist, mit einer

starken Einkommens- und Vermögenspolarisierung verbunden. Die politische Stabilisierung einer derartig durch Ungleichheit geprägten Gesellschaft wie der USA ist offensichtlich dennoch möglich. Ihre Hauptsäulen sind einerseits die Produktion von „Konsens ohne Zustimmung“ (vgl. Chomsky 2000) durch eine Medienlandschaft, die vollständig unter der Kontrolle der Privatwirtschaft steht und den Mythos von Freiheit, Vielfalt und Demokratie verbreitet, während sie andererseits durch eine fundamentalistische, autoritäre und zunehmend gewaltbereite Disziplinierungsstruktur gekennzeichnet ist. Drittens beruht die politische Stabilität der USA wesentlich auf ihrer unbestreitbaren internationalen Sonderrolle als stärkste Militärmacht der Welt mit der stärksten Währung der Welt; beide Positionen werden rücksichtslos zur Durchsetzung eigener Interessen genutzt. Während die Manipulation durch die Medien und eine zunehmend autoritäre Disziplinierung prinzipiell auch in anderen Ländern produziert werden können, und die Tendenzen hierzu insbesondere in der EU unübersehbar sind, kann es die militärische und währungspolitische Vormachtposition nur einmal geben. Insofern muß die Perspektive, in der EU ein stabiles Regime der Vermögensbesitzer zu etablieren, selbst dann mit einem großen Fragezeichen versehen werden, wenn damit nicht gleichzeitig Demokratisierungsansprüche verbunden wären.

### c. Einbindung der Finanzmärkte in demokratische Wirtschaftspolitik

Die Alternative zur Inbesitznahme und Nutzung der Pensionsfonds durch fortschrittliche Kräfte ist ein gründlicher Kurswechsel in der Wirtschaftspolitik. Er läuft darauf hinaus, Vollbeschäftigung, soziale Sicherheit und Gerechtigkeit sowie ökologische Nachhaltigkeit in den Vordergrund zu stellen, zu ausdrücklichen Eck- und Orientierungspunkten der Wirtschaftspolitik zu machen und nicht als Restgröße zu behandeln, die hinter der Ausrichtung an den Interessen der Finanzanleger zurückzustehen hat. Eine solche Neuorientierung hat drei zentrale Komponenten:

*Gesamtwirtschaftlich* zielt sie – *erstens* – auf *Umverteilung* der laufenden Einkommen, genauer auf eine energische Korrektur der drastischen Umverteilung zugunsten der Gewinne und zu Lasten der Lohneinkommen, die während der letzten 20 Jahre überall in der Welt stattgefunden hat. Sie ist eine wesentliche Ursache der Entwicklung und Verselbständigung der Finanzmärkte. Denn hohe Profite und niedrige Löhne und Steuern führen dazu, daß die kaufkräftige inländische Endnachfrage, die aus privatem Konsum und Staatsausgaben besteht und aus Löhnen/Gehältern und Steuern gespeist wird, sich nicht im gleichen Tempo entwickelt wie die Profite. Unternehmen haben aber keinen Anreiz, ihre gestiegenen Gewinne zu reinvestieren, wenn ihre Absatzaussichten stagnieren. Sie werden verstärkt in den Export gehen, und sie werden ihre Gewinne auf den Finanzmärkten anlegen und somit gar nicht in den Investitions- und Produktionskreislauf zurück lenken – was die Wachstumsschwäche und die Stagnation der Beschäftigung weiter akzentuiert. Eine Korrektur dieser Entwicklung und die Rückbindung der Finanzmärkte in eine vernünftige wirtschaftliche Entwicklung, in der sie ihre wichtige Funktion bei der Investitionsfinanzierung und langfristigen privaten

Vermögensbildung spielen können, verlangt eine Korrektur der Einkommensverteilung. Hier liegt eine wichtige gesamtwirtschaftliche Verantwortung nicht nur der Regierung, sondern auch der Gewerkschaften.

*Sozialpolitisch* erfordert Neuorientierung – *zweitens* – eine Umkehr des Trends, zur Privatisierung der sozialen Sicherung und zu ihrer Auslieferung an die Risiken der Finanzmärkte. Stattdessen verlangt ein tragfähiges System der sozialen Sicherheit eine breite gesetzliche Grundlage, durch die sowohl die rechtlichen als auch die finanziellen Grundlagen der gesellschaftlichen Solidarität gestärkt und nicht durchlöchert werden. Die Einbeziehung aller Einkommensarten in die Pflicht zur Sozialversicherung, die Ausweitung der Bemessungsgrundlage für die Sozialversicherungsbeiträge, die Parität der Finanzierung und wenn erforderlich auch die Finanzierung steigender Ausgabebedarfe durch steigende Beiträge oder Steuern ist dann kein Problem, wenn eine Gesellschaft sich auf dem Weg kräftigen nachhaltigen Wachstums und steigender Produktivität befindet.

Neuorientierung heißt – *drittens* – eine stärkere *gleichberechtigte Kooperation auf internationaler Ebene*, die Ablösung der immer härteren internationalen Standortkonkurrenz um die Gunst der Finanzanleger durch mehr wirtschaftspolitische Zusammenarbeit, vor allem regional in Europa, aber auch mit den Entwicklungsländern und in einer geregelten Form auch mit den anderen großen Wirtschaftszentren der Welt.

### Literatur:

- Michel Aglietta (2000), Ein neues Akkumulationsregime. Die Regulationstheorie auf dem Prüfstand, Hamburg (franz. Original 1997 und 1998)
- Agnès Belaisch, Laura Kodres, Joaquin Levy and Angel Ubide (2001), Euro-Area Banking at the Crossroads, IMF Working Paper WP/01/28 (www.imf.org)
- Noam Chomsky (2000), Profit over People. Neoliberalismus und globale Weltordnung. Hamburg/Wien (engl. Original 1999)
- Deutsche Bundesbank (2000), Ergebnisse der gesamtwirtschaftlichen Finanzierungsrechnung für Deutschland 1991 bis 1999, Statistische Sonderveröffentlichung, Frankfurt/M. (www.bundesbank.de)
- ECB European Central Bank (2000), Mergers and Acquisitions Involving the EU Banking Industry – Facts and Implications, December 2000, Frankfurt (www.ecb.int)
- Jörg Huffschnid (1999a), Täter auf den Finanzmärkten: Konzentration, Zentralisation und neue Formen des Einflusses von Banken und anderen Finanzunternehmen; in: Z 39, September 1999, S. 75ff
- Jörg Huffschnid (1999b), Herrschaft der Finanzmärkte, Hamburg
- Charles P. Kindleberger (1996), Manias, Panics and Crashes. A History of Financial Crises, (1978), London u.a.
- Hyman P. Minsky (1982), The financial instability hypothesis: capitalist processes and the behavior of the economy, in: Kindleberger, Charles, J.P. Laffargue (Hg.), Financial crises, Cambridge, London
- Edward N. Wolff (2000), Why has Median Wealth Grown So Slowly in the 1990s? New York (Manuskript)

Ingo Malcher/Alvaro Berriel Diaz

## FTAA – Auf dem Weg zu einer Marktverfassung in den Amerikas

### Die Pläne für eine gesamtamerikanische Freihandelszone

Als US-Präsident George Bush am 27. Juni 1990 die Enterprise for the Americas vorstellte, schwebte ihm als Fernziel eine Freihandelszone vor, die „alle Teile Amerikas miteinander verbindet: den Norden, die Mitte und den Süden, ... die von Anchorage bis Tierra del Fuego reicht.“ Vier Jahre später griff Bill Clinton diese Initiative auf und offerierte den amerikanischen Nachbarn eine „Partnerschaft für den Wohlstand“. Mit diesem Angebot wurde beim „Summit of the Americas“, dem ersten Gipfeltreffen der 34 amerikanischen Staats- und Regierungschefs (Kuba war nicht eingeladen) in Miami am 9. Dezember 1994 die Schaffung einer gesamtamerikanischen Freihandelszone beschlossen. Die Verhandlungen für die Free trade area of the Americas (FTAA) sollen bis zum Jahr 2005 abgeschlossen sein. Die FTAA soll insbesondere im Hinblick auf die Wettbewerbspolitik und ein gemeinsames Investitionsregime über dem Niveau der WTO-Regelungen liegen, aber mit ihren Prinzipien dennoch vereinbar sein. Der neue US-Präsident George W. Bush hat es in Sachen FTAA nun besonders eilig: „Je früher wir einen Freihandelsvertrag in der Hemisphäre kriegen, umso besser“, ließ er die anderen Teilnehmerstaaten noch rechtzeitig vor dem dritten gesamtamerikanischen Gipfeltreffen wissen, das vom 20.-23. April dieses Jahres im kanadischen Quebec stattfand.

Mit der FTAA sollen die wirtschaftliche Integration und der Handelsaustausch auf dem amerikanischen Kontinent vorangetrieben werden. Im Abschlussdokument des ersten Gipfels im Jahr 1994 wird das Ziel formuliert: „Suche nach Wohlstand durch offene Märkte, hemisphärische Integration und nachhaltige Entwicklung.“ (Summit of the Americas, Declaration of Principles, 1994: 507) Die lateinamerikanischen Länder versprechen sich einen leichteren Zugang auf den nordamerikanischen Markt und einen Anstieg ausländischer Direktinvestitionen. Den Initiatoren in den USA geht es vor allem darum, einen besseren Zugang für US-amerikanische Waren, Dienstleistungen und Investitionen auf den lateinamerikanischen Märkten zu schaffen. Die US-Initiative ist zu sehen im Kontext wachsender Leistungsbilanzdefizite und der Herausbildung neuer Wirtschaftsblöcke in Europa und Asien, sowie eines verschärften Wettbewerbs um Absatzmärkte. Die ökonomischen Perspektiven sind verlockend. In den 90er Jahren verzeichnete Lateinamerika allen Krisenerscheinungen zum Trotz ein dynamisches Wirtschaftswachstum. Das Bruttoinlandsprodukt Lateinamerikas stieg in der ersten Hälfte der 90er Jahre um 5,1 Prozent, in der gesamten Dekade stieg das Wirtschaftswachstum um durchschnittlich 3,3 Prozent. Eine gesamtamerikanische Freihandelszone wäre mit etwa 800 Millionen Einwohnern (rund 15 Prozent der Weltbevölkerung) der größte Markt der Welt, in

dem rund 20 Prozent des globalen Handels abgewickelt würden. Das BIP der FTAA würde mit über 11 Billionen Dollar<sup>1</sup> rund 40 Prozent der globalen Wertschöpfung ausmachen.

Hier soll untersucht werden, welche Interessen die USA mit der FTAA-Gründung verfolgen und was für Folgen diese für Lateinamerika hätte. Unsere These lautet, dass die USA mit der FTAA zunächst ihre Vorherrschaft in den Amerikas sichern wollen. Gleichzeitig haben sie das Problem, dass in den USA seit der Mexiko-Krise Vorbehalte gegen ein solches Projekt herrschen.<sup>2</sup> Die FTAA ist ein hegemoniales Projekt in dem Sinne, dass sie die neoliberale Wirtschaftsordnung in Lateinamerika festschreiben soll, indem sie eine Abkehr davon für einzelne Länder unmöglich macht und somit als Zwangsinstrument einer neoliberalen Marktverfassung in Lateinamerika dient.

Mit der Schuldenkrise der 80er Jahre hat in Lateinamerika ein Regimewechsel hinsichtlich der Akkumulationsstrategie stattgefunden. Das Modell der importsubstituierenden Industrialisierung wurde ersetzt durch eine Politik der Marktöffnung<sup>3</sup>, Privatisierung und des Rückzuges des Staates aus der Wirtschaft. Inflationbekämpfung wurde als Hauptziel vorgegeben, der Entwicklungsstaat als der Ursprung des Problems angesehen. Die Ergebnisse sind fatal: Das Pro-Kopf-Einkommen hat in den 90er Jahren den Stand von 1980 noch nicht wieder erreicht, die Reallöhne lagen Mitte der 90er Jahre 40 Prozent unter dem Stand von 1980 (IDB 1997: 38). Die Einkommensverteilung zählt weiterhin zu den ungleichsten der Welt, die absolute Zahl der Armen ist Mitte der 90er Jahre auf 200 Millionen geklettert. Gleichzeitig verzeichnen die an den Privatisierungen beteiligten, meist transnationalen, Unternehmen steigende Gewinne. Alternative Konzepte haben derzeit keine Möglichkeit, im amerikanischen Integrationsprozess realisiert zu werden. Dies liegt weniger an der materiellen und sozialen Situation der Länder, als an der hegemonialen neoliberalen Ideologie.

## Die Agenda der USA

Das FTAA-Projekt dient den USA nicht nur zur Sicherung von Absatzmärkten in Lateinamerika, es geht auch um die Sicherung der politischen Vormacht auf dem Kontinent. Dies wurde in Quebec mit der Verabschiedung einer „Demo-

<sup>1</sup> Dabei verteilt sich das BIP sehr ungleichmäßig: USA (75,7 Prozent), Brasilien (6,7 Prozent), Kanada (5,3 Prozent), Mexiko (3,9 Prozent), Länder wie Nicaragua (0,002 Prozent) oder Haiti (0,003 Prozent) sind weit abgeschlagen (vgl.: Brunelle 2001: 6).

<sup>2</sup> So ist es Bill Clinton in seiner Amtszeit nicht gelungen, ein Mandat des Kongresses zu bekommen, das Verhandlungen über die FTAA über den „Fast Track“ gestattet hätte (vgl. Roett 1999: 169ff.).

<sup>3</sup> Auffallend im Zusammenhang mit der neoliberalen Konterrevolution in Lateinamerika ist der massive Abbau der Zolltarife in Lateinamerika. „Die Durchschnittstarife fielen von 40 auf 11 Prozent, und bei den meisten Ländern lagen diese Tarif-Schnitte in der Größenordnung von 50 Prozent, wobei sie in relativ kurzer Zeit durchgesetzt wurden. Die durchschnittlichen Maximal-Tarife in der Region fielen von über 80 auf 40 Prozent.“ (Devlin et al. 1999: 3)

kratieklausel“ unterstrichen. Mit der FTAA werden die Spielregeln für den interamerikanischen Handel festgeschrieben. Den USA geht es dabei vor allem um vier Punkte. Sie wollen *erstens*, dass US-Produkte freien Zugang zu sämtlichen Märkten in Lateinamerika haben, ohne von tarifären oder nicht tarifären Handelshemmnissen gebremst zu werden. *Zweitens* wollen die USA erreichen, dass US-Konzerne bei der Privatisierung von staatlichen Firmen und der Vergabe von staatlichen Aufträgen wie nationale Firmen berücksichtigt werden.<sup>4</sup> Bislang wird in vielen lateinamerikanischen Ländern nationalen Unternehmen der Vortritt gegeben. *Drittens* geht es um das geistige Eigentum. Die lateinamerikanischen Länder sollen die US-Patentregelungen anerkennen; dies betrifft vor allem den pharmazeutischen Bereich, Schutzmechanismen gegen „Biopiraterie“ sind hingegen nicht vorgesehen (vgl. Correa 2001: 8f.). Schließlich sollen sich *viertens* die lateinamerikanischen Staaten für Dienstleistungen aus den USA<sup>5</sup> öffnen. Dem stehen die eigenen strategischen Interessen der USA entgegen. Die USA schützen ihre eigene Landwirtschaft vor Produkten ihrer südlichen Nachbarn. In den vergangenen zehn Jahren verdreifachten sich die Agrarsubventionen in den USA von 9,3 Milliarden im Jahr 1990 auf 32 Milliarden im Jahr 2000 (vgl. Gazeta Mercantil, Rio de Janeiro, 5.3.01).

## Institutionelle Form

Der Verhandlungsprozess zur FTAA findet auf verschiedenen Ebenen statt: Unterhalb der Staats- und Regierungschefs, deren drittes Zusammentreffen in Quebec gerade erst zu Ende ging, sind die Handelsminister aller Teilnehmerstaaten seit 1995 mehrfach zusammengekommen, um den allgemeinen Arbeitsplan festzulegen. Darunter arbeiten neun Verhandlungsgruppen, von denen sich eine nur um den äußerst sensiblen Komplex des Agrarhandels kümmert. Die institutionelle Struktur der FTAA wurde auf der 4. Ministertagung im März 1998 in San José (Costa Rica) besiegelt. Es wurde auch beschlossen, dass das Freihandelsabkommen als Gesamtpaket zu verhandeln ist. Teilabkommen sind danach nicht möglich. Bezüglich der Verhandlungsprinzipien setzten sich die Mercosur-Staaten mit ihrer vehement vertretenen Forderung durch, dass der noch auszuhandelnde Vertrag erst dann angenommen werden darf, wenn in allen Bereichen Einigkeit erzielt worden ist, und dass er als Gesamtpaket unterzeichnet wird. Ziel dieses Prinzips des „single undertaking“, das die USA bis zuletzt zu verwässern suchten, ist es zu verhindern, dass etwa ein Zollabbau vor einem Abbau von Subventionen stattfindet, was die Asymmetrien zwischen den wirtschaftlich potenten und den weniger entwickelten Ökonomien zusätzlich verstärken würde. Hiermit wird in die Verhandlungen

<sup>4</sup> Die sogenannte Inlandsbehandlung und die Nichtdiskriminierungsklausel in bezug auf Investitionen zählen zu den umstrittensten Regelungen des MAI (Multilateral Agreement on Investment), dessen Einführung im April 1998 nur durch massiven weltweiten Protest (vorerst) verhindert wurde.

<sup>5</sup> Dabei geht es vor allem um „Finanz-Dienstleistungen“.

jedoch zugleich auch ein Disziplinierungsmechanismus eingelagert, der den politischen Druck auf die Teilnehmerstaaten erhöht, Kompromisse auch dann zu akzeptieren, wenn sie der eigenen Interessenslage entgegenstehen.

Insgesamt sieht die institutionelle Struktur einen sehr schlanken Organismus mit neun Verhandlungsgruppen vor, in denen die zu ergreifenden Maßnahmen diskutiert werden.<sup>6</sup> Umwelt- und Sozialklauseln sind nicht in die Verhandlungssagenda eingeflossen, weil von seiten der lateinamerikanischen Verhandlungspartner befürchtet wurde, dass entsprechende Standards für protektionistische Zwecke instrumentalisiert werden könnten. Umweltfragen werden statt in einer Verhandlungsgruppe daher nur in einer Studiengruppe behandelt, während sich die Arbeitsstandards lediglich an den ILO-Konventionen orientieren sollen (wobei nicht übersehen werden darf, dass die USA diese nur z.T. ratifiziert haben).<sup>7</sup> Der Widerstand gegen die Einbeziehung von Arbeits- und Umweltstandards kam aber auch innerhalb der USA aus Kreisen der damaligen republikanischen Opposition, auf deren Unterstützung Präsident Clinton angewiesen war, um die anstehenden Freihandelsabkommen über den „fast track“ zu verhandeln. Die fast-track-Regel ist entscheidend und gibt dem US-Präsidenten freie Hand, da die getroffenen Abkommen vom Kongress nur als Ganzes ratifiziert oder abgelehnt werden können. Das Fehlen jeglicher arbeitsrechtlicher und Umwelt-Standards auf der Agenda führte jedoch zu Widerständen bei den US-amerikanischen Gewerkschaften und innerhalb der Demokratischen Partei und endete schließlich angesichts der fehlenden Mehrheiten darin, dass der Antrag zum „fast track“ aufgeschoben wurde und bis heute noch aussteht, was die Position der USA im weiteren Verlauf der FTAA-Verhandlungen schwächte.

Die Ziele einer weitreichenden Deregulierung der Wirtschaft und einer vollständigen Liberalisierung des Handels spiegeln sich in der Struktur des Freihandelsprojekts wider. Keine Verhandlungsgruppe beschäftigt sich mit Arbeitsrechten und Umweltschutz, das Americas Businessforum („Foro Empresarial de las Américas“) hat auf dem zweiten Amerikas-Gipfel einen offiziellen Status eingeräumt bekommen, ein Gewerkschaftsforum gibt es nicht. Auch wenn der Freihandel der Dreh- und Angelpunkt der FTAA ist, geht es um weitaus mehr als nur um den Abbau von tarifären Handelshemmnissen. Mit dem angestrebten Freihandelsabkommen sollen auf dem gesamten amerikanischen Kontinent zugleich auch Standards eingeführt werden, die auf der Ebene

<sup>6</sup> Diese sind: (1) Marktzugang, (2) Investitionen, (3) Dienstleistungen, (4) Regierungsaufträge, (5) Konfliktregulierung, (6) Landwirtschaft, (7) geistiges Eigentumsrecht, (8) Subventionen, Anti-Dumping und Ausgleichsmaßnahmen, (9) Wettbewerbspolitik. Später wurde ein Regierungsausschuss zur „Beteiligung der Zivilgesellschaft“ gegründet, der allerdings nicht auf Arbeitsgruppenebene arbeitet.

<sup>7</sup> Beim Treffen der Wirtschaftsminister in Buenos Aires am 7. April 2001 sprachen sich viele Minister für die Berücksichtigung von Arbeits- und Umwelt-Standards aus, allerdings lehnten sie es ab, diese mit Sanktionsmechanismen zu belegen (vgl.: Sexta Reunión de Ministros de Comercio del Hemisferio: Declaración Ministerial, Buenos Aires, S. 7).

der WTO bisher nicht durchsetzbar waren. Was in Seattle scheiterte, könnte quasi über die Hintertür Eingang auf den gesamten amerikanischen Kontinent finden und die FTAA zur Speerspitze der neoliberalen Globalisierung machen. Durch sie werden Standards gesetzt und Druck ausgeübt auf andere Wirtschaftsböcke.

In den USA macht sich die Regierung schon seit einiger Zeit Gedanken darüber, dass sie für ihr FTAA-Projekt wichtige Zeit verliert. Bei einer Anhörung im US-Kongress wurde die ehemalige Handelsbeauftragte Charlene Barshefsky gefragt, ob sie der Ansicht sei, dass die USA an Einfluss in Südamerika verlieren. Ihre Antwort: „Ich glaube, dass das Fehlen des ‚Fast-Track‘ in unserer eigenen Hemisphäre eine Leere entstehen lässt, was unsere Führerschaft und die Entwicklung von Regeln angeht, die den Handel regulieren. Diese Leere hatte zur Folge, dass es zu Zusammenschlüssen unter unseren Handelspartnern kam, die damit ihre eigenen Einheiten geschaffen haben oder Regelsysteme und Verpflichtungen. Der Mercosur ist hierfür ein Beispiel.“ (U.S. Senate Finance Comitee, 29. Februar 1997) Weil die USA nicht schnell genug und nicht ernsthaft genug waren, haben sie sich eigene Konkurrenten geschaffen, die eine FTAA-Bildung erschweren, so die Antwort von Barshefsky. Deutlich wird, dass die USA fest davon ausgehen, dass ihnen die Führungsrolle in Lateinamerika zukommt. Diese wollen sie sich nicht von Brasilien und auch nicht von der EU streitig machen lassen. Mit der FTAA wird versucht, einen Keil in den Mercosur zu treiben, bevor er zur südamerikanischen Alternative werden kann. Auch soll verhindert werden, dass aus dem Freihandelsblock Mercosur ein außenpolitisches Instrument seiner Mitgliedsländer wird.

## FTAA und Mercosur

Mit dem 1991 gegründeten Integrationsprojekt Mercosur, dem neben den vier Kernstaaten Brasilien, Argentinien, Paraguay und Uruguay auch die assoziierten Länder Chile und Bolivien angehören, hat sich auf dem südlichen Kontinent bereits ein regionaler Block gebildet, der die Dominanz der USA herausfordern könnte. Er ist nicht nur der stärkste Wirtschaftsraum der Region, sondern verfügt mit Brasilien über ein Land, das selbst einen Anspruch auf politische Führerschaft in der Region erhebt. Der Mercosur gilt schon heute als das erfolgreichste Integrationsprojekt der lateinamerikanischen Geschichte, zumal nach schwerwiegenden internen Krisen in Folge der letzten Währungs- und Wirtschaftskrisen in Brasilien nunmehr auch eine stärkere politische Koordinierung angestrebt wird. Insbesondere Brasilien setzt darauf, die eigene Verhandlungsposition durch ein gemeinsames außenpolitisches Auftreten der Mercosur-Staaten als Block zu stärken. Dabei ist durch die in den letzten Jahren intensiviertere handelspolitische Verflechtung die wirtschaftliche Abhängigkeit der südamerikanischen Länder von Brasilien erheblich gewachsen. Vor dem Hintergrund dieser gestärkten Machtposition auf dem Subkontinent betreibt Brasilien gegenüber den USA nun nicht mehr wie noch Anfang der 1990er Jahre eine Außenpolitik der „pragmatischen Unterordnung“ (Schirm 1994: 227), sondern

verfolgt heute eine selbstbewusste, pragmatisch autonome Außenpolitik. So schlug Brasilien beim zweiten Gipfel der Amerikas im April 1998 eine rein südamerikanische Freihandelszone als Gegenpol zur FTAA vor, deren Führungsmacht natürlich Brasilien selbst wäre. Insgesamt sieht es danach aus, dass die entscheidende Frage weniger lautet, ob es zu einer FTAA-Bildung kommt, als vielmehr, wie dies geschieht: über die Annäherung zweier Blöcke (Nord- und Südamerika) oder über eine progressive Ausweitung der NAFTA.<sup>8</sup>

Auffallend bei den FTAA-Verhandlungen ist, dass die USA nicht alles durchsetzen können, was sie wollen und bereit sind, den lateinamerikanischen Ländern entgegenzukommen, um ihre eigene Vormacht dadurch abzusichern. So wurde auf dem sechsten Ministertreffen in Buenos Aires Anfang April der Vorschlag von US-Präsident George W. Bush abgelehnt, die Verhandlungen bereits im Jahr 2003 abzuschließen, statt erst im Jahr 2005. Grund der Ablehnung war vor allem der Widerstand Brasiliens und Venezuelas, die zusammen über 42 Prozent des lateinamerikanischen Bruttoinlandsprodukts verfügen und ohne die eine FTAA nicht zustande kommen kann. Dies eröffnet den lateinamerikanischen Ländern die Möglichkeit, bei den Verhandlungen gemeinsam aufzutreten und den USA Zugeständnisse abzurufen.

Aber selbst innerhalb des Mercosur ist die Position Brasiliens nicht unumstritten. Die argentinische Außenpolitik steht den USA traditionell sehr nah und sieht in ihr einen wichtigen Partner. In einem Arbeitspapier wird von einer „Politik der zwei Wege“ für Argentinien gesprochen: eine „strategische Allianz mit den USA (und dem Westen) und eine Priorität im Handel im Mercosur“ (Escudé/Fontana 1995: 33). Der NATO-Partner Argentinien sucht scheinbar nicht die politische Allianz mit Brasilien, sondern dient sich den USA an, da es nach Ansicht der Regierung sinnvoller sei, politisch mit den USA zu kooperieren, anstatt sich gemeinsam mit Brasilien für mehr Autonomie einzusetzen. Handel mit Brasilien, Politik mit den USA: Durch diese Devise sichert Argentinien die politische und ökonomische Präsenz der USA und erkennt damit selbstverständlich die von der US-Regierung und den internationalen Organisationen ausgegebenen ideologischen Richtlinien an. Die dezidierte amerikanische Unterstützung in der aktuellen argentinischen Finanzkrise illustriert diese „Partnerschaft“.

Beim Aufbau der FTAA könnte der Mercosur für die USA sowohl zum Brückenkopf werden (etwa durch eine Freihandelszone Mercosur-NAFTA, was den Prozess beschleunigen würde), als auch ein Hindernis darstellen, nämlich dann, wenn es dem Mercosur gelingt, als Block oder gar gemeinsam mit den anderen lateinamerikanischen Ländern als erweiterte südamerikanische Allianz über die Bildung der FTAA zu verhandeln, um die USA zu substanziellen Zugeständnissen in sensiblen Bereichen wie dem Agrarhandel zu zwingen. Dem steht die Vorstellung der USA gegenüber, die bilaterale Verhandlungen mit einzelnen Ländern vorzuziehen, was für sie strategisch einfacher wäre und

<sup>8</sup> Der „North-American-Free-Trade-Area“ (NAFTA) gehören die USA, Kanada und Mexiko an.

ihre Vorherrschaft auf dem Kontinent festigen würde, da auf diese Weise die lateinamerikanischen Verhandlungspartner keine gemeinsamen politischen Forderungen formulieren könnten und somit auch politisch geschwächt würden.

### Konkurrenz mit der EU

Die Europäische Union (EU) will den USA nicht allein das Feld in Lateinamerika überlassen. Sie hat sich mit dem Mercosur den potentesten Partner in Lateinamerika ausgesucht und verhandelt über die Bildung einer Freihandelszone EU-Mercosur, die im Jahr 2006 beginnen soll. Allerdings stellt sich hier das Problem des Agrarhandels wesentlich schärfer als bei den FTAA-Verhandlungen. Die EU ist für den Mercosur der wichtigste Handelspartner, noch vor den USA (Bouzas 1999a: 7). Umgekehrt steht der Mercosur auf der Rankingliste der EU-Handelspartner auf Platz sieben. Im Jahre 1997 gingen 23 Prozent der Mercosurexporte in die EU, 26 Prozent der Importe in den Mercosur kamen aus der EU (Niess 1999: 19). Auch haben europäische Konzerne im Jahr 1996 erstmals die US-Konkurrenz bei den Direktinvestitionen im Mercosur überholt: 52,7 Prozent der Direktinvestitionen im Mercosur wurden in diesem Jahr von europäischen Konzernen getätigt (Bouzas 1999a: 26). In ganz Lateinamerika allerdings bleiben die USA der größte Investor. (Niess 1999: 20) Nach Ansicht von Bernal-Meza (2000: 248) wird die Position der Mercosur-Länder bei den Verhandlungen um eine FTAA durch die Annäherung zwischen dem Mercosur und der EU gestärkt, weil sich daraus eine weitere Alternative ergibt.

Bei dem Wettlauf zwischen der EU und den USA um eine Freihandelszone mit dem Mercosur/Lateinamerika geht es um mehr als nur um die Ausweitung neuer Absatzmärkte, es geht auch um machtpolitische Auseinandersetzungen um die Vormachtstellung in der Region. Das Projekt einer Freihandelszone zwischen dem Mercosur und der EU, das von den Mercosur-Staaten bei den Verhandlungen mit den USA gern als Trumpf ins Spiel gebracht wird, scheint jedoch zumindest in kurzfristiger Perspektive durch den heftigen Widerstand, der sich auf Seiten der europäischen Agrarlobbies gegen die Schaffung eines Freihandelsabkommen formierte, vorerst blockiert zu sein. Mit den bevorstehenden FTAA-Verhandlungen und aufgrund der offensichtlichen Schwierigkeiten bei der Schaffung einer Freihandelszone zwischen Europa und dem Mercosur scheinen sich die USA somit als Hegemonialmacht auf dem Subkontinent behaupten zu können. Die FTAA zwingt die EU dazu, den Freihandel bei Strafe des Verlustes der Führungsrolle im Handel mit dem Mercosur zu forcieren. Dadurch erzeugt die FTAA einen Liberalisierungsdruck auch auf andere Regionen der Welt (nicht nur Europa) und steht daher nicht im Widerspruch zu den multilateralen Liberalisierungsrunden im Rahmen der WTO, sondern wirkt umgekehrt als treibende Kraft bei der Durchsetzung einer neuen, neoliberalen Weltwirtschaftsordnung.

Dabei ist die Konkurrenz zwischen den USA und der EU ein wichtiges, aber

nur eines unter vielen Momenten. Die Spekulationen über Formen und Strategien der Verhandlungsprozesse verstellen häufig den Blick darauf, dass die Auseinandersetzungen um die Freihandelsabkommen nicht nur entlang nationaler Interessenslagen verlaufen, sondern maßgeblich von je nach Kapitalfraktion unterschiedlichen und sektorspezifischen Positionen geprägt sind und, vielleicht noch wichtiger, dass innergesellschaftliche Kräftekonstellationen tangiert werden.

Für die europäischen Kapitale, die bereits in Lateinamerika aktiv sind, wäre die FTAA ein dienlicher Mechanismus. Sie würden zwar einer verstärkten Konkurrenz ausgesetzt (wodurch so manche Exportprofite wegfallen könnten), aber sie erweitern auch zugleich ihre eigenen Marktzugänge. Dabei sollte nicht vergessen werden, dass Direktinvestitionen häufig nur getätigt werden, um überhaupt in einem Markt Fuß zu fassen. So bedeutet der Mercosur für die Unternehmen, die beispielsweise in Brasilien sitzen, dass sie automatisch auch auf den argentinischen Markt expandieren können. Eine FTAA würde diesen Effekt auf den ganzen Kontinent erweitern. Dies würde letztendlich auch den europäischen Unternehmen in Lateinamerika zugute kommen.<sup>9</sup>

### FTAA: Hegemoniesicherung der USA mit Dollarisierung ...

Für Bouzas ist die FTAA ein Projekt, dessen ursprünglicher Grund in der Schwächung der US-Hegemonie zu finden ist. „Die Tatsache, dass die USA nicht mehr in der Lage sind, als ‚globaler Hegemon‘ aufzutreten, wie sie das in den ersten Nachkriegsjahrzehnten getan haben, hat sie dazu veranlasst, politische Instrumente anzuwenden, die es ihnen erlauben, ihre Interessen und ihre Handelsagenda effizienter durchzusetzen.“ (Bouzas 1999b: 535) Der relative Hegemonieverlust der USA führte daher nicht etwa dazu, dass die lateinamerikanischen Länder mehr Souveränität erlangt hätten. Ihre Dominanz drückt sich lediglich über neue Formen aus. Ein wichtiges Moment dieser neuen Machtform ist die Geld- und Währungspolitik. Die Akteure, die diese Dominanz in Lateinamerika aufrecht erhalten, sind die internationalen Finanzmärkte, die Gläubigerbanken, die internationalen Ratingagenturen (z.B. Moody's, Standard & Poor's), internationale Organisationen wie der Internationale Währungsfond (IWF) und die Weltbank und nicht zuletzt die Federal Reserve.

Der Dollar ist Leitwährung in Lateinamerika. An ihm werden alle lateinamerikanischen Währungen gemessen, und in vielen Ländern ist er als zweites Zahlungsmittel im täglichen Gebrauch gang und gäbe. Immer stärker wurde in den vergangenen Jahren eine Dollarisierung für Lateinamerika diskutiert. El Salvador und Ecuador führten im Jahr 2001 beziehungsweise im Jahr 2000 den Dollar als Zahlungsmittel ein. Im Diskurs darüber ging es vor allem dar-

<sup>9</sup> Dies gilt aber nur für diejenigen Unternehmen, die dort präsent sind. Europäische Unternehmen, die nur dorthin exportieren, werden von einer FTAA hingegen „diskriminiert“, weil auf ihre Lieferungen auch weiterhin Zölle erhoben werden, während ihre Konkurrenten, die innerhalb der Freihandelszone produzieren, zollfrei liefern dürfen.

um, die Inflation zu beseitigen und die Wirtschaft zu stabilisieren. Die dollarierten Länder gaben ein Stück ihrer nationalen Souveränität auf und legten ihre Geldpolitik fast vollständig in die Hände der USA. Auch in Argentinien wird immer wieder über eine Dollarisierung diskutiert. Seit 1991 ist der argentinische Peso eins zu eins an den Dollar gebunden. Trotzdem wird bei jeder Wirtschaftskrise oder Zahlungsbilanzkrise sofort wieder darüber gesprochen, ob eine Dollarisierung Argentiniens nicht der richtige Weg wäre.<sup>10</sup> Die Dollarisierung von immer mehr lateinamerikanischen Ländern hätte nicht nur zur Folge, dass die Geldpolitik dieser Länder komplett von Washington aus gesteuert würde. Sie hätte auch zur Folge, dass lateinamerikanischen Wirtschaftsbeziehungen noch stärker und ohne Umwege über den Dollar reguliert werden, als dies ohnehin schon der Fall ist. Je mehr Länder dollarisieren, umso stärker wird die US-amerikanische Vorherrschaft und umso leichter wird es für sie, anderen Konkurrenten wie der EU auf dem Kontinent die Spielregeln vorzugeben. Auch wäre damit ein Akkumulationsregime fest etabliert, das in radikaler Weise auf Austeritätspolitik und erleichterten Handelsaustausch setzt. Eine Dollarisierung in Lateinamerika bis zum Jahr 2005, wie sie der US-amerikanische Ökonom Steve Hanke vorhersagt (Süddeutsche Zeitung, 29.12.01), würde die Hegemonie der neoliberalen Globalisierung US-amerikanischer Prägung absichern.

### ... und Freihandel

Die FTAA stellte von Anfang an ein weiteres Teilstück des Versuches der USA dar, eine doppelte Antwort auf die wirtschaftliche Konkurrenz und die Herausforderung ihrer Vormachtstellung zu finden. Die USA haben die interamerikanischen Integrationsprojekte Mitte der 80er Jahre wiederentdeckt, just in dem Moment, in dem sie weltweit Wettbewerbsvorteile einbüßten. Ziel der neuen handelspolitischen Strategie war es, die Bindungen zwischen den lateinamerikanischen Ländern und den USA zu stärken. In Folge dieses Prozesses wurde die „Initiative der Americas“ ins Leben gerufen. Aber auch andere Initiativen, die u.a. den karibischen Raum miteinbeziehen und insbesondere die Ankündigung der FTAA-Gründung durch Bill Clinton sind in diesem Zusammenhang zu sehen. Ihre Rolle als Hegemonialmacht füllen die USA heute in der Regel nicht mehr mit militärischem Zwang, sondern mit politisch-ökonomischen Methoden aus.

Das FTAA-Projekt ist ein politisch-ideologisches Projekt, dessen Grammatik nun nicht mehr durch die Logik der Ost-West-Konfrontation, sondern von der Triadenkonkurrenz bestimmt wird, die sowohl vom Wettbewerb um Absatzmärkte, als auch vom Konkurrenzverhältnis unterschiedlicher Kapitalismen

<sup>10</sup> Allerdings ist die Dollar-Hegemonie selbst in Argentinien nicht absolut. So hat der Schöpfer der Peso-Dollar-Parität, der alte und neue argentinische Wirtschaftsminister Domingo Cavallo, Mitte April angekündigt, den Peso an einen Währungskorb aus Euro und Dollar zu koppeln. Dies aber erst dann, wenn der Euro auf dem Stand des Dollars angekommen ist (vgl.: La Nación, 15.4.01, S. 8).

(Albert 1992) geprägt ist. Ein erfolgreich abgeschlossener FTAA-Vertrag soll dabei aber nicht nur die Bindungen und Handelsbeziehungen zwischen den USA und Lateinamerika stärken und die Position der EU auf dem Subkontinent schwächen, sondern er dient auch der Durchsetzung des Modells des US-Kapitalismus.

### Auf dem Weg zu einer Marktverfassung

Der Versuch, die Handelsbarrieren in Lateinamerika zu überwinden, entspringt für Janette Habel (2000: 10f.) noch weiter reichenden Motiven als dem des Freihandels: „Im Grunde aber geht es um die Verankerung eines weltweiten ökonomischen Projekts, in dem Lateinamerika nur ein Element darstellt: Um die Durchsetzung eines Wirtschaftsprogramms, das den Bedürfnissen multinationaler Konzerne entgegenkommt.“ Dabei geht es jedoch u.E. um mehr als nur die Implementierung eines Wirtschaftsprogramms: Es geht um die nicht mehr rückgängig zu machende Verfestigung einer Marktverfassung, in der die Politik nur noch die Imperative des Weltmarktes nach den Rezepten einer neoliberalen Orthodoxie exekutieren soll. Daher muss die FTAA auch als Pilotprojekt für die nächste Generation von Handelsverträgen im Rahmen der WTO angesehen werden. Durch sie sollen in den Amerikas nicht nur neue Regelungen und Vorschriften des interamerikanischen Handels durchgesetzt, sondern zugleich auch ein Laboratorium für die Entwicklung neuer Paradigmen globaler Handels-, Wirtschafts- und Wettbewerbspolitik geschaffen werden. „In der Tat sind die Welle neuer regionaler Handelsabkommen, die Vertiefung der schon bestehenden und das Vorantreiben der FTAA-Verhandlungen in kontinentalem Maßstab zuerst als eine Ergänzung zu den unilateralen Reformen und multilateralen Verhandlungen zu sehen. Zweitens, und das ist das wichtigste, stellen sie Laboratorien für die Entwicklung neuer Paradigmen für die Gestaltung und Einführung einer weltumspannenden Handelspolitik dar.“ (Devlin et al. 1999: 7)

Es wird mit der FTAA einer Marktverfassung Vorschub geleistet, die den politischen Interventionsraum einengt und den freien Markt zum dominanten Regulationsmodus erhebt und somit die Sicherheit der ausländischen Direktinvestitionen, die Freiheit der Dienstleistungen und den freien Marktzugang garantiert. Der Marktradikalismus in den Amerikas wird hierdurch weiter institutionalisiert und auf ein Betonfundament gestellt, weil ein Ausstieg aus diesem Modell nahezu unmöglich sein wird. Das entscheidende Hindernis ist hierbei aber nicht die institutionelle Ebene der FTAA-Verträge, die ein Land kündigen könnte, wenn es sich für einen anderen Entwicklungsweg entscheidet, sondern die Gefahr einer Marginalisierung des eigenen Außenhandels. Durch das System präferentieller Zollsätze würde es vom regionalen Markt verdrängt, weil es durch die handelsumlenkende Wirkung einer Freihandelszone Marktanteile gegenüber den Ländern, die der FTAA angehören, einbüßen würde. Wer politisch einen anderen Weg sucht und sich der FTAA verschließt, bleibt wirtschaftlich außen vor, was sich schon jetzt kein latein-

amerikanisches Land leisten kann. Für ein einzelnes Land wird es unmöglich sein, ein alternatives Entwicklungsmodell zu suchen, wenn sämtliche Nachbarn sich erst mal dem offenen Regionalismus mit den USA verschrieben haben. Einem südamerikanischen Integrationsprojekt, das zum Ziel nicht die Erleichterung des Handels hat, sondern Industrialisierung und Entwicklung, das nicht auf die komparativen Kostenvorteile und die Gleichgewichtstheorie aus der Neoklassik setzt, ist damit der Weg abgeschnitten. Ein Panamerikanismus wie Bolívar ihn vorschlug, nämlich ohne die USA, wird im Nachhinein nahezu unmöglich geworden sein. Dass der FTAA-Vertrag nur als Paket übernommen werden kann, erhöht dabei den Druck auf die weniger mächtigen, sprich lateinamerikanischen Länder, Kompromissen beizupflichten. Dabei prallen in der FTAA ganz unterschiedlich entwickelte Ökonomien und verschiedene Gesellschaften aufeinander. Eine Freihandelszone zwischen so ungleichen Partnern wird die Asymmetrien zwischen den Mitgliedstaaten verstärken, vor allem aber auch innerhalb der Gesellschaften zu einer ungleichen Verteilung der Kosten und Gewinne führen und die soziale Spaltung noch vertiefen.

### Seattle-Prag-Nizza-Quebec

Gegen dieses Freihandelsprojekt, das nicht nur die hegemonialen Interessen der USA in Lateinamerika absichert, sondern zugleich die Logik einer neoliberalen Globalisierung auf ein institutionelles Fundament setzt und somit auch in anderen Weltregionen den Anpassungsdruck erhöhen wird, hat sich eine breite internationale Protestbewegung formiert. Die unterschiedlichsten Gruppierungen – von Gewerkschaften über Umwelt-, Menschenrechts-, Landlosen- und Frauenbewegungen bis zu indigenen Protestbewegungen aus den verschiedenen Ländern – haben sich zu einem „Kontinentalen Sozialbündnis“ zusammengeschlossen, um gegen dieses Projekt Widerstand zu leisten. Die entscheidende und zugleich schwierigste Aufgabe dieses heterogenen Bündnisses besteht darin, Gegenkonzepte zu entwickeln, zu verbreiten und gesellschaftlichen Rückhalt zu gewinnen. Der „Marsch der Völker“, wie eine Demonstration durch die Innenstadt Quebecs getauft wurde, an der rund 15.000 Aktivisten teilnahmen, war daher ein wichtiger Teilerfolg. Ein eigens für den Gipfel errichteter drei Meter hoher und vier Kilometer langer Zaun, hinter den die Demonstranten vorsichtshalber verbannt wurden, um einen geregelten Ablauf des Gipfeltreffens sicherzustellen, könnte sogar zum unruhmlichen Symbol dieser Verhandlungsrunde werden. Ein weiterer kleiner Erfolg der Aktivisten ist es, dass nach den jahrelang unter Ausschluss der Öffentlichkeit geführten Verhandlungen erstmals ein umfassender Entwurf veröffentlicht werden soll. Dass auf dem Gipfeltreffen selbst nur wenig Konkretes beschlossen wurde, können sie sich jedoch nicht auf die eigenen Fahnen schreiben. Es war schon vorab nicht zu erwarten, dass handfeste Ergebnisse erzielt würden. Am grundsätzlichen Ziel der Errichtung einer Freihandelszone, mit all den damit zusammenhängenden Implikationen, haben alle Teilnehmer erwartungsgemäß festgehalten. Die verschiedenen Hinweise in den offiziellen Redebeiträgen auf über den reinen Freihandel hinausweisende soziale, kulturelle und ökologische Belange

sind daher als das übliche Schmuckwerk offizieller Verlautbarungen zu werten, ebenso wie die beschlossene „Demokratioklausel“, wonach nur „demokratische Länder“ Mitglieder der Freihandelszone werden dürfen, wobei dies ohnehin vorrangig gegen Kuba zielt. Inwieweit es gelungen ist, die unterschiedlichen Positionen zwischen den verschiedenen Ländern anzunähern, wird sich spätestens im Mai nächsten Jahres herausstellen, wenn erneut Regierungsverhandlungen über Detailfragen zum Abbau der Handelsbarrieren stattfinden. Eines ist aber ganz sicher beschlossene Sache: Der Countdown läuft.

## Literatur

- Albert, M. (1992): Kapitalismus gegen Kapitalismus, Frankfurt/New York.
- Bernal-Meza, R. (2000): Sistema mundial y Mercosur. Globalización, Regionalismo y Políticas Exteriores Comparadas, Buenos Aires.
- Bouzas, R. (1999a): The Mercosur-European Union Free Trade Agreement: Issues and Prospects, IRELA Working Paper Nr. 43, Madrid.
- Ders. (1999b): Las perspectivas del Mercosur: desafíos, escenarios y alternativas para la próxima década, in: Campbell, J. (Hrsg.): Mercosur. Entre la realidad y la utopía, Buenos Aires.
- Brunelle, D. (2001): Estados Unidos quiere un mercado hemisférico bajo su control, in: Le Monde Diplomatique Cono Sur, Año II, Número 22, Abril 2001, Buenos Aires, S. 6-7.
- Correa, C. (2001): América Latina, sin protección para sus industrias y especies, in: Le Monde Diplomatique Cono Sur, Año II, Número 21, Marzo 2001, Buenos Aires, S. 8-9.
- Devlin, R./Estevadeordal, A./Garay, L. (1999): The FTAA: Some Longer Term Issues, IBD-Intal, Occasional Paper 5, Buenos Aires.
- Escudé, C./Fontana, A. (1995): Divergencias estratégicas en el Cono Sur: Las políticas de seguridad de la Argentina frente a las del Brasil y Chile, Universidad Torcuato Di Tella, Working Paper N 20, Buenos Aires, Julio de 1995.
- Habel, J. (2000): Nationale Sicherheit und kontinentale Hegemonie. Die USA und das Projekt einer gesamtamerikanischen Freihandelszone, in: Le Monde Diplomatique (Deutsche Ausgabe), Nr. 6269, 13.10.2000 S. 10-11.
- Interamerican Development Bank (IDB) (1997): Latin America after a decade of reforms, 1997 Report, Washington D.C.
- Niess, F. (1999): Der „Glamour“ der Gipfel und die Mühen der Ebenen: Die Dreiecksbeziehung USA-Lateinamerika-Europa, in: Lateinamerika. Analysen, Daten Dokumentation, Nr. 41, Dezember 1999, Hamburg, S. 13-26.
- Sexta Reunión de Ministros de Comercio del Hemisferio: Declaración Ministerial, Buenos Aires, S. 7.
- Schirm, S. (1994): Macht und Wandel: Die Beziehungen der USA zu Mexiko und Brasilien. Außenpolitik, Wirtschaft, Sicherheit, Opladen.

Herbert Schui

## Staat, Klasseninteressen und Markt im entwickelten Kapitalismus

### 1. Kann es ein Klasseninteresse geben?

Aussagen zur politischen Programmatik müssen mit der Bestimmung von Interessen beginnen und damit, welche Mittel und Institutionen bei der Durchsetzung von Interessen genutzt werden oder doch genutzt werden könnten. Es muss damit auch Klarheit über die Ursachen herrschen, die den bedeutenderen gesellschaftlichen Konflikten zu Grunde liegen. Ohne größere Diskussion sollte sich voraussetzen lassen, dass eine sozialistische Partei, so die PDS, eine Arbeiterpartei, eine Partei der Arbeit sein muss. Dies auch dann, wenn „Arbeiterpartei“ eine Reihe von unkontrollierten Assoziationen auslöst. Aber wenn man die Dinge nüchtern angeht, ist doch folgendes festzuhalten: Die große Mehrheit der Bevölkerung lebt vom Verkauf ihrer Arbeitskraft. Damit sind objektiv einheitliche Interessen gegeben. Marx' Wertlehre gilt unverändert, was den Gebrauchswert der Arbeit und die Ausbeutung angeht. Die Vertragsform, unter der sich der Verkauf der Arbeitskraft vollzieht, ändert sich sicherlich: Es gibt zunehmend mehr Gewerbetreibende und Freiberufler, die weniger als den vollen Ertrag des Arbeitstages als Verkaufspreis ihrer Arbeit erzielen können. Ebenso nimmt die Zahl der nur zeitweilig und zu geringem Lohn Beschäftigten zu. Das tarifliche Normalarbeitsverhältnis mit gesetzlicher sozialer Absicherung dagegen wird weniger vorherrschend. Nun ist ein solcher Zustand eigentlich nichts Neues: Selbständige Handwerker, die aber faktisch Lohnarbeit verrichteten, haben die Industrialisierung begleitet, desgleichen Kleinbauern – auf der anderen Seite das Tagelöhnerwesen, mit dem heutigen sozial kaum abgesicherten Typ von institutionalisierter Gelegenheitsarbeit, dem prekären Arbeitsverhältnis, durchaus vergleichbar. Ein Unterschied aber bleibt festzuhalten. Es ist die gegensätzliche Bewegungsrichtung. An diese Veränderung ist deswegen zu erinnern, weil dies das Ausmaß der Polarisierung der Gesellschaft anspricht und damit die Übersichtlichkeit.

Im Kommunistischen Manifest stellte sich die Sache noch so dar, dass alles auf eine Proletarisierung der Mittelschichten hinauslief: „Die bisherigen kleinen Mittelstände, die kleinen Industriellen, Kaufleute und Rentiers, die Handwerker und Bauern, alle diese Klassen fallen ins Proletariat hinab (...). So rekrutiert sich das Proletariat aus allen Klassen der Bevölkerung.“<sup>1</sup> „Die Interessen, die Lebenslagen innerhalb des Proletariats gleichen sich immer mehr aus, indem die Maschinerie mehr und mehr die Unterschiede der Arbeit verwischt und den Lohn fast überall auf ein gleich niedriges Niveau herabdrückt.“<sup>2</sup> Die-

<sup>1</sup> K. Marx, F. Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, Marx, Engels, Ausgewählte Werke, Berlin 1989, S. 424.

<sup>2</sup> Ebenda, S. 425.

se Proletarisierung, das heißt eindeutige, klar überschaubare Ausbeutungsverhältnisse, machen die Sache objektiv und auch für den einzelnen übersichtlicher. Eine erneute Differenzierung der Verhältnisse kann bewirken, dass diejenigen, die vom Verkauf ihrer Arbeitskraft leben und unverändert Gegenstand der Ausbeutung sind, nicht zur Artikulation eines gemeinsamen Interesses kommen, nämlich des Interesses daran, ihre Arbeit jederzeit zu einem Preis, der der Produktivität angemessen ist, verkaufen zu können (das Interesse an Vollbeschäftigung), gegen die bedeutenden Risiken wie Krankheit, Erwerbslosigkeit und Armut im Alter abgesichert zu sein, für sich und ihre Kinder Zugang zu staatlichen Gratisleistungen wie Kultur, Bildung, berufliche Ausbildung zu haben, die natürlichen Lebensgrundlagen und den Frieden zu bewahren. Die Befähigung, dieses Interesse wahrzunehmen, wird zur Grundlage der Arbeiterbewegung. Oder genauer: Sie kann dann entstehen, wenn das objektive Interesse bewußt ist. Wenn demnach die Berechtigung besteht, von einem objektiv einheitlichen Interesse des überwiegenden Teiles der Bevölkerung auszugehen, dann ist die Frage gelöst, ob denn überhaupt individuelle Präferenzen sich zu einer gesellschaftlichen Präferenz durch aufgeklärtes Eigeninteresse vereinheitlichen können.<sup>3</sup> Ein in diesem Sinne einheitliches Interesse als Grundlage einer gesellschaftlichen Wohlfahrtsfunktion läßt sich als Klasseninteresse der Arbeitenden im vorhin genannten Sinn identifizieren. Der Begriff „Funktion“ sagt hier aus, dass die gesellschaftliche Wohlfahrt von klar bestimmten Faktoren abhängt, so dass mehr Sozialstaat zu mehr gesellschaftlicher Wohlfahrt führt. Allerdings: Auch wenn dieses einheitliche Interesse, dargestellt in einer Wohlfahrtsfunktion, gegeben ist, ist dies von den Betroffenen noch nicht einheitlich artikuliert. Voraussetzung ist die gemeinsame Vorstellung über das Wie der Verwirklichung. Wie etwa läßt sich zu Vollbeschäftigung kommen, durch sinkenden Lohn oder durch mehr Nachfrage, und wie kann die Forderung politisches Gewicht bekommen?

Die Artikulation und Durchsetzung eines gemeinsamen Interesses erfordert eine gemeinsame Theorie, das heißt eine von allen akzeptierte Erklärung der gesellschaftlichen Zustände, und des weiteren Verfahren und Institutionen. Traditionell waren für all dies die Gewerkschaften und die Arbeiterparteien zuständig. Dies im Rahmen ihrer politischen Bildungsarbeit, in den Tarifkonflikten und in der parlamentarischen Auseinandersetzung. Hinzu kommen soziale Bewegungen, die nicht als politische Parteien auftreten, noch, wie etwa die Gewerkschaften, Vertragspartei sind. Vielmehr artikulieren sie ein gesellschaftliches Interesse, das, wenn der Druck stark und erfolgreich war, von den

<sup>3</sup> K. Arrow, der die Neoliberalen mit vielen Stichworten für die Ablehnung einer partizipativen Massendemokratie versorgt hat, ist äußerst skeptisch, was die Formierung eines kollektiven, aufgeklärten Eigeninteresses angeht. Für ihn ist dies außerhalb einer Diktatur, d.h., unter Beachtung individueller Freiheiten, so gut wie unmöglich. Deswegen muss von individuellen Präferenzen ausgegangen werden, die durch paarweisen Tausch am Markt zur Deckung kommen. K. Arrow, *Social Choice and Individual Values*, 2. Auflage, New York, London, Sydney 1963, S. 88.

politischen Parteien und Verfassungsorganen verwirklicht wird. Damit ist auch deutlich, dass sie ohne Staat nicht wirksam werden können, denn nur dieser kann die Einhaltung der neuen Regeln oder Normen erzwingen.

## 2. Anforderungen an eine Staatstheorie

Wenn vom gemeinsamen Interesse der Arbeiterschaft die Rede ist, dann ist der Staat angesprochen. Damit steht der Geltungsbereich der Staatstheorie zur Debatte. Was muss diese zum Zusammenhang von privater Wirtschaft und Staat aussagen, und zwar nicht als zeitlose Wahrheit oder als lexikalische Liste aller vorangegangenen Aussagen, sondern angesichts des Entwicklungsstandes der Ökonomie? Staatsform und wirtschaftlicher Entwicklungsstand sind hierbei nicht getrennt zu denken, und nicht nur bringt das eine das andere in Wechselwirkung hervor, auch die wirtschaftlichen Fragen, die die moderne Demokratie zu lösen hätte, sind gänzlich andere und neue, verglichen etwa mit der Wirtschaftsförderung des Absolutismus oder der Stellung des Staates in der dann folgenden kapitalistischen Industrialisierung. Damit kommt ökonomische Theorie ins Spiel, ohne die eine zutreffende Staatstheorie nicht formuliert werden kann. Denn wenn die Wirtschaftstheorie die Funktionsweise der Wirtschaft richtig erklärt, dann hat sie den Zweck und die Funktion des Staates mit angesprochen.

Um den wesentlichen Punkt zu benennen: Steigende Arbeitsproduktivität führt bei gegebenem Massenkonsum zu einem wachsenden gesellschaftlichen Surplus. Wenn die Industriebourgeoisie als Verwalter dieses Surplus diesen (abzüglich ihrer Konsumtion) in Realkapital verwandelt, geht die Industrialisierung zügig voran und das so forcierte Wachstum der Arbeitsproduktivität kann die Grundlage werden für künftigen Massenwohlstand. Wenn aber die Produktionsverhältnisse sich insoweit nicht ändern, als sie den Massenkonsum weiterhin minimieren, auf der anderen Seite aber die wachsende Arbeitsproduktivität den Überschuss steigert und dieser, als Realkapital verwendet, wiederum die Arbeitsproduktivität anwachsen läßt, die Produktivkräfte sich also weiterentwickeln, dann muss der Punkt erreicht werden, an dem die Kapitalisten unter Rentabilitäts Gesichtspunkten keinen rationalen Grund mehr haben, den Überschuss, der bei Vollbeschäftigung entstehen würde, restlos zur Vergrößerung des Realkapitalbestandes zu verwenden. Um dies zu tun, fehlt der Endverbrauch, der Konsum. Die fehlende Endnachfrage kann nicht wettgemacht werden durch diejenige Veranlassung zur Investition, die sich aus Gründen des technischen Fortschritts ergibt. Das System muss, auf sich gestellt, trotz großer Produktivität und potenziellen Reichtums in Armut versinken, soweit es nicht zu mehr Konsumtion kommt. Automatisch im freien Spiel der Marktkräfte regelt sich dies nicht. Die Allokationseffizienz von Wettbewerb und Markt reicht nicht so weit, dass diejenigen Ressourcen, die auf Grund der Produktionsverhältnisse, hier: der Verteilung des Volkseinkommens, für die Produktion von Realkapital bereitgestellt, aber hierfür nicht genutzt werden, der Herstellung von Konsumgütern dienen würden oder für eine

Verkürzung der Arbeitszeit bei gegebenem Konsum. Es ist eben nicht so, dass das Rationalprinzip der einzelnen Wirtschaftseinheit: Maximierung des Ertrages bei gegebenem Mitteleinsatz, gesamtwirtschaftliche Verschwendung vermeiden würde. Gerade weil dies so ist, gibt es makroökonomische Theorie, und weil die Parteigänger des alles regelnden Marktes dieses umfassende Marktversagen nicht gelten lassen wollen, weil es den demokratischen Staat auf den Plan rufen könnte, soll es makroökonomische Theorie nicht geben.

Für die Drittwegler besteht die Lösung der Konsumfrage darin, dass die Gesellschaft, vom Staat aktiviert, in ein rastloses Innovations- und Modernisierungsfieber verfällt, das einfach alle Fragen löst. Aber mit individueller Hektik und persönlicher Dynamik lässt sich die makroökonomische Frage der Abstimmung von Konsumieren und Investieren nicht lösen. Räumt man Brimborium und sprachlichen Bombast der Drittwegler beiseite, dann wird rasch klar, wo die Lösung für die Konsumtionsfrage liegen soll: Der aktivierende Sozialstaat schafft die Voraussetzungen für einen wachsenden Sektor personenbezogener Dienstleistungen. Die Arbeitslosen werden erpresst, zu niedrigen Löhnen und schlechten Arbeitsbedingungen in diesem Bereich zu arbeiten. Dies auch als selbständige Kleinunternehmer, für die Tarifverträge und Arbeitsgesetze ohnehin nicht gelten. In der Tat: ein „gestrafftes und modernisiertes (...) Sozialleistungssystem ist eine wesentliche Komponente der (...) Arbeitsmarktpolitik der Linken“, so Schröder-Blair<sup>4</sup>. Grundlage für diese Straffung ist, daß es keine Rechte ohne Verpflichtungen gibt<sup>5</sup>. Die so erzwungene, wachsende Bereitschaft zu personenbezogenen Dienstleistungen soll zu vermehrten Konsumausgaben der Bezieher hinreichend hoher Einkommen führen, es sinkt die Sparquote, so daß mit etwas Glück die makroökonomische Konsum- und Investitionsfrage gelöst ist. Ist sie es wirklich, sind mehr Dienstboten die bestmögliche Lösung?

Oder benötigen wir einen anders regierten Staat, der mehr daraus macht? Für eine politische Partei ist diese Frage entscheidend. Das eingangs genannte allgemeine Interesse der großen Mehrheit der Bevölkerung als gegeben vorausgesetzt, sollten dann nicht die entwickelten Produktivkräfte, das hohe Niveau der Arbeitsproduktivität anders als zur Ausdehnung des Tagelöhner- und Dienstbotenswesens genutzt werden? Wenn die vorangegangene Akkumulation mehr Spielraum geschaffen hat für eine Ausdehnung der Konsumtion, sollte dies nicht besser staatlicher Konsum sein, also Gratisdienste für alle, die daran Bedarf haben, das heißt: öffentlicher Dienst? Der Schluß, den der Reformismus hieraus gezogen hat, mußte alle orthodoxen Parteigänger des Kapitalismus zutiefst beunruhigen: Denn im Sinne des Reformismus gewinnt nun, gegeben das Ziel allgemeiner Wohlfahrt, der Staat das Recht, die Verteilung des Einkommens zu regeln und die Investitionen zu beeinflussen. Dies durch Ge-

<sup>4</sup> Der Weg nach vorne für Europas Sozialdemokraten. Ein Vorschlag von Gerhard Schröder und Tony Blair, London 8. 6. 1999.

<sup>5</sup> A. Giddens, Der Dritte Weg. Die Erneuerung der sozialen Demokratie, Frankfurt 1999, S. 81.

winnsteuern und durch eine Kombination von staatlicher Investitionsplanung und Zinspolitik. Damit werden die Eigentumsrechte in zweifacher Hinsicht beschränkt: Die Verteilung der Einkommen ist nun nicht mehr ausschließlich eine Sache des Marktes (und des Eigentums an den Produktionsmitteln); überdies wird die Verfügung über das Einkommen, soweit die privaten Investitionen Gegenstand politischer Planung werden, beschränkt, und schließlich wird das Einkommen der Rentiers durch die Zinspolitik festgelegt. Doch damit noch nicht genug: Wenn der Staat das Recht hat, durch Verteilungspolitik die makroökonomischen Aggregate Konsumieren und Investieren aufeinander abzustimmen, also alles auf eine höhere Beteiligung des Staates am Ergebnis der wachsenden Arbeitsproduktivität hinausläuft und auf vermehrte gesellschaftliche Konsumausgaben, dann liegt es nahe, daß der staatliche, und nicht der individuelle Konsum gesteigert wird. Dann verbindet sich die Abstimmung der genannten Aggregate mit dem Wohlfahrtsstaat, indem das Gesundheitswesen, das Bildungssystem, der soziale Wohnungsbau und vieles mehr verbessert werden. Damit werden nicht nur die Eigentumsrechte beschränkt, sondern, dies behaupten die Marktwirtschaftler, auch die Konsumfreiheit all derjenigen, für die der Wohlfahrtsstaat Leistungen erbringt. Sie würden entmündigt; sie müssten das konsumieren, was der Staat ihnen zuteilt. Damit ist ihre Freiheit, so das Argument der neoliberalen Scharfmacher, ähnlich eingeschränkt wie die der Investoren. Vollbeschäftigung und Wohlfahrt also auf Kosten der Freiheit, das heißt der Freiheit in Form des Rechtes am privaten Eigentum und der Souveränität als Konsument! Es ist das Ende des Laissez-faire.

Damit ist die entscheidende Frage formuliert, die eine Staatstheorie über den entwickelten Kapitalismus beantworten muss. Ist es Sache des Staates, den Bürgern zur Wohlfahrt zu verhelfen? Soll er in die Eigentumsrechte eingreifen, wenn dadurch der Output vergrößert werden kann? Oder ist aus Gründen der Freiheit am Eigentum nur so viel allgemeine Wohlfahrt zulässig, wie die Privatwirtschaft bei uneingeschränkten Eigentumsrechten hervorbringt? Der Neoliberalismus hat hierauf eine eindeutige Antwort: Hayek und seine Nachfolger haben den Kampf gegen die Theorie der effektiven Nachfrage mit dem Argument geführt, dass einer wahrhaft offenen und freien Gesellschaft kein Wohlfahrtsziel von der Politik vorgegeben werden dürfe, dass sich kein Staat, und erst recht nicht ein egalitärer, demokratischer Staat in den Wirtschaftsprozess einmischen dürfe. Das wäre, so Hayek, der Weg zum Totalitarismus, zur Vernichtung der Kultur und zur Verhinderung des Fortschritts in der Zukunft.<sup>6</sup> Wer es sich aber nicht zur Aufgabe macht, das uneingeschränkte Eigentumsrecht zu verteidigen, kann die Sache nüchterner angehen. Denn jenseits von neoliberaler Kampfesgeschrei ist ja die Frage zu lösen, wie im entwickelten Kapitalismus das Wachstum der Arbeitsproduktivität für zivilisatorischen Fortschritt genutzt werden kann. Und da gibt es nur eine Lösung: Der Staat wird durch Steuern am Ergebnis der wachsenden Arbeitsproduktivität über-

<sup>6</sup> F. von Hayek, Der Weg zur Knechtschaft, München 1991, S. 254.

proportional beteiligt und führt dies dem öffentlichen Konsum zu. Wie auch immer wir uns diesen Konsum im einzelnen organisiert vorstellen (mit welchen Entscheidungseinheiten und mit wessen Mitspracherechten), nur der Staat kann die Ressourcenallokation in der erforderlichen Weise regeln. Nur er kann, weil nur er die Macht hierzu hat, aus potenziellem tatsächlichen Reichtum machen. Damit ist die wirtschaftliche Seite der Sache angesprochen, über die wechselseitigen Wirkungen zwischen der großen Mehrheit der Bevölkerung und dem Staat, über Willensbildung und Legitimation ist damit noch nichts gesagt.

### 3. Staatstrauma und Zivilgesellschaft

Wenn am Staat kein Weg vorbeiführt, ist es wichtig, sich mit dem ungeordneten Knäuel interessengebundener und irrationaler Staatsaversion auseinanderzusetzen. Genannt wurde schon die Sorge des Neoliberalismus, die von Tocqueville so formuliert worden ist: Die egalitäre Demokratie ermöglicht es den wirtschaftlich Unfähigen, sich das anzueignen, was ihnen auf Grund ihrer Leistungen nicht zusteht. Vorherrschend gemacht werden kann allerdings die Aversion gegen den demokratischen Staat in dieser Weise nicht. Das Misstrauen ihm gegenüber wird vielmehr aktiviert mit Hilfe des Misstrauens gegenüber der Macht, und zwar nicht gegenüber der Macht der Großwirtschaft, sondern des Staates. Es ist geradezu so, als ob die Geschichte keinen Schritt vorangekommen wäre und die Frage immer noch darin bestünde, wie denn der Bourgeois den absolutistischen Staat bändigen könne. Aber das ist nicht die Gegenwartsfrage. Diese ist vielmehr, wie die große Mehrheit der Bevölkerung den Staat zu ihrem Staat machen kann. Welche Konturen die Lösung dieser Frage im einzelnen auch annehmen mag, eines ist sicher: Die Gesellschaft wird sich zu einer umfassend politischen entwickeln müssen.<sup>7</sup>

Dies setzt die Überwindung eines Staatstraumas voraus. Dieses Trauma äußert sich darin, dass aus der Idee des Staates ein quasi religiöser Kult gemacht wird – hierfür stehen nicht nur die reaktionäre Rechte, sondern auch Sozialdemokraten einer Lassallschen Tradition –, oder die, dazu in scheinbarem Gegen-

<sup>7</sup> Damit wird die Idee einer einfachen und klaren Demarkation von Gesellschaft und Staat, so wie sie Carl Schmitt und Walter Eucken vorschwebte, hinfällig. Sie ist ohnehin nicht Kennzeichen des Kapitalismus, und sie ist es erst recht nicht für einen reformierten Kapitalismus, in dem bereits einige Elemente seiner Überwindung enthalten sind. Besonders zu Eucken sind einige Bemerkungen fällig, denn nicht selten wird dessen ‚soziale Marktwirtschaft‘ als ein Entwurf diskutiert, in dem der Staat - reduziert auf seine Kernfunktion als Wächter über die vollständige Konkurrenz und damit umgeben von einer atomistischen Menge kleiner Unternehmen, denen die Fähigkeit fehlt, die Macht des Staates zu usurpieren - einer Zivilgesellschaft breiten Raum gibt und damit auch allen erdenklichen Freiheiten. Die Linke täte gut daran, nicht in diesen alten Mottenkisten mit ihrer bräsig-aufgeschwemmten Sprache herumzustochern, um etwas Nettes für einen Neuanfang zu finden. Sie muss, das ist eine Bedingung, ohne die nichts geht, ein nüchternes und positives Verhältnis zum Staat finden, zu einem Staat, der in intensiver Wechselwirkung mit der zivilen Sphäre steht, der auch – weiterentwickelt - nicht einfach Interventionsstaat ist, sondern in dem die Citizens ebenso intervenieren.

satz stehende Auffassung, der Staat sei von vornherein des Teufels und nur auf Unterdrückung aus, auf despotische Herrschaft. Fiktiv ist dieser Gegensatz, weil die Wurzel für beide Lesarten dieselbe ist. Dass es an Nüchternheit beim Umgang mit der Idee vom Staat fehlt, hat seine historischen Gründe. Alexander Mitscherlich schreibt kurz nach dem Krieg: „Er sollte die Form unseres besten öffentlichen Zusammenlebens sein. Wir können uns nicht mehr daran erinnern, seit wann in unserer Geschichte er dies nicht ist. Wir haben den Kontakt mit ihm verloren, denn er hat uns nicht vertreten noch gefördert – weder untereinander noch nach außen. Aber er hat uns vergewaltigt, misshandelt; wie in einer ungeheuren Reise sind wir in ihm gefangen, er hat Ungezählte der Unsrigen getötet und erniedrigt, beraubt, verdummt. Er hat aus uns eine verrohte und vergräunte Masse gemacht, in der jeder dem Anderen misstraut. (...) Und nun erhebt sich (...) die große Frage, auf welchem Weg wir wieder zu einem lebendigen Staat gelangen können, der unser Geschöpf ist und dem wir den Anteil an uns zu geben bereit sind, der ihm gebührt, und der seinerseits uns die Freiheit sichert, die wir zu einem lebenswerten Leben brauchen.“<sup>8</sup> Nun wäre Mitscherlichs Wendung, „wieder zu einem lebendigen Staat gelangen“, eingehender zu erörtern. Hätten wir jemals den Staat, der „unser Geschöpf“ war? Aber halten wir das der unmittelbaren Nachkriegszeit zugute, in der dieser Beitrag geschrieben wurde!

Wichtig ist festzuhalten, dass es ohne den Staat als unserem Geschöpf nicht möglich ist, das hohe Niveau der Arbeitsproduktivität für uns zu nutzen, und dass nur dies die Lebensumstände verbessern und uns die Freiheit sichern kann: Dies ist wichtig, denn die Arbeitenden brauchen den Staat, um das Beste aus ihrer Arbeit zu machen, sie brauchen ihren Staat, und sie brauchen ihn um so mehr, je entwickelter und komplexer der ökonomische Prozess ist. Ist der Staat „unser Geschöpf“, dann hat die neurotische Angst vor ihm ein Ende, er ist vernünftig erfasst, er muss nicht kollektiv verdrängt werden durch Beschwörung, Kultus oder Hass. Die Gesellschaft hat sich von Zwangsvorstellungen befreit, indem sie die Gründe aufgedeckt und bewusst gemacht hat, die das Traumatische am historischen Staat ausmachen.

### 4. Sozialistische Zivilgesellschaft?

Der häufige und unterschiedliche Gebrauch des Begriffs „Zivilgesellschaft“ ist Anlass zu Fragen: Folgt man Gramsci, dann ist die Zivilgesellschaft dasjenige Element des Überbaus, das nicht, wie der Staat mit Politik (so Sicherheits- und Innenpolitik) die bürgerliche Herrschaft absichert, sondern die Sphäre, in der sich dies im spontanen Konsens vollzieht. Spontaneität bedeutet hier aber auch, daß die Herrschaft nicht überlegt akzeptiert wird. Es ist vielmehr Internalisierung von Herrschaft, oft auch Identifikation mit der Macht. Und wenn

<sup>8</sup> A. Mitscherlich, Entwicklungsgrundlagen eines freien Sozialismus, in: Freiheit – eine Utopie? Ausgewählte Schriften, 1946 bis 1974, o. O. (1975), S. 10. Erstveröffentlichung in: A. Mitscherlich und A. Weber, Freier Sozialismus, Heidelberg 1946.

wir uns vergegenwärtigen, wieviel Aggression gegen die große Mehrheit der Bevölkerung bei vielen Formen bürgerlicher Herrschaft im Spiel ist, und das nicht nur bei autoritären Regimes, sondern im Alltag unserer heutigen Demokratien, dann spannt sich der Bogen von der Internalisierung von Herrschaft bis zur Identifikation mit dem Aggressor: Zivilgesellschaft hat dann nicht wenig mit einem Onkel-Toms-Hütte-Syndrom zu tun. (Kann das die Zivilgesellschaft sein, von der wir gerne noch mehr hätten?) Wenn der Kapitalismus aber im wesentlichen nicht mit den Organen der inneren Sicherheit gewährleistet werden muß, sondern wenn sich die Übereinstimmung mit ihm „spontan“ ergibt, dann scheint die Zivilgesellschaft eine gute Vorlage für einen Sozialismus zu sein, der ohne die Diktatur des Proletariats und ihre Sicherheitsorgane auskäme. Das wäre dann der Stein der Weisen gewesen. Oder etwa doch nicht?

Eine sozialistische Zivilgesellschaft muss sich deutlich von einer kapitalistischen unterscheiden, denn sie darf nicht auf Spontaneität, auf unreflektierter Internalisierung von Herrschaft beruhen, auch wenn dies eine bessere Herrschaft wäre. Denn selbst wenn die Führung weitgehend ohne unmittelbare politische Disziplinierung auskommt, der Staat bleibt von den Bürgern getrennt, er ist damit noch nicht „unser Staat“ als „die beste Form unseres öffentlichen Zusammenlebens.“<sup>9</sup> „Es muss nach einer Staatsform gesucht werden, die dem Leben der Menschen in der Gesellschaft wie als einzelner gleichermaßen dient und die menschlichen Freiheiten zur Entfaltung kommen läßt.“<sup>10</sup> Dies aber lässt sich nur erreichen durch ein System intensiver Wechselbeziehungen zwischen der staatlichen und der nichtstaatlichen Sphäre: Beide dürfen voneinander nicht getrennt sein; was sie miteinander verbindet, ist das Politische. Im Prozess einer Herausbildung dieser Staatsform aber kann es um Zivilgesellschaft nur in dem Sinne gehen, dass ihre subtilen Mechanismen der Herrschaftssicherung nicht mehr restlos greifen. Damit würde die Zivilgesellschaft Raum geben für politische Bewegungen, die damit beginnen, der Vorherrschaft der kapitalistischen Ideologie etwas entgegenzusetzen. „In einer Situation, sei sie nun revolutionär oder nicht, die durch die Vorherrschaft der Arbeiterklasse gekennzeichnet ist, ihrer Parteien und Bewegungen, kann man eine lange Periode erwarten, die von Ebbe und Flut gekennzeichnet ist, ebenso, wie dies bei der Entwicklung zum Kapitalismus der Fall war. Die große Frage ist zu wissen, ob diese Bewegungen selbst vorher die Vorherrschaftsposition haben können. Kann die Arbeiterklasse sie ausüben und so mit ihren Alliierten die historische Initiative ergreifen? Dies ist die Hauptfrage.“<sup>11</sup>

<sup>9</sup> A. Mitscherlich, a.a.O., S. 10.

<sup>10</sup> Ebenda, S. 13.

<sup>11</sup> E. Hobsbawm, L'eurocommunisme et la longue transition capitaliste, Interview mit F. Nussi und G. Vacca, in: Recherches Internationales à la Lumière du Marxisme, L'Eurocommunisme, 17. Jg., No. 88-89, 3/1976-4/1976, S. 149; Übersetzung aus dem Französischen vom Verfasser.

Die Frage ist demnach nicht, eine neue Zivilgesellschaft auszurufen, und erst recht nicht, die bürgerliche zu vergrößern, soweit ihr Zweck Herrschaftssicherung ist, sondern zur Vorherrschaft im öffentlichen Leben zu kommen. Das ist die schwierige Aufgabe einer fortschrittlichen Partei. Wenn diese Vorherrschaft endgültig konsolidiert ist, dann ist der Zustand erreicht, in dem die große Mehrheit der Bevölkerung, die diese Verhältnisse herbeigeführt hat, diesen nicht unreflektiert, nach Konditionierung und Internalisierung von Zwang zustimmt, sondern stets bewusst, aus wirklich freien Stücken und mit der Gewissheit, als Individuen, Kollektive, Initiativen mit Aussicht auf Erfolg intervenieren zu können. Darin gerade bestünde der Fortschritt, die Überwindung der Entfremdung, des Staatstraumas.

## 5. Was eigentlich steuert die Wirtschaft?

Mit weniger Staat ist nicht zu mehr individueller Freiheit zu kommen, und dies erst recht nicht, wenn der frei werdende Raum durch die Privatwirtschaft, beispielsweise durch die private-public-partnership in Beschlag genommen wird. Denn was ist die Privatwirtschaft bei Licht besehen? Sie wird mehr denn je beherrscht von international handelnden Großunternehmen, die mit den bedeutenderen Nationen in Partnerschaft treten und die weniger bedeutenden marginalisieren. (Die handelnden Subjekte sind die Monopole; nicht aber ist „die Globalisierung“ der springende Punkt). Diese Zivilgesellschaft kann nicht das sein, was uns begeistern könnte, und was diese Vorherrschaft an Freiheit vorsieht, ist es nicht die, die wir meinen.

Folglich kommt es darauf an, den Einfluss der tonangebenden Geschäftswelt, der Monopole auf alle Facetten der Gesellschaft und auf den Staat einzuschränken und schließlich zu überwinden. Sicherlich hat die Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus, oft vorgetragen in einer äußerst standardisierten, hölzernen Sprache, unnötige Aversionen ausgelöst. Aber dennoch: Die Aktivitäten von Greenpeace gegen Shell, von Attac gegen das internationale Finanzkapital, der Atomkraftgegner gegen die Atomindustrie, dieser und anderer Bewegungen, die in Seattle, Nizza oder an anderen Orten von sich reden gemacht haben, richten sich gegen die Großwirtschaft und dagegen, dass diese die Macht im Staat usurpiert. Bei all diesen würde die folgende Passage, in ihren jeweiligen Stil und Jargon übertragen, nicht auf Ablehnung stoßen: „Der staatsmonopolistische Kapitalismus verleiht den Monopolen noch größere Macht über das Leben der Nation und legt die Macht der Monopole und die des Staates zu einem einheitlichen Apparat zusammen, der die kapitalistische Ordnung retten und der imperialistischen Bourgeoisie die maximale Steigerung ihrer Profite durch Ausbeutung der Arbeiterklasse und Ausplünderung der breiten Bevölkerungsschichten sichern soll.“<sup>12</sup> Dieser einheitliche Apparat zeichnet sich aus durch „Bindung, Durchdringung, Verknüpfung und nicht

<sup>12</sup> Erklärung der Beratung von Vertretern der kommunistischen und Arbeiterparteien in Moskau, November 1960, Berlin 1960, S. 12.

(durch) Verschmelzung. Im Gegenteil, es kommt zu ständigen Reibungen, Widersprüchen und Konflikten innerhalb dieses einheitlichen Organismus.<sup>13</sup>

Ein wesentlicher Ort dieser Auseinandersetzungen und damit auch ein Ort von Interventionen ist sicherlich das, was traditionell staatsmonopolistische Komplexe<sup>14</sup> genannt wurde. Diese sind, und nicht der Markt und der Wettbewerb, die vorherrschende Organisationsform besonders des entwickelten Kapitalismus. Bei diesen Komplexen handelt es sich um Gebrauchswertbereiche, um stofflich, materiell strukturierte Sektoren.<sup>15</sup> Um einige wesentliche Beispiele zu nennen: Energieproduktion, Verkehrswesen, Luft- und Raumfahrt, Rüstung, Nahrungsmittelproduktion einschließlich Weiterverarbeitung und Verteilung, Gesundheitswesen, Wohnungswirtschaft, Kommunikationswesen. Der Zweck dieser Bereiche ist die zuverlässige Deckung eines gesellschaftlichen Bedarfs bei gleichzeitiger Absicherung einer hohen Rentabilität für die bedeutenderen Kapitale. Hierbei bedingt das eine das andere: Die Bereitstellung von Gebrauchswerten ist die Voraussetzung für die Verwertung von Kapital. Die Verteilung des Überschusses auf die einzelnen Kapitale innerhalb eines Komplexes wird hierbei oft sehr detailliert geregelt. Überdies wird festgelegt, welches Einkommen aus anderen Komplexen oder von bestimmten gesellschaftlichen Klassen und Schichten abgezogen wird, um an anderer Stelle die Kapitalverwertung zu verbessern.

Staatliche Unternehmen können an den Komplexen beteiligt sein, aber dies ist keineswegs konstitutiv, wenngleich diese historisch oft eine bedeutende Rolle gespielt haben, so Eisenbahnen und Post. In jedem Fall aber wird die Veranlassung zur Produktion, zur Innovation und zur stofflichen Kontrolle der erbrachten Leistung nicht einfach der Nachfrage und dem Wettbewerb überlassen. Auch wenn durch Privatisierung die Bedeutung der öffentlichen Unternehmen sinkt, so ist der Gebrauchswertbereich doch gekennzeichnet durch eingehende staatliche Normierung, durch Gebote und Verbote, durch Verträge, die die Merkmale eines Kaufvertrages bei weitem übertreffen, insgesamt also durch eine Struktur, die sich keineswegs mit Kategorien des Marktes und Wettbewerbs erfassen läßt. Aber nicht nur der Staat und die Privatwirtschaft sind in Kooperations- und Steuerungsaufgaben einbezogen: Bedeutend sind ebenfalls soziale Bewegungen, die Gewerkschaften, die öffentliche Meinung. Die Energieproduktion oder das Transportwesen beispielsweise kommen nicht umhin, den Forderungen der Umweltbewegung wenigstens Beachtung zu kommen zu lassen. Die Nahrungsmittelproduktion, Verarbeitung und Quali-

<sup>13</sup> P. Boccara, Studien über den staatsmonopolistischen Kapitalismus, seine Krise und seine Überwindung, Frankfurt 1976, S. 24.

<sup>14</sup> Vgl. hierzu auch: H. Schui, Staatsmonopolistische Komplexe als Gebrauchswertbereiche und die Trennung von Staat und Wirtschaft, in: R. Hickel, K.P.Kisker, H. Mattfeld, A. Troost, Politik des Kapitals – heute, Hamburg 2000, S. 50ff.

<sup>15</sup> U. Dolata, A. Gottschalk, J. Huffschnid, Staatsmonopolistische Komplexe als neue Organisationsform des Kapitals im staatsmonopolistischen Kapitalismus, in: IMSF (Hrsg.), Staatsmonopolistische Komplexe in der Bundesrepublik, Köln 1986, S. 173.

tätskontrolle kann illustrieren, was an Kooperations- und Steuerungsaufgaben zu bewältigen ist, damit der Kapitalismus in all seinen produktionstechnischen und gesellschaftlichen Facetten funktionsfähig bleibt. Die Bereinigung der BSE-Frage, die Verhinderung schädlicher Verfahren bei der Tiermast allgemein legen nahe, nicht nur das Schlachtfleisch zu überprüfen. Die politische Diskussion geht vielmehr dahin, die Produktionsverfahren selbst zu verändern. In denselben Zusammenhang gehört auch die Auseinandersetzung mit genetisch veränderten Lebens- und Futtermitteln. Dies zeigt zweierlei: Markt und Wettbewerb als alleiniger Ort und Verfahren der Ressourcenallokation sind eine Chimäre der Lehrbücher<sup>16</sup>; die Bürger sind keineswegs nur Marktteilnehmer mit individuellen Präferenzen am Markt, vielmehr artikulieren sie gesellschaftliche Präferenzen außerhalb des Marktes, was nicht ohne Wirkung bleibt.

## 6. Welches Gesicht muss ein demokratischer Staat haben?

Die Organisation des entwickelten Kapitalismus in Komplexen macht deutlich, wie sehr die moderne Wirtschaft vergesellschaftet, also nicht einfach „Privatwirtschaft“ ist. Folglich ist es strenggenommen nicht zulässig, von einem öffentlichen und einem privaten Sektor zu reden, beides geht vielmehr ineinander über, ohne allerdings eine Einheit zu bilden. Privatisierung und Deregulierung ändern hieran im Grundsatz nichts. Dass wir es im Rahmen der Komplexe mittlerweile mit veränderten Eigentumsverhältnissen und anderen Regeln (das Schlagwort Re-Regulierung verdeutlicht den materiellen Gehalt der Deregulierung) zu tun haben, hängt mit dem technischen Fortschritt und veränderten Einstellungen zusammen, so wie sie sich in den Vorstellungen der politischen Parteien und in den Parlamentsmehrheiten manifestieren. Einige Stichworte müssen hier genügen: Dass die Post ihr traditionelles Fernmelde-monopol verloren hat, wäre ohne Fortschritt in der Kommunikationstechnologie kaum möglich gewesen; dass sie privatisiert wird und zusätzliche Anbieter ins Geschäft kommen, ist eine politische Entscheidung, wenngleich auch hier hervorzuheben ist, dass eine Aufsichtsbehörde den Bereich weiterhin überwacht. Vieles an Privatisierung hat auch mit der Abkehr von keynesianischer Politik zu tun. Denn Nationalisierung diente (neben anderem) der Investitionsplanung und -verstetigung, wodurch die Investitionsentscheidung eine politische Angelegenheit wurde. Ein solches Herangehen wurde auch durch die Verteilungspolitik begünstigt, die ja die Profitrate zu senken tendierte und in

<sup>16</sup> Die neue Institutionenökonomik versucht, diesen Sachverhalt zu erfassen. „Wo der Markt einen optimalen Zustand nicht erreicht, wird die Gesellschaft diese Kluft zumindest in einem gewissen Maß erkennen und nicht-marktliche gesellschaftliche Institutionen werden entstehen, die diese Kluft zu überbrücken suchen.“ K. Arrow, Political and Economic Evaluations, Social Effects and Externalities, in: M.D. Intriligator (Hrsg.), Frontiers of Quantitative Economics, Amsterdam 1971, S. 137. Auch wenn damit Beachtung findet, dass der Markt allein die Wirtschaft nicht ausmacht, entscheidend ist, ob sich diese Institutionen naturwüchsig herausbilden oder ob sie das Ergebnis planender, kollektiver Vernunft sind, wie sie und mit welchem Interesse sie durchgesetzt wurden.

einem privatwirtschaftlichen Rahmen gegebenenfalls zu unzureichenden Investitionsausgaben geführt hätte. Die Abkehr von keynesianischen Steuervorstellungen hat diese Gründe für Nationalisierungen beseitigt. Aber nicht nur in dieser Weise macht sich das Ende der keynesianischen Politik bemerkbar: Weniger Sozialstaat bedeutet auch eine andere Produktion und Distribution von Gebrauchswerten, was zur Neuregelung in vielen Komplexen, so im Gesundheitswesen, führen muss.

Man sieht also, dass trotz der Wende in der Politik die Komplexe mit ihrer typischen Organisationsform weiter bestehen und damit auch die Struktur für politische Einflussnahme, die nicht nur den Weg über die Verfassungsorgane nimmt. Es existiert demnach ein strukturierter Zusammenhang von Staat, Gesellschaft und Privatwirtschaft, auf den sich eine sozialistische Partei einlassen muss, den sie zur Verwirklichung ihrer Ziele nutzen und verändern kann. Damit ist grundsätzlich, und nicht nur für den Bereich der Wirtschaft, angesprochen, wie sich denn mehr Demokratie manifestieren und welche Rolle der Staat darin haben soll.

Die französische Linke hat hierzu in den 70er Jahren recht klare Vorstellungen entwickelt. Einige zusammenfassende Zitate aus „Les Communistes et l'Etat“<sup>17</sup> können dies verdeutlichen: Im Zentrum der Auseinandersetzung muss das Ziel stehen, den alles beherrschenden, alleinigen Mechanismus zwischen Staat und Monopolen zu durchbrechen,<sup>18</sup> den „einheitlichen Apparat“ zu verändern, indem in ihm die große Mehrheit der Bevölkerung ihr Interesse erfolgreich geltend macht. Damit stützt sich die neue Kraft auf eine überaus breite Mehrheit.<sup>19</sup> Und da die Komplexe mit ihren Großunternehmen wichtige Elemente im Wirtschaftsleben sind, muss die Auseinandersetzung besonders innerhalb der großen Unternehmen geführt werden. Es ist klar, dass dies vorrangig Sache der Belegschaftsvertretungen, der Gewerkschaften und der Vertrauensleutkörper ist. Damit wird nicht auf den Staat gesetzt, der die Dinge regeln soll. Wichtig ist vielmehr die Initiative der Betroffenen an Ort und Stelle, die nicht nur Lohn- und Arbeitsbedingungen zum Gegenstand hat. Vieles mehr kann hier angepackt werden. (Die vor Jahren von Belegschaften ausgearbeiteten Vorschläge zur Rüstungskonversion sind ein Beispiel dafür, welche Ziele sich diese Initiativen vornehmen können.) Aber diese Initiativen konstituieren sich nicht nur in den Betrieben. Andere Fragen, die etwa die sozialen Dienste betreffen, die öffentlichen Versorgungsbetriebe, die Schulen, Universitäten, die kulturellen Einrichtungen wie kommunale Kinos und Theater, sind von diesen oder anderen Kollektiven und Initiativen aufzugreifen. Dann haben wir es nicht mit einem aktivierenden Staat, sondern mit einer aktivierenden Bevölkerung zu tun. Die Rolle des Staates besteht dann darin, *nicht* sich an die Stelle der Initiative der Bevölkerung zu setzen, der Kollektive, die

<sup>17</sup> J. Fabre, F. Hincker, L. Sève, *Les Communistes et l'Etat*, Paris 1977.

<sup>18</sup> Ebenda, S. 154.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 155.

ebenso aus der Arbeiterschaft, der intellektuellen wie der manuellen, hervorgehen kann wie aus anderen gesellschaftlichen Milieus, sondern für diese Initiativen die Mittel zu arrangieren und zu gestalten. Diese Grundsätze sind gegen den Etatismus gerichtet. Der Gehalt der staatlichen Aktionen zielt folglich darauf ab, die Ausarbeitung, die nähere Bestimmung und die Bedingungen der Verwirklichung der gemeinsamen, allgemeinen Interessen zu begünstigen. Dieser Entwurf verbindet auf der Grundlage gemeinsamer Ziele Verantwortlichkeit, Eigenständigkeit und Zusammenarbeit derer, die an diesem Prozess teilnehmen. Er impliziert die soziale Organisation eines neuen Typs. Er schließt den Anspruch aus, durch die Intervention des Staates der Bevölkerung gegen ihren Willen oder ohne sie zu ihrem Glück zu verhelfen. Was der Staat der Bevölkerung zur Verfügung stellen muss, das ist die Unterstützung, die es ihr erlaubt, die Widersprüche bedeutender, unverändert bestehender Interessen zu beherrschen, das ist das Mittel, ihr demokratisches Leben zu gestalten und vermehrt ihrer eigenen Kraft bewusst zu werden. In einem Wort, der Staat muss das Instrument sein des demokratischen Lebens der Bevölkerung.<sup>20</sup> Bei der Entwicklung des Sozialismus bedeutet dies, dass der Staat darauf abzielt, sein Merkmal als Mittel der Klassenbeherrschung zu verlieren, um eine überlegene Form mit dem Zweck zu werden, das gesamte soziale Leben gemeinsam zu meistern. Damit verfügt die große Mehrheit in einem doppelten Sinn: Sie verfügt über den Staat und sie hat alles, was möglich ist, zur Verfügung. Der Staat seinerseits stellt bereit, organisiert.<sup>21</sup> Er leistet damit das, was die einzelnen, die jeweiligen Kollektive nicht leisten können.

Damit wäre eine Epoche beendet, in der vom Ende des Absolutismus an das „Bürgertum, die klassischen Kapitalisten, gleichsam von innen her, (...) um die Vorherrschaft in einem ‚wirtschaftsförmig‘ verstandenen Staat“ mit großem Erfolg gekämpft haben. Und die Lösung der Frage bestünde dann nicht darin, dass „die arbeitende Klasse (versuchte), die Bedrohung ihrer Existenz durch eine monopolisierte Produktion mit einer staatlichen Kontrolle der Monopole, d.h. mit einer ‚staatsförmigen‘ Wirtschaft zu überwinden.“<sup>22</sup>

<sup>20</sup> Ebenda, S. 162.

<sup>21</sup> Ebenda, S. 167.

<sup>22</sup> A. Mitscherlich, a.a.O., S. 20.

## Die Rettung des Marktes durch Good Governance

### Markt, Staat und Vergesellschaftung in der entwicklungspolitischen Diskussion

Schon ab Mitte der 80er Jahren wurde den entwicklungspolitischen Agenturen des Nordens bewusst, dass die von ihnen im Zeichen des „Washington Consensus“ empfohlenen (oder auch aufgezwungenen) marktradikalen Reformen an der Realität zahlreicher armer Entwicklungsländer völlig vorbei zu gehen schienen. Nicht nur, dass die Reformen in der Regel viel länger dauerten als geplant – dies hätte man auch schon aus den Erfahrungen mit entsprechenden Strukturveränderungen in Industrieländern lernen können. Die Reformen zeigten oft auch ganz andere Ergebnisse als erwartet. Vor allem bewirkten sie nicht die erhoffte Dynamisierung der nun von staatlicher Vormundschaft befreiten Privatwirtschaft sondern leiteten vielfach zu einem gesamtwirtschaftlichen ‘Gleichgewicht’ bei Stagnation über. Die Inflationsraten gingen zurück, gleichzeitig aber auch die Investitionsquoten. Die ohnehin schon schwachen ‘modernen’ Sektoren schrumpften weiter, es kam zu einer ‘Informalisierung’ insbesondere der städtischen Ökonomie und des Arbeitsmarktes. Das Ergebnis war – wenn man so will – eine ‘Entmodernisierung’ der Wirtschaftsstrukturen und ein Rückzug in kleinteilige, ‘endogene’ Produktions- und Austauschverhältnisse, die zunehmend auch die städtischen Ökonomien der armen Länder bestimmen.

Die Privatisierung öffentlicher Unternehmen lockte kaum zusätzliches Auslandskapital an, sondern führte lediglich dazu, dass die wenigen profitablen, ehemals staatlichen Unternehmen (vor allem Energieversorgung, Transport, Kommunikation, Bergbau) von öffentlichen in private Monopole überführt wurden. Die Marktwirtschaftler stellten darüber hinaus verwundert fest, dass sie es auch nach der Privatisierung meist mit denselben Figuren (bzw. Familien) zu tun hatten wie vorher – die Verwalter staatlichen Eigentums hatten sich über Nacht in veritable Privatunternehmer oder Vertreter der „Zivilgesellschaft“ verwandelt.<sup>1</sup>

### Good-Governance-Reformen: Kurieren an Symptomen

Da die entwicklungspolitischen Agenturen des Nordens, allen voran die Weltbank, auch großen entwicklungspolitischen Sachverstand konzentrieren<sup>2</sup>,

<sup>1</sup> Von den elf wichtigsten Unternehmern Kameruns kommt nur einer nicht unmittelbar aus der politischen Klasse. Siehe „Indices“, Nouvelles Economiques de l’Afrique Centrale, Août 2000.

<sup>2</sup> Dass bei der Weltbank erheblicher entwicklungspolitischer Sachverstand versammelt ist, kann kaum bestritten werden – allein auf der Umsetzungsebene hapert es.

stellte man sich diesem Problem rasch. Eine Antwort auf das Versagen der marktradikalen Reformbemühungen als Entwicklungsbeitrag war das Good-Governance-Konzept. So wurde z.B. in einer Analyse der afrikanischen Entwicklungsprobleme schon sehr frühzeitig eine „crisis of governance“ als Kernproblem identifiziert und diese vor allem als Machtmissbrauch und Personalisierung von Macht durch die politische Klasse definiert: „Den Hintergrund der afrikanischen Entwicklungsprobleme bildet eine Krise von governance. Governance meint die Ausübung politischer Macht zur Regelung der Angelegenheiten einer Nation“<sup>3</sup> Ganz abgesehen von der irreführenden Behauptung, es handele sich dabei um eine Krise (womit unterstellt wird, dass die governance früher weniger schlecht gewesen sei), erscheint in dieser Definition schon jene definitorische Enge, die später auf der Ebene der Maßnahmen in Form von oft untauglichen politischen Auflagen und Entwicklungsprojekten ihren Ausdruck finden sollte. Die Good-Governance-Diskussion leidet von Anfang an unter dem Problem der Kurzatmigkeit: Es werden Phänomene einer defizitären staatlichen Verwaltung beschrieben, ohne dass wirklich hinterfragt wird, warum die politische Macht in den betroffenen Ländern so und nicht anders ‘gebraucht’ wird. In der Praxis geht es bei Good Governance um die Effizienz der öffentlichen Verwaltung, um Rechtssicherheit und Eigentumsrechte („rule of law“) und, im Zusammenhang damit, um „accountability“ im Sinne von Korruptionsbekämpfung. Teilweise kommt die Förderung von zivilgesellschaftlichen (= nicht-staatlichen) Organisationen als Gegenmacht zur Regierung hinzu.<sup>4</sup>

Ein Thema, welches z.B. in der oben zitierten Veröffentlichung ebenfalls angesprochen wurde, nämlich das, was als „cultural dimensions“ bezeichnet wird, wird im Governance-Konzept nur selten thematisiert. Auch wenn der englische Begriff „nation“ im obigen Zitat nicht umstandslos mit „Nation“ übersetzt werden kann<sup>5</sup>, so zeigt sein Gebrauch doch, dass die Existenz von Staatlichkeit dem Governance-Konzept vorausgesetzt ist. Ob diese Staatlichkeit den Strukturen der Gesellschaft entspricht, wird praktisch niemals thematisiert. Es wird unterstellt, dass die bad governance eines gegebenen Staatsgebiets durch entsprechende politische Reformen in Good Governance verwandelt werden könnte. Dabei werden sowohl die Produktionsweise des materiellen Lebens als auch der Charakter der gesellschaftlichen Beziehungen von der politischen Form getrennt. Somit greift das Governance-Konzept ähnlich kurz wie zuvor der marktradikale Reformansatz, der meinte, das Wirken der Marktgesetze könne durch die bloße Zurückdrängung von Staatseingriffen (Minimalstaat) gesichert werden, ohne dass auch nur ein Gedanke daran ver-

<sup>3</sup> Worldbank, Sub-Saharan Africa: From crisis to sustainable growth, Washington D.C., 1989; vgl. auch Markus Adam, Die Entstehung des governance-Konzepts bei Weltbank und UN, in: Entwicklung&Zusammenarbeit, 10/2000, S. 272 ff.

<sup>4</sup> Vgl. die gedrängte Darstellung des Konzepts bei Adam, ebd.

<sup>5</sup> Im englischen ist mehr die Staatlichkeit gemeint, während das deutsche eine starke ethnische Komponente hat.

schwendet wurde, ob es sich bei den in Frage stehenden Ökonomien überhaupt um Marktwirtschaften im Sinne von entwickelten warenproduzierenden Gesellschaften handelt. Die Tatsache, dass viele Marktreformenten an der Abwesenheit von klar definierten Eigentumsrechten, fehlender Rechtssicherheit, Korruption und politischer Willkür gescheitert waren, rückte nun das Governance-Problem in den Mittelpunkt der Reformbestrebungen, ohne dass der konkrete ökonomische und gesellschaftliche Kontext, in dem sich Markt und Staat bewegen, auch nur eines Blickes gewürdigt wurde.

Im folgenden soll versucht werden, dies kurz am Beispiel Kameruns, einem im afrikanischen Kontext ökonomisch vergleichsweise entwickelten Land, deutlich zu machen. Dabei sei daran erinnert, dass die ehemalige deutsche Kolonie in den letzten Jahren auf der von „Transparency International“<sup>6</sup> aufgestellten Hitliste der Korruption mehrfach den ersten Platz eingenommen hat, sich also als Kandidat für Good Governance-Reformen wärmstens empfiehlt.

Die Regierung Kameruns hat im Jahre 2000 ein mit Unterstützung der Entwicklungsorganisation der Vereinten Nationen (UNDP) ausgearbeitetes „National Governance Program“ (NGP) angenommen, welches zwischen kurz- und mittelfristigen Maßnahmen unterscheidet.<sup>7</sup> Kurzfristig sollen erreicht werden:

- Effizienteres Staatsausgaben-Management, mit einem Schwerpunkt auf dem Management der Sozialausgaben (Erziehungen, Gesundheit);
- Reform des öffentlichen Beschaffungswesens;
- Modernisierung der Justiz;
- Bessere Information der Öffentlichkeit über Regierungshandeln;
- Intensivierung der Antikorruptions-Bemühungen;
- Förderung von grassroots-Projekten (Kleinprojekte von Basisgruppen).<sup>8</sup>

Ein Blick auf die zur Erreichung dieser Ziele vorgeschlagenen Maßnahmen macht die Begrenztheit und z.T. Widersprüchlichkeit bzw. Hilflosigkeit des Programms deutlich. Vielfach sind zunächst wieder Studien angesagt, um (oft zum wiederholten Mal) die meist sattem bekannten Gründe für Funktionsdefizite der öffentlichen Verwaltungen festzustellen. Ausbildungsmaßnahmen, Kauf von Computern und moderner Software, verstärkte externe Kontrollen

<sup>6</sup> „Transparency International“ wurde in den neunziger Jahren als internationale Nicht-Regierungsorganisation (NRO) von einem ehemaligen (deutschen) Mitarbeiter der Weltbank gegründet und hat sich auf dem Gebiet der Korruptionsbekämpfung in Entwicklungsländern inzwischen internationales Ansehen erworben.

<sup>7</sup> Republic of Cameroon, Implementation of the national governance program: Priority strategy and action plan for improving governance and combating corruption, August 2000.

<sup>8</sup> Hier schließt sich der Kreis: In Kamerun sind zahlreiche dieser grassroots-Projekte eben deswegen gescheitert, weil Korruption und Korruptionsverdacht die Gesellschaft bis auf die Dorfebene durchdringen.

(audits), Beratung und Sensibilisierungsseminare<sup>9</sup> gehören seit Jahrzehnten zum Kanon einschlägiger Entwicklungsprojekte. Ein Lieblingskind der internationalen Entwicklungsagenturen ist das öffentliche Beschaffungswesen – wohl wissend, dass hier (und nicht nur in Afrika) ergiebige Quellen für Korruption und Abschöpfung von Renten liegen. Gleichzeitig meint man, durch Reformen im System der öffentlichen Ausschreibungen für faire Konkurrenzbedingungen und damit für mehr Marktwirtschaft sorgen zu können. Die Ergebnisse der entsprechenden Reformen sind bestenfalls bescheiden – vielfach haben sie aber auch die Umsetzung von Entwicklungsprogrammen derart bürokratisiert und verlangsamt, dass die komplizierten Ausschreibungsregeln und Verfahren nicht selten selbst zu Entwicklungshemmnissen und zur Ursache von Verwaltungsdysfunktionalitäten geworden sind.

Ein weiterer Blick auf die mittelfristig vorgeschlagenen Maßnahmen des kameruner NGP zeigt, dass auch hier nur teilweise an die Ursachen der in der Tat in Kamerun besonders tief liegenden Governance-Probleme gegangen wird:

- Dezentralisierung und Stärkung lokaler Verwaltungen;
- Reform des öffentlichen Haushaltswesens (Budgetzyklus);
- Verwaltungsreform (vor allem Leistungsentlohnung, Beförderung nach Leistung statt nach Alter, Einkommensdifferenzierung);
- Justizreform, u.a. durch bessere Bezahlung der Richter;
- Antikorruptionsmaßnahmen.

Die auf der Hand liegenden Ursachen für die auch im afrikanischen Kontext besonders schwache öffentliche Verwaltung Kameruns werden nicht wirklich angegangen, wohl auch, weil dies im Rahmen der geltenden Entwicklungsmaxime kaum möglich wäre. Den Hintergrund der extrem schlechten kameruner Verwaltung bildet die tiefe Krise eines bis Mitte der achtziger Jahre vergleichsweise erfolgreichen, exportorientierten Entwicklungsmodells, von dem vor allem die Angehörigen der öffentlichen Verwaltung in Form hoher Einkommen und sonstiger Vergünstigungen profitiert hatten. 1992/93 sah sich die Regierung nach Aufzehrung ihrer Reserven gezwungen, massive nominale Einkommenskürzungen (im Schnitt um 50 Prozent) vorzunehmen. Mit der im Januar 1994 erfolgten Abwertung des an den französischen Franc gebundenen Franc CFA um fünfzig Prozent war eine nochmalige Halbierung der Kaufkraft verbunden, so dass sich etwa ab 1995/96 der durchschnittliche kameruner Beamte (man denke vor allem an Lehrer, Gesundheitsfachkräfte, Steuerbeamte) mit einem Viertel seiner Kaufkraft vom Beginn der neunziger Jahre ausgestattet sah. Dies führte naturgemäß dazu, dass die Hauptenergie der Beamten nun auf die Erschließung von Zusatzeinkommen gerichtet wurde.

<sup>9</sup> „Die Regierung wird Seminare organisieren, um für die Probleme von governance und Korruption zu sensibilisieren.“ (ebd., S. 55). Wer erlebt hat, wie allgegenwärtig dieses Thema in Kamerun ist, kann sich nur wundern, welchen Zweck Sensibilisierungsseminare haben sollen.

Da eine auch nur teilweise Wiederherstellung der alten Einkommensverhältnisse in der öffentlichen Verwaltung ökonomisch nicht möglich ist, erscheint die Situation fast ausweglos bzw. nur auf sehr lange Sicht verbesserbar. Hinzu kommt die Globalisierung und 'Amerikanisierung/Europäisierung' der Konsumverhältnisse und Lebensstandards, die vor allem in den Städten sichtbar wird, und die zumindest dort zunehmend die Ansprüche und Konsumstandards bestimmt. Davon bleiben im übrigen auch die derzeit überall in der entwicklungspolitischen Debatte hochgehaltene Zivilgesellschaft und ihre Vertreter nicht unberührt, deren Ansprüche sich nicht von denen der Verwaltungsangehörigen unterscheiden. Die im Governance-Konzept als Gegenmacht zur politischen Klasse geförderte Zivilgesellschaft füllt diese Rolle oft nur insofern aus, als sie fallweise mit der öffentlichen Verwaltung um Ressourcen konkurriert oder sich mit dieser im Kampf um mehr Gebermittel verbündet. Die Bevölkerung bleibt in aller Regel außen vor. In diesem Kontext ist es fast unvermeidlich, dass ein erheblicher Teil der für Entwicklungsinvestitionen bestimmten externen Finanzierungsmittel bei der Oberschicht (der öffentlichen wie der zivilgesellschaftlichen) hängen bleibt, wo sie ganz überwiegend konsumtiv verausgabt werden. Diesem Tatbestand hat leider das System der Entwicklungsfinanzierung bislang nur unzureichend Rechnung getragen, da insbesondere die multilateralen Finanzierungsagenturen wie Währungsfonds, Weltbank und regionale Entwicklungsbanken nach wie vor daran festhalten, Studien, Seminare, Spesenzahlungen und Prämien mit Hilfe von rückzahlbaren Krediten zu finanzieren.

### Marktversagen und Staatsversagen: Zwei Seiten einer Medaille

Nun ist einzuräumen, dass die hier am Kameruner Beispiel angedeutete Problematik von Good-Governance-Programmen nicht neu und den Akteuren sowohl im Norden wie im Süden weitgehend bekannt ist, es aber an praktischen Alternativen fehlt. Es ergibt sich ein auf den ersten Blick kaum lösbares Entwicklungsdilemma, welches sich zusammenfassend folgendermaßen beschreiben lässt:

- Märkte und private Investoren mögen die besten Entwicklungsagenturen sein, allein
- sie funktionieren nur im erwünschten Sinne, wenn die staatlichen Rahmenbedingungen stimmen und die öffentliche Verwaltung ihre Rolle spielt.
- Die unpassenden Rahmenbedingungen und die Funktionsdefizite der staatlichen Verwaltung sind aber selbst zentraler Ausdruck von Unterentwicklung im Sinne von Modernisierungsrückständen.

Lässt man die verschiedenen entwicklungspolitischen Paradigmen im Zeitverlauf Revue passieren, so wurde und wird jeweils abwechselnd der Akzent auf die eine (der Staat ist schwach, daher muss die Privatwirtschaft gefördert werden) oder die andere (die Privatwirtschaft ist schwach, zuerst muss die Ver-

waltung effizienter werden) Seite der Medaille gelegt. Letzten Endes sind sowohl etatistische Entwicklungsmodelle als auch marktwirtschaftliche Ansätze an der Schwäche des Staates gescheitert: Er konnte weder die Rolle als Entwicklungsstaat noch als Nachwächterstaat noch als Marktordnungsstaat ausfüllen.

Trotz dieser offensichtlichen Defizite wurde aber selten gefragt, ob die unbestreitbare Dysfunktionalität beider „Institutionen“ (Staat und Markt) im modernen Sinne nicht die gleichen Wurzeln hat; und wenn gefragt wurde, so wurden daraus kaum praktische Konsequenzen gezogen.

Die wechselseitige Bedingtheit von Marktversagen und Staatsversagen im entwicklungspolitischen Kontext verweist vor allem auf den niedrigen Vergesellschaftungsgrad der in Frage stehenden Ökonomien. Schon auf der Ebene des einfachen Warenaustauschs fehlt vielfach ein Merkmal entwickelter, arbeitsteilig organisierter Gesellschaften, nämlich die Loslösung des Marktes von seiner örtlichen und zeitlichen Beschränktheit. Ein nationaler Markt existiert dort nicht, wo die Regeln des Austauschs je nach historischen Wurzeln und der räumlichen Nähe der Staatsmacht (= Hauptstadt) unterschiedlich und wo die Kommunikationssysteme brüchig bzw. inexistent sind. Das Fehlen einheitlicher, gesellschaftlich akzeptierter und durchgesetzter 'nationalstaatlicher' Regeln, welches u.a. als Problem von bad governance diagnostiziert wird, reflektiert in den meisten Fällen nichts anderes als einen nicht stattgefundenen Vergesellschaftungsprozess. So kann die Implantation von 'modernen' Verwaltungssystemen, von Regeln im öffentlichen Beschaffungswesen, von neuen Kontrollinstanzen, Eigentumsrechten usw. stets nur dazu führen, dass die Landschaft der gesellschaftlichen Regelwerke zunehmend undurchschaubarer wird und die Gesellschaft in der Konsequenz immer fragmentierter. Die gut gemeinten Bemühungen, durch Good-Governance Reformen die Transaktionskosten<sup>10</sup> auf den Märkten zu senken, führen im Ergebnis zur weiteren Verkomplizierung der Regeln und Austauschbeziehungen, da diese immer nur partiell durchgesetzt werden können.

Eine neuere, bei Afrikanisten viel diskutierte Arbeit beschreibt diesen Prozess auf der politischen Ebene als „Instrumentalisierung der Unordnung“<sup>11</sup>. Er ist gekennzeichnet durch eine zunehmende Informalisierung der gesellschaftlichen Beziehungen, die den Rahmen für die gegenseitige Durchdringung von modernen und traditionellen Elementen und Regeln bietet. Versteht man 'Modernisierung' nur prozesshaft als Bereitschaft zu Veränderung, so ist Afrika denkbar modern. Allerdings öffnet diese Art von 'Modernisierung' nicht den Weg zu wirtschaftlichem und technischem Fortschritt: Ohne westliche Fortschrittsmodelle überstülpen zu wollen, bleibt doch festzuhalten, dass Ent-

<sup>10</sup> Transaktionskosten sind jene Kosten, die mit der Vereinbarung über einen Warenaustausch verbunden sind, also insbesondere Informationsbeschaffung, Verhandlungen, Kontrolle und Gewährleistung.

<sup>11</sup> Patrick Chabal & Jean-Pascal Daloz, *Africa works*, Oxford/Bloomington 1999, S. 155.

wicklung „einen Prozess der Verbesserung der Bedürfnisbefriedigung praktisch aller Menschen innerhalb einer sozialen Einheit (...) sowie der Schaffung (bzw. Erhaltung) der sozio-kulturellen, politischen, ökonomischen und ökologischen Voraussetzungen für ein langfristiges Fortschreiten dieses Prozesses“<sup>12</sup> beinhalten muss. Gemessen an diesem Anspruch ist der in „Africa works“ eindrücklich beschriebene Prozess der ‚modernen‘ Informalisierung der gesellschaftlichen Strukturen perspektivlos, weil er weder zu einer besseren Bedürfnisbefriedigung führt noch auch nur jene Voraussetzungen schafft, welche zumindest die Erhaltung des bestehenden Niveaus der Bedürfnisbefriedigung auf längere Sicht ermöglichen. Es handelt sich um Überlebensstrategien mit begrenzter Nachhaltigkeit, die letzten Endes in immer tiefere Abhängigkeit führen.

Das Kernproblem besteht m.E. darin, dass für den unter gegebenen weltwirtschaftlichen Bedingungen unvermeidbaren (d.h. Entwicklung im obigen Sinne ermöglichenden) Modernisierungsprozess im Sinne von Vergesellschaftung im Rahmen der bestehenden Territorialstaaten weder ausreichend Zeit noch die entsprechenden internationalen Rahmenbedingungen vorhanden sind. Dies führt notwendig immer wieder zu externen Schocks und Krisen, auf die die Gesellschaften mit dem Rückzug in kleinräumige, eine minimale Sicherheit versprechende ‚informelle‘ ökonomische und gesellschaftliche Strukturen reagieren. Unter den gegebenen weltwirtschaftlichen Bedingungen aber wird Modernisierung immer wieder als krisenhaft und lebensbedrohend unsicher erfahren werden. Modernisierende, die Entwicklung fördernde Vergesellschaftungsprozesse brauchen sowohl Zeit als auch solche internationale Rahmenbedingungen, die den nachholenden Gesellschaften Sicherheit gewährleisten – aus dieser Binsenweisheit gilt es m.E. entwicklungspolitische Konsequenzen zu ziehen.

### Vergesellschaftung als entwicklungspolitische Kategorie

Diese müssten zunächst in der Anerkennung der Tatsache bestehen, dass wir es international mit durchaus unterschiedlichen gesellschaftlichen Entwicklungsstadien zu tun haben, dass sowohl die politischen wie die ökonomischen Akteure im globalen Dorf völlig unterschiedlichen Regeln gehorchen (müssen) und von unterschiedlichen Voraussetzungen ausgehen. Eine ‚Gleichbehandlung‘ unter den Bedingungen von deregulierten Weltmärkten und Global Governance wird den bestehenden Unterschieden der ökonomischen und gesellschaftlichen Systeme in der Welt nicht gerecht und wird unweigerlich zu weiterer Polarisierung und Vertiefung von Entwicklungsunterschieden führen.<sup>13</sup>

Um dieses Problem zu verdeutlichen, soll versucht werden, vom Begriff der

<sup>12</sup> Vgl. Wolfgang Hein, *Unterentwicklung – Krise der Peripherie*, Opladen 1998, S. 155.

<sup>13</sup> Ansatzweise wird dieser Gedanke in der programmatischen Arbeit von UNDP-Experten zu „Globalen öffentlichen Gütern“ (Inge Kaul u.a. *Global public goods*, New York, Oxford 1999) problematisiert, zu denen die Entwicklungsländer kaum Zugang haben.

Vergesellschaftung auszugehen.<sup>14</sup> Im Marxismus wird dabei zunächst von der Vergesellschaftung der Produktion des materiellen Lebens<sup>15</sup> im Sinne von Kooperation und Arbeitsteilung und dem Austausch zwischen den unabhängigen Produzenten ausgegangen. „Der Vergesellschaftungsprozess realisiert sich über fortschreitende, sich ausbreitende und vertiefende Arbeitsteilung und Kooperation, Komplexisierung und Interdependenz im Rahmen und zwischen den Betrieben, Unternehmen, Wirtschaftszweigen und Reproduktionsphären.“<sup>16</sup> Die Märkte sind in warenproduzierenden Gesellschaften zentrale Instanzen der Vergesellschaftung von Produktion, sie steuern die Verteilung und sorgen als Informationssystem für optimale Ressourcenallokation. Gleichzeitig ist der Markt nicht nur der Ort, auf dem Waren ausgetauscht werden – er ist auch stets verbunden mit bestimmten staatlichen, regulierenden Eingriffen. Die Bemühungen um Good Governance müssen also auch verstanden werden als Bemühung, die Kosten dieser regulierenden Eingriffe möglichst niedrig zu halten und so den Vergesellschaftungsprozess der Produktion zu fördern. Die mit der staatlichen Regulierung verbundenen Transaktionskosten sind aber umso niedriger, wie die Marktteilnehmer die im Austausch geltenden Regeln allgemein akzeptieren. Sie tun dies in dem Maße, wie sich die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen ihnen entwickeln. „Wenn Gesellschaft das Produkt des wechselseitigen Handelns der Menschen ist (...), dann kann man Vergesellschaftung verstehen als den geschichtlich fortschreitenden Prozess der Erweiterung und Verdichtung und Vertiefung der sozialen Beziehungen der Menschen.“<sup>17</sup> Die folgende Marx'sche Aussage: „Setzen Sie bestimmte Stufen der Entwicklung der Produktion, des Verkehrs und der Konsumtion voraus, und Sie erhalten eine entsprechende soziale Ordnung, eine entsprechende Organisation der Familie, der Stände oder der Klassen, mit einem Wort, eine entsprechende Gesellschaft (société civile). Setzen Sie eine solche Gesellschaft voraus, und sie erhalten eine entsprechende soziale Ordnung (état politique), die nur der offizielle Ausdruck der Gesellschaft ist“<sup>18</sup>, darf sicher nicht als ökonomistisch bestimmte Einbahnstraße interpretiert werden. Allerdings ist vor dem Hintergrund der aktuellen entwicklungspolitischen Debatte doch zu fragen, wie es gelingen soll, überwiegend kleinbäuerlich bzw. handwerklich

<sup>14</sup> Zur Genese des Begriffs vgl. Heinz Jung, *Vergesellschaftung*, in: Hans-Jörg Sandkühler (Hg.), *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften*, Hamburg 1990, Bd. 4, S. 694 ff.

<sup>15</sup> „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt ... Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozess überhaupt.“ (Karl Marx, *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, Vorwort, in: MEW 13, S.8)

<sup>16</sup> Heinz Jung, a.a.O.

<sup>17</sup> Richard Sorg, zit. ebd., S. 696

<sup>18</sup> Marx an Pawel Wassiljewitsch Annenkow, in: MEW Bd. 27, S. 452. Marx äußert sich hier zu Proudhons „Philosophie de la misère“.

produzierenden und lokal austauschenden Gesellschaften, die – übrigens mit gutem Grund (Sicherheit!) – an ‘traditionellen’<sup>19</sup> Formen der auf Verwandtschaft gegründeten sozialen Beziehungen festhalten (*société civile*), einen Territorialstaat mit allen seinen Merkmalen (*état politique*) nach dem Muster moderner Industriegesellschaften überzustülpen. Die unzureichende Verankerung (oder: ‘Einbettung’) des „*état politique*“ in der „*société civile*“, dessen Ausdruck u.a. ungebremster Machtmissbrauch und Korruption der Agenten des früher durch Kolonialmächte, heute durch die Gebergemeinschaft, gestützten und geformten „*état politique*“ ist (also: bad governance), reflektiert im Kern den extern produzierten Widerspruch zwischen Vergesellschaftungsgrad und politischer Herrschaft in den armen Ländern.

Dabei muss besonders darauf aufmerksam gemacht werden, dass die derzeit dominierenden ökonomischen Entwicklungsstrategien mit ihrem Akzent auf Sicherung der Grundbedürfnisse eher an einer Bewahrung der bestehenden Produktionsformen und Gesellschaftsbeziehungen arbeiten – durchaus zu Recht, weil sowohl die zu ‘Entwickelnden’ wie die ‘Entwickler’ wissen, dass die armen Bevölkerungsmassen ohne Subsistenzlandwirtschaft, kleinhändlerische Verarbeitungsweise, direkten Warenaustausch, personalisierte informelle Netze und Familienbeziehungen schon längst in Hunger und Elend versunken wären. Die Masse sowohl der ländlichen wie der städtischen Bevölkerung in den armen Entwicklungsländern überlebt nur dank eines aufnahmefähigen, an Krisen und externe Schocks außerordentlich anpassungsfähigen ‘informellen Sektors’, welcher zwar geringe Modernisierungs- und Entwicklungspotentiale beinhaltet und ‘traditionelle’ Vergesellschaftungsformen reproduziert, der aber immerhin das Überleben ermöglicht.

Während die Entwicklungspolitik das Loblied von Kleinprojekten („grass-roots-Projekte“), angepasster Technologie, handwerklicher Lebensmittelverarbeitung und ‘endogenen’ sozialen Netzen singt, verlangt sie von den gleichen Menschen, welche die Erde wie seit Jahrhunderten mit Hacke und Machete bearbeiten (müssen), die Wanderfeldbau bzw. nomadische Viehzucht betreiben, Palmkernen mit einfachen Handpressen Öl entlocken, in den Städten Schubkarren schieben, Lasten tragen oder arbeitsintensiv mit der Schaufel Erdpisten bauen, sich wie moderne Staatsbürger zu verhalten, Parteien zu bilden, demokratisch zu wählen (aber bitte nicht nach ethnischen Gesichtspunkten!), eine unabhängige Justiz aufzubauen und dieser zu vertrauen, Beamte nur nach Leistungsgesichtspunkten zu bezahlen und nationale Organisationen nach unpersönlichen Kriterien aufzubauen und zu betreiben.

Nun soll damit nicht der Beibehaltung autoritärer Strukturen und korrupter Diktaturen nach dem Motto ‘Demokratie und Menschenrechte sind westliche

<sup>19</sup> ‘Traditionell’ wird deshalb in Anführungszeichen gesetzt, weil es sich vielfach um durchaus innovative Lösungen handelt, die aber kleinräumigen gesellschaftlichen Strukturen verhaftet bleiben: Der traditionelle westafrikanische Sparverein z.B. (tontine) kann sich durchaus über Internet bis nach Europa erstrecken – seine Basis bleiben aber familiäre, personalisierte gesellschaftliche Beziehungen.

Importe’ das Wort geredet werden. Es soll lediglich auf die Interdependenz politischer Reformen und ökonomischen bzw. gesellschaftlichen Prozessen aufmerksam gemacht werden. Es ist keine ökonomistische Vereinfachung, wenn man auf die Inkohärenzen zwischen ökonomischem Entwicklungsstand, Vergesellschaftungsgrad und politischer Herrschaftsform in den armen Ländern aufmerksam macht, die es im Entwicklungsprozess zu überwinden und nicht zu vertiefen gilt. Entwicklung, verstanden als Vergesellschaftungsprozess im Marxschen Sinne, wird unter den Bedingungen einer globalisierten, von hochvergesellschafteten Staaten bestimmten Weltwirtschaft nur zu neuen Brüchen und Katastrophen in der armen Welt führen, wenn deren Ausgangsbedingungen und Strukturen auf der Ebene der internationalen Regulierungssysteme nicht angemessen Rechnung getragen wird.

Ohne dies hier weiter ausführen zu wollen sei an die alte entwicklungspolitische Debatte über „autozentrierte Entwicklung“ bzw. über „Dissoziation“ (Senghaas, Menzel) erinnert. Wolfgang Hein und andere machten schon frühzeitig mit Recht darauf aufmerksam, dass eine Abkoppelung von der weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung keine entwicklungspolitische Option mehr sein kann. Trotzdem wäre es falsch, den nach wie vor richtigen entwicklungspolitischen Grundgedanken des Dissoziationskonzepts über Bord zu werfen. Allerdings wird m.E. das Problem auch nicht durch die Konzentration auf die regionale/lokale Ebene gelöst, wie es der Begriff der „Glokalisierung“ empfiehlt.<sup>20</sup> Nicht dass die Herausbildung und Stärkung von regionalen Produktionszusammenhängen im Sinne der ‘systemischen Wettbewerbsfähigkeit’ nicht ein wichtiger entwicklungspolitischer Ansatz wäre – es ist aber zu betonen, dass dies einen handlungsfähigen und in der Gesellschaft ‘eingebetteten’ Staat voraussetzt. Vergesellschaftungsprozesse sind keine bloß lokal oder regional zu verortenden Vorgänge. Und die Herausbildung autonomer, lokaler Herrschaftsformen in Teilen Afrikas ist als Reaktion auf das Scheitern des Nationalstaats m.E. Teil des Problems und keine stabile Alternative zur westlichen Staatlichkeit.<sup>21</sup>

Der ‘moderne’ Staat in den armen Ländern ist deshalb nicht in die Gesellschaft ‘eingebettet’, weil diese – entsprechend den dort überwiegenden Produktionsverhältnissen – zu fragmentiert ist, als dass sie als Bett für den ‘Leviathan’ Staat dienen könnte. Es ist daher nur konsequent und unvermeidlich, dass sich kleine und mächtige gesellschaftliche Gruppen des Instruments ‘Nationalstaat’ bemächtigen und es zur Verfolgung ihrer Partikularinteressen einsetzen – bad governance. Wenn man den Staat nun zugunsten von kleinräumigen Herrschaftsformen entmachtet, ignoriert man u.a. die Tatsache, dass die

<sup>20</sup> Siehe die Darstellung bei Wolfgang Hein, Autozentrierte Entwicklung – Überlegungen zur Neufundierung eines immer noch wichtigen Konzeptes, in: Reinhold E. Thiel (Hg), Neue Ansätze zur Entwicklungstheorie, Bonn 1999, S. 218 ff.

<sup>21</sup> Trutz v. Trotha, Die Zukunft liegt in Afrika. Vom Zerfall des Staates, von der Vorherrschaft der konzentrischen Ordnung und vom Aufstieg der Parastaatlichkeit, in: Leviathan, Heft 2, Wiesbaden 2000.

wichtigsten gestaltenden Akteure im Globalisierungsprozess nach wie vor Nationalstaaten sind und dass deren Funktionsverlust in der armen Welt auch mit einem weiteren Verlust von Einfluss im internationalen Kontext verbunden sein wird.

Entwicklungsprozesse brauchen Zeit – daher ist m.E. entscheidend, dass die im Globalisierungsprozess politisch durch den Norden gesteuerte Internationalisierung jene Spielräume und Regeln bereitstellt, welche für die nachholende Entwicklung der armen Länder erforderlich sind. Ein wichtiger Ansatzpunkt, um die unabdingbare „autozentrierte Entwicklung“ zu ermöglichen, ist also die internationale Ebene, d.h. letzten Endes der Norden. Ohne die 'Eliten' des Südens aus der Verantwortung zu entlassen, muss Entwicklungspolitik dort ansetzen, wo die Bedingungen für die Herausbildung und Vertiefung des Weltmarktes gestaltet werden und wo über jene Spielräume entschieden wird, welche eine nachholende Entwicklung armer Länder ermöglichen. Die entwicklungsfreundliche Umgestaltung der internationalen politischen und wirtschaftlichen Strukturen sollte daher in den Mittelpunkt der entwicklungspolitischen Debatten gestellt werden.

*Horst Richter*

## Warenproduktion, Werttheorie und Markt – theoriegeschichtliche Aspekte

Ist Marx' Theorie der Warenproduktion und des Werts vereinbar mit einer sozialistischen Marktwirtschaft? In Diskussionen über das Scheitern der Planwirtschaften in den sozialistischen Ländern Osteuropas und der Sowjetunion sowie über Modelle einer zukünftigen Wirtschaft, die nicht durch Profitdominanz gekennzeichnet ist, nimmt die Frage nach der Fortexistenz der Warenproduktion und des Marktes einen zentralen Platz ein. Verbreitet ist die Meinung, dass das marktwirtschaftliche System, das sich in den westlichen Ländern bewährt hat, ebenfalls für eine Wirtschaftsordnung geeignet sei, die nicht durch Profitstreben, sondern durch soziale Gerechtigkeit gekennzeichnet ist.

Bereits in den 50er und 60er Jahren, als nach einer kurzen Anlaufphase der staatlich gelenkten Wirtschaft die Mängel der zentralistisch-administrativen Planung immer mehr zutage traten, wurden Forderungen erhoben, die starre zentrale Planung grundlegend zu reformieren. Bei diesen Forderungen ging es nicht um die Abschaffung der Planwirtschaft, sondern um die Entbürokratisierung der Planung, um die Erhöhung ihrer Flexibilität. Als geeignetes Mittel dazu wurde die Erweiterung des Spielraums des Marktes, die Vergrößerung des Wirkungsfeldes des Wertgesetzes angesehen. Um die staatlich gelenkte Planung zu entbürokratisieren, sie dynamischer zu machen, damit sie der Dynamik der Wirtschaft besser entspricht und diese fördert, sollten Plan und Markt wirksamer miteinander verbunden werden. Es war bereits in den 50er Jahren von der Etablierung einer sozialistischen Marktwirtschaft die Rede. Einer der besten Köpfe der DDR-Wirtschaftswissenschaften, Gunther Kohlmei, formulierte bereits 1956: „Auch der Sozialismus ist (nationale und internationale) Marktwirtschaft.“<sup>1</sup>

Exponierte Vertreter der Reformierung des bürokratisch-zentralistischen Planungssystems waren seinerzeit in der CSSR Ota Sik, in Ungarn Bela Csikós-Nagy, in Polen Włodzimierz Brus, in der DDR Fritz Behrens. In der Sowjetunion plädierte der Charkower Ökonom Liberman in seinem Prawda-Artikel „Plan-Gewinn-Prämie“ für wirksamere ökonomische Anreize und schlug vor, den Gewinn als Maßstab für Erfolg und Misserfolg der Betriebe zu machen. Der Gewinn sollte die Hauptkennziffer der Planung sein.

Im Rückblick auf die damalige Zeit wurden von ausnahmslos allen an der Macht befindlichen Parteien diese Gedanken und Konzeptionen als revisionistisch, gegen die marxistisch-leninistische ökonomische Theorie gerichtete Angriffe verurteilt. Es wurde argumentiert, dass in Auffassungen über das

<sup>1</sup> Gunther Kohlmei, Nach der Arbeitskonferenz der Finanzwissenschaftler, in: Geld und Kredit, Heft 3, 183-186, 1956.

Wertgesetz, in der konsequenteren Einbeziehung der Kategorien der Warenproduktion in die Wirtschaftsplanung und -lenkung die eigentlichen „Wurzeln der revisionistischen Fehler“ liegen würden.<sup>2</sup> Die Wirtschaftswissenschaftler, die diese Auffassungen vertreten haben, wurden an den „Rand“ gestellt; einige, die Repressalien zu befürchten hatten, sahen sich gezwungen, in's westliche Ausland zu gehen.

Bis zu ihrer Auflösung herrschte in allen sozialistischen Ländern die zentral-administrative, staatlich gelenkte Planung. Daran änderten auch länderspezifische Unterschiede nichts. Eine gewisse Ausnahme bildete Ungarn. Ohne die zentrale Planung in Frage zu stellen, erhielten hier durch den Markt gesteuerte Lenkungsmethoden in der Wirtschaft einen größeren Spielraum.

Die Vorstellungen, Plan und Markt wirksam miteinander zu verbinden, blieben Wunschdenken. Auffassungen über eine sozialistische Marktwirtschaft unterlagen weiterhin härtester Kritik seitens der an der Macht befindlichen Parteien.

Sowohl die Befürworter des Marktsozialismus als auch dessen Gegner berufen sich in ihrer Argumentation auf die Marxsche Theorie der Warenproduktion und des Marktes. Marx wird als Kronzeuge für das Pro und Contra ihrer Auffassungen angeführt.

Dies wirft die Frage auf, ob sich tatsächlich aus dem Marxschen theoretischen Erbe, besonders aus seiner Theorie der Warenproduktion und des Werts, die Konzeption einer sozialistischen Marktwirtschaft begründen lässt.

### Die Warenproduktion – eine natürliche oder gesellschaftliche Form der Produktion?

Es gehört zu den Dogmen der bürgerlichen ökonomischen Lehre, ökonomische Kategorien, darunter Ware, Wert, Kapital u.a. als naturgegeben anzusehen. Die Ware wird allgemein als Gut definiert, das auf dem Markt angeboten und nachgefragt wird. Das Kapital ist neben Arbeit und Boden ein Produktionsfaktor, der zur Güter- und Dienstleistungsproduktion eingesetzt wird. Diese Dogmen galten zu Marx' Zeiten und werden noch heute in den Lehrbüchern für Volkswirtschaftslehre vertreten.

Schon in der frühen Phase seiner ökonomischen Studien rüttelte Marx an diesen Dogmen und warf sie über den Haufen. In seiner Polemik gegen Proudhon stand für Marx bereits fest, dass ökonomische Kategorien nur Abstraktionen der realen Verhältnisse sind und nur solange Wahrheiten bleiben, wie diese Verhältnisse bestehen. „Die Kategorien sind also genauso wenig ewig wie die Beziehungen, die sie ausdrücken. Sie sind historische und vorübergehende

<sup>2</sup> Alfred Lemnitz, Über die „Administration“ und die „Ökonomie“ im Sozialismus und in der Übergangsperiode, in: Deutsche Finanzwirtschaft, Heft 6, 84-89. Beide Zitate entnommen aus, Günter Krause, Die „Revisionismus-Debatten“ in den Wirtschaftswissenschaften der DDR. Frankfurter Institut für Transformationsstufen.

Produkte.“<sup>3</sup> Marx' Auffassungen über die Warenproduktion, den Wert, das Geld, das Kapital u.a. sind nicht voll zu erfassen, wenn von dem vergänglichen Charakter der ökonomischen Verhältnisse und der ökonomischen Kategorien abstrahiert wird, die sie ausdrücken.

Marx hat entdeckt, dass die Warenproduktion nicht naturgegeben und ewig, sondern dass sie eine historische Form der Produktion ist. „Es ist einer der Grundmängel der klassischen politischen Ökonomie, dass es ihr nie gelang, aus der Analyse der Ware und spezieller des Warenwerts die Form des Werts, die ihn eben zum Tauschwert macht, herauszufinden. (...) Die Wertform des Arbeitsprodukts ist die abstrakteste, aber auch allgemeinste Form der bürgerlichen Produktionsweise, die hierdurch als eine besondere Art gesellschaftlicher Produktion und damit zugleich historisch charakterisiert wird.“<sup>4</sup>

Es ist deshalb nicht zufällig, dass Marx in seinen wichtigsten ökonomischen Schriften (Zur Kritik der Politischen Ökonomie, Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Das Kapital, Theorien über den Mehrwert) der Geschichte der Entstehung und Herausbildung der Warenproduktion größte Aufmerksamkeit geschenkt hat. Anhand historischer Tatsachen und Belege hat er nachgewiesen, wie Warenproduktion, Ware, Geld, Kapital u.a. entstanden sind, hat ihr Erscheinen auf der Bühne der gesellschaftlichen Produktion erklärt und ist auf Grund dieser historischen Herangehensweise zu dem Schluss gekommen, dass sie von dieser Bühne ebenso wieder verschwinden, wie sie erschienen sind.

Die Anfänge der Warenproduktion und den Austausch der Waren zu ihren Werten führt Marx auf zwei Institutionen zurück: die gesellschaftliche Teilung der Arbeit und die *Privatarbeit* selbständiger Produzenten. Während die gesellschaftliche Arbeitsteilung *Existenzbedingung* der Warenproduktion ist, ist die Privatarbeit selbständiger Produzenten ihre *Ursache*. Marx bemerkt: „Sie (die gesellschaftliche Teilung der Arbeit – H.R.) ist Existenzbedingung der Warenproduktion, obgleich Warenproduktion nicht umgekehrt die Existenzbedingung gesellschaftlicher Arbeitsteilung.“<sup>5</sup> Hier gibt Marx den Hinweis, dass die gesellschaftliche Arbeitsteilung als allgemeingültiges Merkmal der gesellschaftlichen Produktion nicht zwangsläufig Warenproduktion und Warenaustausch zur Folge haben muss. Bei gesellschaftlich geteilter Arbeit kann es durchaus eine Vermittlung der hergestellten Produkte geben, ohne dass sie Warenform annehmen. Im ersten Kapitel des „Kapital“ führt Marx als Beleg dafür das Beispiel der altindischen Gemeinde an, in der die Arbeit gesellschaftlich geteilt ist, ohne dass die Produkte zu Waren werden. Ähnliches gilt für die moderne Fabrik. Auch hier ist die Arbeit gesellschaftlich geteilt, aber

<sup>3</sup> Karl Marx an Pawel Wassiljewitsch Annenkow in Paris, Brüssel, 28.12.1846, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Über „Das Kapital“, Briefwechsel, Berlin 1985, S. 41.

<sup>4</sup> Karl Marx, Das Kapital. Erster Band, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Bd. 23, Berlin 1962, S. 95.

<sup>5</sup> Ebd., S. 56.

diese Teilung<sup>6</sup> ist nicht dadurch vermittelt, dass die Arbeiter ihre Produkte austauschen.

Als eigentliche Ursache der Warenproduktion bezeichnet Marx die Arbeit voneinander unabhängiger Produzenten, von privaten selbständigen Produzenten. „Nur Produkte selbständiger und voneinander unabhängiger Privatarbeiten treten einander als Waren gegenüber.“<sup>7</sup>

Das heißt, ausschlaggebend für die Existenz der Warenproduktion ist bei gesellschaftlich geteilter Arbeit die Existenz von Privatproduzenten, von Produzenten, die mit Produktionsmitteln produzieren, die privates Eigentum sind. In der Marxschen Theorie der Warenproduktion besteht ein kausaler Zusammenhang zwischen Warenproduktion und Privatarbeit, zwischen privatem Eigentum an den Produktionsmitteln und der Notwendigkeit, die Produkte als Waren auszutauschen. „Gebrauchsgegenstände werden überhaupt nur Waren, weil sie Produkte voneinander unabhängig betriebener Privatarbeiten sind“. Zwischen Existenzbedingung und Ursache der Warenproduktion besteht eine enge Wechselwirkung, die vor allem für das Verständnis der Entfaltung der Warenproduktion und das Verständnis des Wertbegriffs von Bedeutung ist.

Durch die zunehmende Arbeitsteilung erweitert sich der Austausch der Produkte. Es wächst die Zahl der Privatproduzenten. Obwohl unabhängig von einander arbeitend, nimmt die Abhängigkeit der privat Produzierenden untereinander zu. Der Zusammenhang unter ihnen wird durch die Ware, durch den Warenaustausch hergestellt.

Die Existenz eines vielgliedrigen Systems der Arbeitsteilung und voneinander unabhängiger, selbständiger Privatproduzenten bedingt, dass das hergestellte Produkt objektiv die Warenform annimmt. Ware zu sein heißt, dass sie einen Gebrauchswert für andere hat und gegen einen anderen Gebrauchswert ausgetauscht wird. Nur durch den Warenaustausch ist es möglich, die eigene Produktion fortzuführen. Der in der Ware enthaltene Doppelcharakter von Gebrauchswert und Wert äußert sich in Warenproduktion und Warenaustausch. Marx bemerkt: „Um Ware zu produzieren muss er nicht nur Gebrauchswert produzieren, sondern *Gebrauchswert für andre, gesellschaftlichen Gebrauchswert.*“ „... um Ware zu werden, muss das Produkt dem anderen, dem es als Gebrauchswert dient, durch den Austausch übertragen werden.“<sup>8</sup> Obwohl als Ware produziert, macht erst der Austausch die produzierten Waren zu Waren. Der Vorgang des Austauschs findet auf dem Markt statt. Letztlich entscheidet erst der Markt, ob die produzierte Ware tatsächlich eine Ware wird. Insofern bilden in der Warenproduktion die Produktion und der Austausch der Waren, Produktion und Markt, eine untrennbare, wenn auch eine

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Ebd., S. 87.

<sup>8</sup> Ebd., S. 55.

äußerst widersprüchliche Einheit. Warenproduktion bzw. Warenwirtschaft ist deshalb zugleich Marktwirtschaft.

Die Austauschfunktion der Ware obliegt dem Tauschwert der Ware. Der Tauschwert erfüllt diese Funktion, weil ihm Wert zugrunde liegt. „Das Gemeinsame, was sich im Austauschverhältnis oder Tauschwert der Ware darstellt, ist ... ihr Wert.“<sup>9</sup> Es ist der Wert, der erst die verschiedenen Gebrauchswerte vergleichbar und damit austauschbar macht (20 Ellen Leinwand = 1 Rock oder 20 Ellen Leinwand sind 1 Rock wert).

Warenproduktion und Wert bilden in Marx' Theorie der Warenproduktion eine Einheit. Ebenso wie die Warenproduktion ohne Wert nicht zu verstehen ist, ist der Wert ohne Warenproduktion nicht zu begreifen. Der Wertbegriff ist ein tragendes Element in der gesamten ökonomischen Theorie von Marx. Die Mehrwert- und Profittheorie sind ohne Werttheorie genauso undenkbar, wie die Reproduktions- und Rententheorie.

Wenn Vertreter der sozialistischen Marktwirtschaft sich auf Marx' Theorie der Warenproduktion berufen, dann schließt das ein, sich auch auf die Werttheorie zu berufen; denn ohne Wert keine Ware, ohne Ware keine Warenproduktion, keine Marktwirtschaft. Angesichts der zentralen Stellung, die der Wertbegriff in der Marxschen Theorie der Warenproduktion wie auch in Konzeptionen zur sozialistischen Marktwirtschaft einnimmt, sei auf einige Aspekte des Marxschen Wertbegriffs aufmerksam gemacht.

### Einige Aspekte des Marxschen Wertbegriffs

1. Der Wert ist das kennzeichnende Merkmal der Ware. Er verkörpert menschliche Arbeit schlechthin, abstrakte Arbeit. „Der Wert hat keinen anderen ‚Stoff‘ als die Arbeit selbst.“<sup>10</sup> „Er ist die abstrakteste Form des bürgerlichen Reichtums.“<sup>11</sup> Die Werts substanz oder der „Stoff“ des Werts wird durch ein und dieselbe Arbeitskraft geschaffen, die sich aus einer Vielzahl individueller Arbeitskräfte zusammensetzt, die unterschiedliche konkrete Arbeit verrichten. „Jede dieser individuellen Arbeitskräfte ist dieselbe menschliche Arbeitskraft wie die andre, soweit sie den Charakter einer gesellschaftlichen Durchschnitts-Arbeitskraft besitzt und als solche gesellschaftliche Durchschnitts-Arbeitskraft wirkt ...“<sup>12</sup>

Der einzelne Warenwert ist ein „Kristall“ der durch die gesellschaftliche Durchschnitts-Arbeitskraft geschaffenen gemeinschaftlichen Substanz – der abstrakten Arbeit. Der einzelne Warenwert ist objektiv determiniert; er unterscheidet sich vom „individuellen Wert“ der Ware. Während der „individuelle

<sup>9</sup> Ebd., S. 53.

<sup>10</sup> Karl Marx an Friedrich Engels in Manchester, London, 2. April 1858, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Über „Das Kapital a.a.O., S. 110.

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Karl Marx, Das Kapital. Erster Band, a.a.O., S. 53.

Wert" mehr oder weniger bestimmbar ist, gilt das nicht für den objektiv determinierten Warenwert. Erst im Austauschprozess wird der „individuelle Wert" zum eigentlichen Warenwert; erst im Austauschprozess wird anerkannt, inwieweit die individuelle Arbeit gesellschaftliche Durchschnittsarbeit, wertschaffende Arbeit ist. Obwohl der Wert in der Produktion entsteht, erfolgt seine Anerkennung außerhalb der Produktion, im Austausch, auf dem Markt, hinter dem Rücken der Produzenten.

2. Der Wert der Ware – von Marx auch als Wertgegenständlichkeit bezeichnet – ist rein gesellschaftlich; er enthält kein Atom Naturstoff. Er existiert objektiv, er ist nicht fassbar. „Man mag daher eine einzelne Ware drehen und wenden wie man will, sie bleibt unfassbar als Wertding."<sup>13</sup> Der Wert erscheint nur als Verhältnis von Ware zu Ware. Er ist ein unter dinglicher Hülle verstecktes gesellschaftliches Verhältnis.<sup>14</sup>

Die Erscheinungsform des Werts ist der Tauschwert. Er stellt sich dar als quantitatives Verhältnis, als Proportion, worin sich ein Gebrauchswert gegen einen anderen austauscht:  $x$  Ware A :  $y$  Ware B. In seiner entfalteten Form drückt der Tauschwert auch den Preis einer Ware (der Preis ist der Geldausdruck des Werts) zu Geld aus. Da im Austauschprozess in der Regel mehrere Anbieter von Waren derselben Art agieren und untereinander konkurrieren, ist der Tauschwert zugleich ein Konkurrenzverhältnis. Existieren für Waren derselben Art mehrere Anbieter, so bestehen für diese Waren auch unterschiedliche Preise. Jeder Warenbesitzer versucht, seine Ware für einen Preis zu veräußern, der so hoch wie möglich ist. Der Preis weicht vom Wert der Ware ab. Vermittels der Konkurrenz wird das ständige Abweichen der Preise vom Wert der Ware aufgehoben und der dem Tauschwert zugrunde liegende Wert setzt sich durch. „Nur durch die Schwankungen der Konkurrenz und damit der Warenpreise setzt sich das Wertgesetz der Warenproduktion durch, wird die Bestimmung des Warenwerts durch die Arbeitszeit eine Wirklichkeit."<sup>15</sup>

Der Marxsche Wertbegriff ist somit im engen Kontext mit der Konkurrenz zu betrachten. Die Konkurrenz ist eine Bedingung für das Wertdasein. Wie erst im Austauschprozess die produzierte Ware zur Ware wird, so erhält der Wert erst durch die Konkurrenz sein Wertdasein. Einen Wert der Ware außerhalb der Konkurrenz, einen „konkurrenzfreien" Wert gibt es nicht und kann es nicht geben.

3. Wenn auch der Wert als gesellschaftliches Verhältnis nicht fassbar ist, so hat er eine Größe. Die Wertgröße ist bestimmt durch das Quantum gesellschaftlich notwendiger Arbeit oder die zur Herstellung der Ware gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit.<sup>16</sup> Die Wertgröße misst sich am Quantum der in

<sup>13</sup> Ebd., S. 62.

<sup>14</sup> Ebd., S. 88.

<sup>15</sup> Friedrich Engels, Vorwort zu Karl Marx, Elend der Philosophie, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 4, S. 565.

<sup>16</sup> Vgl. Karl Marx, Das Kapital. Erster Band, a.a.O., S. 54.

der Ware enthaltenen wertbildenden Substanz, der Arbeit. Es ist die Zeitdauer, die Arbeitszeit, die dieses Quantum misst. Der Messvorgang selbst spielt sich im Austauschprozess, auf dem Markt, vermittelt der Konkurrenz der Warenproduzenten ab.

Direkten Einfluss auf die Wertgröße einer Ware hat die Arbeitsproduktivität. Je höher die Arbeitsproduktivität, desto niedriger die zur Herstellung einer Ware erforderliche Arbeitszeit, desto kleiner der Wert. Die Wertgröße einer Ware verändert sich fortlaufend. Sie unterliegt ständigen Schwankungen. „Die Wertgröße einer Ware wechselt also direkt wie das Quantum und umgekehrt wie die *Produktivkraft* der sich in ihr verwirklichenden Arbeit."<sup>17</sup>

Es liegt in der Natur des Werts einer Ware, dass seine Größe subjektiv nicht messbar ist.  $X$  Stunden Arbeitszeit, die für die Herstellung einer Ware aufgewendet wurden, sind nicht gleich  $x$  Stunden gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, die die Wertgröße der Waren bestimmen. „Die Bestimmung der Wertgröße durch die Arbeitszeit ist (und bleibt –H.R.) daher ein unter den erscheinenden Bewegungen der relativen Warenwerte verstecktes Geheimnis."<sup>18</sup> Alle Versuche, die Wertgrößen der Waren zu erfassen und zu messen, sind gescheitert. Der Wert verwandelt eben jedes Arbeitsprodukt in eine „gesellschaftliche Hieroglyphe".<sup>19</sup>

4. Der Wert, der Warenaustausch zu Werten erfüllt zugleich die Funktion, die gesellschaftliche Gesamtarbeit entsprechend dem Bedarf nach den verschiedenen Gebrauchswerten auf die einzelnen Produktionssphären zu verteilen. Mit und durch die Verteilungsfunktion des Werts entstehen innerhalb der gesellschaftlichen Produktion bestimmte Proportionen. Der Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit vermittelt des Werts liegt ein komplizierter Mechanismus zugrunde, der durch Abweichungen der Preise vom Wert, Zusammenspiel von Angebot und Nachfrage, Konkurrenz u.a. gekennzeichnet ist.

In einer warenproduzierenden Gesellschaft ist der Wert die Form, in der sich die Notwendigkeit durchsetzt, die gesellschaftliche Arbeit in bestimmten Proportionen zu verteilen. Marx bemerkt: „Und die Form, worin sich diese proportionelle Verteilung der Arbeit durchsetzt in einem Gesellschaftszustand, worin der Zusammenhang der gesellschaftlichen Arbeit sich als *Privataustausch* der individuellen *Arbeitsprodukte* geltend macht, ist eben der *Tauschwert* dieser Produkte."<sup>20</sup> In der Regulierungs- und Regulatorfunktion des Werts äußert sich das Wertgesetz. Es „setzt das gesellschaftliche Gleichgewicht der Produktion in mitten ihrer zufälligen Fluktuationen durch".<sup>21</sup>

Die Debatten über die Reformierung der Planung, die Warenproduktion und

<sup>17</sup> Ebd., S. 55.

<sup>18</sup> Ebd., S. 89.

<sup>19</sup> Vgl. ebd., S. 88.

<sup>20</sup> Karl Marx an Ludwig Kugelmann in Hannover, London, 11. Juli 1868, in: Karl Marx, Über „Das Kapital". Briefwechsel, a.a.O., S. 241.

<sup>21</sup> Ebd.

die Ausnutzung der Ware-Geld-Beziehungen in der sozialistischen Wirtschaft drehten sich in der Hauptsache mit um die Anerkennung des Wertgesetzes, um die Anerkennung seiner regulierenden Funktion der Produktion. An dieser Frage schieden sich die Geister. Einerseits wurde das Wertgesetz als das Heilmittel angesehen, das, wenn es seine regulierende Funktion ausüben kann, die Planwirtschaft weitgehend von ihren Übeln befreien könne, andererseits wurde es verteufelt, es wurde als „reißende Bestie“ bezeichnet, die an der kurzen Leine gehalten werden müsse.<sup>22</sup>

Die Marxsche Analyse der Warenproduktion und des Werts führt zu dem logischen Schluss, dass nur unter Bedingungen der unabhängigen, selbständigen Privatarbeit die hergestellten Produkte die Warenform annehmen und zu ihren Werten ausgetauscht werden. Insofern ist es folgerichtig, dass Marx in einer Gesellschaft, die auf Gemeineigentum beruht und mit Produktionsmitteln arbeitet, die assoziiertes Eigentum sind, für die weitere Existenz von Warenproduktion und Wert weder eine Grundlage noch eine Notwendigkeit sah. Unter den Bedingungen einer assoziierten Produktion entstünden nach Marx gesellschaftliche Beziehungen der Menschen zu ihren Arbeiten und Arbeitsprodukten, die „durchsichtig einfach in der Produktion sowohl als in der Distribution“ sind.<sup>23</sup>

### Gemeinschaftliche Produktion ohne Waren- und Wertform

Nach der Analyse der Ware, des Werts und der Wertformen im „Kapital“, Erster Band, stellt Marx folgenden interessanten Vergleich an: Er stellt einer Gesellschaft von Warenproduzenten „einen Verein freier Menschen“ gegenüber, „die mit gemeinschaftlichen Produktionsmitteln arbeiten und ihre vielen individuellen Arbeitskräfte selbstbewusst als eine gesellschaftliche Arbeitskraft verausgaben“.<sup>24</sup> Das Gesamtprodukt des Vereins ist ein gesellschaftliches Produkt. Es nimmt keine Warenform an. Marx betont: „Ein Teil dieses Produkts dient wieder als Produktionsmittel. Er bleibt gesellschaftlich. Aber ein anderer Teil wird als Lebensmittel von den Vereinsgliedern verzehrt. Er muss daher unter sie verteilt werden. Die Art dieser Verteilung wird wechseln mit der besondern Art des gesellschaftlichen Produktionsorganismus selbst und der entsprechenden gesellschaftlichen Entwicklungshöhe der Produzenten.“<sup>25</sup>

Die neue Art der Verteilung ist eine Verteilung ohne Wert. Sie erfolgt ohne Ware-Geld-Beziehungen. Marx setzt die neue Art der Verteilung in direkte Beziehung zur planmäßigen Produktion des „Vereins freier Menschen“. Dies gilt sowohl für die Produktionsmittel als auch für die Konsumgüter. Die neuen gesellschaftlichen Beziehungen, die „durchsichtig einfach“ sind und die „geschichtliche Entwicklungshöhe der Produzenten“ erfordern eine Verteilung

<sup>22</sup> Vgl. Fritz Behrens, *Ware, Wert und Wertgesetz. Kritische und selbstkritische Betrachtungen zur Werttheorie im Sozialismus*, Berlin 1961, S. 66.

<sup>23</sup> Karl Marx, *Das Kapital*. Erster Band, a.a.O., S. 93.

<sup>24</sup> Ebd., S. 92f.

<sup>25</sup> Ebd., S. 93.

des gesellschaftlichen Produkts nach der Arbeitszeit. Nach dem Wegfall des Werts bleibt die dem Wert immanente Arbeitszeit übrig, die als Maß und als Regulativ der zu verteilenden Produkte fungiert. „Die Arbeitszeit würde also eine doppelte Rolle spielen. Ihre gesellschaftlich planmäßige Verteilung regelt die richtige Proportion der verschiedenen Arbeitsfunktionen zu den verschiedenen Bedürfnissen. Andererseits dient die Arbeitszeit zugleich als Maß des individuellen Anteils des Produzenten an der Gemeinarbeit und daher auch an dem individuell verzehrbaren Teil des Gemeinschaftsprodukts.“<sup>26</sup>

Den Gedanken von der Verteilung der Konsumtionsmittel unter die Mitglieder des „Vereins freier Menschen“ nach der geleisteten Arbeit eines jeden einzelnen greift Marx erneut in der Polemik gegen Lassalles These vom „unverkürzten Arbeitsertrag“ auf und formuliert ihn wie folgt: „Innerhalb der genossenschaftlichen, auf Gemeingut an den Produktionsmitteln gegründeten Gesellschaft tauschen die Produzenten ihre Produkte nicht aus; ebensowenig erscheint hier die auf Produkte verwandte Arbeit als Wert dieser Produkte, als eine von ihnen besessene sachliche Eigenschaft, da jetzt, im Gegensatz zur Kapitalistischen Gesellschaft, die individuellen Arbeiten nicht mehr auf einem Umweg, sondern unmittelbar als Bestandteile der Gesamtarbeit existieren.“<sup>27</sup>

Nach Marx würde die Verteilung in der Weise erfolgen, dass der einzelne Produzent von der Gesellschaft einen Schein erhält, der ihm bestätigt, dass er soundso viel Arbeit (nach Abzug seiner Arbeit für die gemeinschaftlichen Fonds) geleistet hat, und ihm das Recht gibt, aus den gesellschaftlichen Fonds an Konsumgütern so viel zu erhalten, als gleichviel Arbeit ausdrückt.

Die Verteilung der Konsumtionsmittel nach der geleisteten Arbeit war für Marx Bedingung dafür, dass weder Mehrarbeit noch fremde Arbeit angeeignet werden kann. Niemand kann etwas geben außer seiner Arbeit und nichts kann in das Eigentum des einzelnen eingehen.<sup>28</sup>

Ähnliche Überlegungen über das historische Schicksal der Warenproduktion in einer Gesellschaft, die auf Gemeineigentum beruht, wurden von Engels angestellt. „Mit der Besitzergreifung der Produktionsmittel durch die Gesellschaft ist die Warenproduktion beseitigt und damit die Herrschaft des Produkts über die Produzenten. Die Anarchie innerhalb der gesellschaftlichen Produktion wird ersetzt durch planmäßige bewusste Organisation.“<sup>29</sup>

Engels macht aber zugleich darauf aufmerksam, dass die sozialistische Gesellschaft wissen muss, wie viel Arbeit in den Produkten steckt, welcher Arbeitsaufwand für ihre Herstellung erforderlich ist. Nach Engels erübrigt sich – wie bei Marx – zwar mit dem Wegfall der Warenproduktion die Notwendigkeit, die in ei-

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Karl Marx, *Kritik des Gothaer Programms*, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 19, S. 19f.

<sup>28</sup> Vgl. ebd., S. 20

<sup>29</sup> F. Engels, *Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft*, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 20, S. 264.

nem Produkt steckende Menge an gesellschaftlicher Arbeit über den Umweg Wert auszudrücken und mit Geld zu messen. „In der Tat aber ist der ökonomische Wert eine der Warenproduktion angehörige Kategorie und verschwindet mit ihr, wie er vor ihr nicht bestand“<sup>30</sup>; es erübrigt sich aber keineswegs, die in dem Produkt enthaltene Arbeitsmenge exakt zu erfassen, zu messen und zu vergleichen. „Die Nutzeffekte der verschiedenen Gebrauchsgegenstände, abgewogen untereinander und gegenüber den zu ihrer Herstellung nötigen Arbeitsmengen, werden den Plan schließlich bestimmen.“<sup>31</sup>

Sowohl für Marx als auch für Engels stand fest, dass nach dem Wegfall der Warenproduktion und der Wertformen der Produkte das exakte ökonomische Rechnen keinesfalls an Bedeutung verliert. Im Gegenteil, um rationell zu produzieren und die gesellschaftlichen Ressourcen in entsprechenden Proportionen zu verteilen, muss die Gesellschaft wissen, wie groß der Bedarf für diverse Gebrauchswerte ist und welchen Aufwand die Gebrauchswertherstellung erfordert. „Die Buchführung hierüber (wird) wesentlicher denn je.“<sup>32</sup>

Für die Aufwandserfassung in einer Gesellschaft ohne Warenproduktion verwendet Marx gelegentlich den Begriff „Wertbestimmung“, der nicht selten zu Irritationen geführt hat. Er wird als Beleg verwendet, dass Marx' Theorie der Warenproduktion und des Werts auch für die sozialistische Gesellschaft zuträfe. Marx verwendet diesen Begriff für eine Gesellschaft ohne Warenproduktion nicht im Sinne seiner Werttheorie, sondern in dem Sinn, dass es bei gemeinschaftlicher Produktion darum geht, die allgemeine Substanz des Werts, die Arbeit, die Arbeitszeit zu erfassen und zu bestimmen. Es bestand die Vorstellung, die Wertbestimmung bzw. -rechnung durch die Zeitrechnung zu ersetzen.

### Sozialismus = Aufhebung der Warenwirtschaft

Die Marxsche Auffassung, dass in einer auf Gemeineigentum beruhenden Gesellschaft die Gebrauchswerte nicht mehr als Waren hergestellt werden, die Produkte nicht mehr die Wertform annehmen und das Wertgesetz aufhört zu wirken, dominierte lange Zeit in den theoretischen Konzeptionen zur Schaffung einer sozial gerechteren Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung. Vertreter dieser Auffassung waren u.a. Rosa Luxemburg, W. I. Lenin und Nikolaj Bucharin.

In ihrer Arbeit „Die Akkumulation des Kapitals“ fasste Rosa Luxemburg die sozialistische Produktionsweise ähnlich wie Marx als eine „planmäßig geregelte Wirtschaft“ auf, in der – wie sie formulierte – an Stelle des Austauschs gesellschaftliche Arbeitsteilung getreten ist. „Warenproduktion, also auch Austausch, existiert hier nicht“.<sup>33</sup> Nach ihrer Vorstellung sollten allen Arbeitenden

<sup>30</sup> F. Engels an Karl Kautsky in Zürich, London, 20. Sept. 1884, in: Marx/Engels, Über „Das Kapital.“, a.a.O., S. 346.

<sup>31</sup> F. Engels, Herrn Dührings Umwälzung der Wissenschaft ... , a.a.O., S. 288.

<sup>32</sup> Karl Marx, Das Kapital. Dritter Band, in: Marx/Engels, Werke, Bd. 25, S. 859.

<sup>33</sup> Rosa Luxemburg, Die Akkumulation des Kapitals, in: dies., Gesammelte Schriften, Bd. 5, Ökonomische Schriften, Berlin 1990, S. 100.

und Nichtarbeitenden die Produkte „zugewiesen“ werden. Ausgangspunkt für die Zuweisung sei die Deckung der Bedürfnisse. Die Zuweisung der Produkte erfolgt deshalb, „weil hier (nicht) Äquivalenzaustausch vorgeht, sondern weil die gesellschaftliche Organisation planmäßig den Gesamtprozess leitet, weil die bestehenden Bedürfnisse gedeckt werden müssen, weil die Produktion eben keinen anderen Zweck als die Deckung der gesellschaftlichen Bedürfnisse kennt.“<sup>34</sup> Die Frage, nach welchem Maßstab, nach welchen Kriterien die Zuweisung der Produkte erfolgen sollte, wurde allerdings von Rosa Luxemburg nicht gestellt.

Lenin verneinte ebenfalls das Fortbestehen der Warenproduktion in einer sozialistischen Wirtschaft. Über das künftige Schicksal der Warenproduktion schrieb er 1908: „Was den Sozialismus anbelangt, so besteht dieser bekanntlich in der Aufhebung der Warenwirtschaft.“<sup>35</sup> Ähnliche Äußerungen Lenins sind auch in seinen Arbeiten nach der Oktoberrevolution zu finden. Bei der Ausarbeitung des neuen Parteiprogramms, dessen Entwurf auf dem VII. Parteitag der KPR(B) im März 1918 zur Diskussion stand, erhob Lenin auf ökonomischen Gebiet die Forderung, die Produktion im gesamtstaatlichen Maßstab zu organisieren.<sup>36</sup> Bei der Erläuterung dieser Forderung verwies Lenin darauf, dass die gesamtstaatliche Organisation der Produktion damit verbunden ist, Kurs auf die allmähliche Überwindung der Warenproduktion zu nehmen. Er unterbreitete dazu folgende Gedanken: „... zunächst staatliches ‚Handels‘monopol, dann völlige und endgültige Ersetzung des ‚Handels‘ durch eine planmäßig orientierte Verteilung vermittelt der Verbände der Handels- und Industrieangestellten, unter Leitung der Sowjetmacht ...“<sup>37</sup> In dem von Lenin im März 1919 ausgearbeiteten Entwurf des Programms der KPR(B) wurde dann definitiv formuliert: „Auf dem Gebiet der Verteilung besteht die Aufgabe der Sowjetmacht gegenwärtig darin, unentwegt daran weiter zu arbeiten, den Handel durch die planmäßige, im gesamtstaatlichen Maßstab organisierte Verteilung der Produkte zu ersetzen.“<sup>38</sup>

Die Beseitigung der kapitalistischen Warenproduktion wurde als ein Prozess verstanden, der nicht von heute auf morgen abzuschließen war. Schritt für Schritt sollte die Warenproduktion mit ihrem weitverzweigten System der Ware-Geld-Beziehung, dem Handel, den Bank- und Kreditinstituten u.a. überwunden werden. Nach der Oktoberrevolution wurden in Sowjetrußland erste Schritte unternommen, die auf eine Aufhebung der Warenwirtschaft gerichtet waren. Bald erwies sie jedoch, dass diese Schritte zum Scheitern verurteilt wa-

<sup>34</sup> Ebd.

<sup>35</sup> W. I. Lenin, Die Agrarfrage in Rußland am Ausgang des 19. Jahrhunderts, in: ders., Werke, Bd. 15, S. 129.

<sup>36</sup> Vgl. W.I. Lenin, Außerordentlicher Siebenter Parteitag der KPR(B), in: Werke, Bd. 27, S. 143.

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> W.I. Lenin, Entwurf des Programms der KPR(B), in: Werke, Bd. 29, S. 121.

ren. Der Warenaustausch sollte durch den Produktaustausch abgelöst werden. In der Praxis war dies mit großen Schwierigkeiten verbunden. In Sowjetrussland, in einem Land, in dem die kleinbäuerliche Wirtschaft dominierte und die Industrieproduktion insgesamt zurückgeblieben war, kam es in erster Linie darauf an, die Produktivkräfte zu entwickeln, ökonomische Beziehungen zwischen Industrie und Landwirtschaft herzustellen, die zu einer Festigung des Bündnisses zwischen Arbeiter und Bauern beitrugen. Gerade aber für die Lösung dieser Aufgaben erwies sich der Produktaustausch als äußerst ungeeignet. Er lähmte das materielle Interesse an der Steigerung der Produktion und er vermochte nicht das Bündnis zwischen Arbeiter und Bauern zu festigen.

Während der Zeit des Kriegskommunismus (Sommer 1918 bis Frühjahr 1921) wurde verstärkt Kurs auf die weitere Naturalisierung des gesamten ökonomischen Lebens genommen. Es wurde die Ablieferungspflicht eingeführt. Durch sie wurden alle Ressourcen mobilisiert, um die ausländische Intervention und die innere Konterrevolution zu besiegen. Die Ablieferungspflicht verkörperte eine ökonomische Politik, hervorgerufen durch äußerste Not, Zerstörung und Krieg. Sie bedeutete faktisch eine geldlose Wirtschaft. Der Markt spielte im Wirtschaftsleben keine Rolle. Die Periode des Kriegskommunismus bildete gewissermaßen den Gipfel bei der völligen Abschaffung der Warenproduktion und der Beseitigung der Ware-Geld-Beziehungen.

Die ökonomische Politik beruhte auf dem Glauben, den Enthusiasmus der Massen auszunutzen, um in raschem Tempo zur geldlosen Wirtschaft des Sozialismus zu gelangen. Lenin schrieb später: „Wir, die wir von der Welle des Enthusiasmus getragen waren, die wir den Volkseenthusiasmus – zunächst den allgemeinen politischen, sodann den militärischen – geweckt hatten, wir rechneten darauf, dass wir auf Grund dieses Enthusiasmus auch die ebenso großen (wie die allgemeinen politischen und die militärischen) ökonomischen Aufgaben unmittelbar lösen würden. Wir rechneten darauf – vielleicht wäre es richtiger zu sagen: wir nahmen an, ohne genügend zu rechnen –, dass wir durch unmittelbare Befehle des proletarischen Staates die staatliche Produktion und die staatliche Verteilung der Güter in einem kleinbäuerlichen Land kommunistisch regeln könnten.“<sup>39</sup>

Nach erfolgreicher Beendigung des Interventionskrieges und dem Sieg über die Konterrevolution erwies es sich sehr bald, dass weder der Produktaustausch noch die Ablieferungspflicht geeignet waren, die anstehenden ökonomischen und politischen Aufgaben zu lösen.

## NÖP – Reaktivierung von Warenproduktion und Markt

Im Frühjahr 1921 war in Sowjetrussland eine neue Situation entstanden. Der Bürgerkrieg war im wesentlichen beendet, und die Intervention der Alliierten, um den Bürgerkrieg zugunsten der „Weißen“ zu entscheiden, war gescheitert.

<sup>39</sup> W.I. Lenin, Zum vierten Jahrestag der Oktoberrevolution, in: Werke, Bd. 33, S. 38.

Die neue Situation erforderte ein neues Herangehen an die Bewältigung der wirtschaftlichen Fragen. Von der veränderten Situation ausgehend, entwarf Lenin im Frühjahr 1921 die Grundzüge der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP), die im März 1921 auf dem X. Parteitag der KPR(B) als verbindliche Richtlinie für den weiteren wirtschaftlichen Aufbau des jungen Sowjetstaates beschlossen wurde.

Die Neue Ökonomische Politik enthielt ein ganzes System von Maßnahmen, so u.a. die umfassende Ausnutzung des Prinzips der materiellen Interessiertheit, die Einbeziehung der kleinen Unternehmer und Gewerbetreibenden in den wirtschaftlichen Aufbau, die Einführung staatskapitalistischer Betriebe, die Überführung der Betriebe auf die Grundlagen der wirtschaftlichen Rechnungsführung.

Lenin ging bei der Konzipierung der Neuen Ökonomischen Politik von der Erkenntnis aus, dass sich Warenproduktion, Handel, Markt und die Anwendung der Wertkategorien zur Durchsetzung der materiellen Interessiertheit und wirtschaftlicher Aufbau des Sozialismus nicht widersprechen, sondern sich gegenseitig bedingen.

Lenin erklärte den Warenaustausch zwischen Industrie und Landwirtschaft zum – wie er es formulierte – Hauptkettenglied, das es zu erfassen galt. „Weder Ablieferungspflicht noch Steuer, sondern Austausch der Erzeugnisse der (sozialisierten) Großindustrie gegen bäuerliche Erzeugnisse, das ist das ökonomische Wesen des Sozialismus, seine Basis“.<sup>40</sup>

Und bezüglich des Handels bemerkte Lenin: „Der Handel ist jenes ‚Glied‘ in der historischen Kette der Ereignisse, in den Übergangsformen unseres sozialistischen Aufbaus der Jahre 1921 und 1922, das von uns, der proletarischen Staatsmacht, von uns, der führenden Kommunistischen Partei, mit aller Kraft angepackt werden muss.“<sup>41</sup>

Lenins Konzept der Neuen Ökonomischen Politik sah auch die konsequente Anwendung der Wertkategorien für die Unternehmen in der Industrie vor. Er forderte, die Betriebe auf „kaufmännische Kalkulation“, auf wirtschaftliche Rechnungsführung umzustellen, damit sie für ihre wirtschaftliche Tätigkeit voll verantwortlich sind und nicht mit Verlust, sondern mit Gewinn arbeiten. „... Wenn wir, nachdem wir die Trusts und Betriebe auf der Grundlage der wirtschaftlichen Rechnungsführung geschaffen haben, es nicht verstehen, unsere Interessen durch geschäftliche, kaufmännische Methoden vollkommen zu wahren, sind wir komplette Idioten.“<sup>42</sup>

Die von Lenin entworfene Neue Ökonomische Politik beruhte weiterhin auf dem Grundsatz, die Wirtschaft nach einem vom Staat ausgearbeiteten Plan aufzubauen

<sup>40</sup> W.I. Lenin, Plan der Broschüre „Über die Naturalsteuer“, in: Werke, Bd. 32, S. 333.

<sup>41</sup> W.I. Lenin, Über die Bedeutung des Goldes jetzt und nach dem vollen Sieg des Sozialismus, in: Werke, Bd. 33, S. 94.

<sup>42</sup> W.I. Lenin, An das Volkskommissariat für Finanzen, in: Werke, Bd. 35, S. 524.

und zu leiten. Die Belegung des Handels und des Marktes sowie die Überführung der Betriebe auf die Grundlagen der wirtschaftlichen Rechnungsführung sollten innerhalb des Planes und unter staatlicher Kontrolle erfolgen. Lenins Neue Ökonomische Politik war darauf gerichtet, die Vorzüge zu nutzen, die sich sowohl aus der zentralen staatlichen Planung als auch aus der Anwendung der Wertkategorien ergeben. Was die Planung anbetrifft, so formulierte Lenin, „dass die Neue Ökonomische Politik den einheitlichen staatlichen Wirtschaftsplan nicht ändert und seinen Rahmen nicht überschreitet, sondern die Art und Weise ändert, wie seine Verwirklichung in Angriff genommen wird.“<sup>43</sup>

Das Hauptanliegen der Neuen Ökonomischen Politik bestand in der Anknüpfung der Produktion der kleinen Warenproduzenten, in der Belegung des Handels und des Marktes. Den Kleinproduzenten wurde gestattet, ihre überschüssigen Produkte frei auf dem Markt zu verkaufen. Es ging darum, das Land aus der wirtschaftlichen Notlage zu führen, und es mit den notwendigsten Gütern zu versorgen. Durch die Neue Ökonomische Politik begann die einfache Warenproduktion aufzublühen; es erfolgte ein Aufschwung der privaten Landwirtschaft. Die verstaatlichte Industrie hielt allerdings mit dem Aufschwung nicht Schritt. Die Marktkräfte hatten auf sie so gut wie keinen Einfluss. Die staatseigenen Betriebe produzierten teurer als die Unternehmen der Privatwirtschaft. Es entstand eine sog. „Scherenkrise“.

Die durch die Neue Ökonomische Politik bewirkte Entfaltung der Warenproduktion, die Belegung des Marktes führten vorrangig zur Förderung der privaten Unternehmen. Die der Warenproduktion innewohnenden Gesetze wirkten in eine Richtung, die den kapitalistischen Wirtschaftssektor stärkten. Mit der Ausweitung der Warenproduktion nahm die wirtschaftliche Entwicklung des privaten Sektors in Sowjetrußland einen Verlauf, der den Gesetzmäßigkeiten entsprach, die Marx bei seiner Analyse der Warenproduktion und des Werts entdeckt hatte.

Mitte der 20er Jahre wurde der von Lenin eingeführte Kurs der Neuen Ökonomischen Politik abgebrochen. Stalin, der nach dem Tod Lenins auf dem Gipfel der Macht in der UdSSR stand, verfolgte einen wirtschaftspolitischen Kurs, der faktisch die Marktkräfte zum Erliegen brachte. Die Wirtschaft wurde durch Befehle und Direktiven geleitet, die von der zentralen Staatsgewalt erlassen wurden. Plan und Markt blieben bis zum Untergang der Sowjetunion und der anderen sozialistischen Länder Antipoden.

Jörg Roesler

## Marktreforment im Sozialismus: Das NÖS

### 1. Die abgebrochene Diskussion über Marktsozialismus in Ostdeutschland 1989/90

Nach dem Sturz von Honecker und Mittag begann in der DDR eine Diskussion um die Notwendigkeit von Marktreforment im Sozialismus, die von November 1989 bis April 1990 andauerte. Günter Krause bezeichnet sie in seinem Buch „Wirtschaftstheorie in der DDR“ als „kurze, doch spannende Phase intensiver wissenschaftlicher Aktivitäten“<sup>1</sup>. Getragen wurde sie von Wirtschaftswissenschaftlern, die im Universitäts- und Hochschulbereich sowie am Zentralinstitut für Wirtschaftswissenschaften der Akademie tätig waren. Die in den 80er Jahren den wirtschaftstheoretischen Diskurs beherrschenden Vertreter der Politischen Ökonomie des Sozialismus aus den zentralen SED-Instituten meldeten sich dagegen vergleichsweise selten zu Wort und beeinflussten mit ihrem Ansatz, die Wirtschaftsreform müsse sich darauf beschränken, „die Vorzüge, die Möglichkeiten und Potenzen unserer sozialistischen Gesellschaft für jeden besser spürbar zu machen“<sup>2</sup> kaum die rasch in Gang kommende Debatte. Die war dadurch bestimmt, dass für eine Wirtschaftsreform plädiert wurde, die „radikale Veränderungen des bestehenden Systems der Planung und Leitung der Volkswirtschaft“ voraussetzt, „keineswegs ... deren Vervollkommnung oder Ergänzung“<sup>3</sup>. Radikale Reform bedeutete nicht Absage an Sozialismusvorstellungen. Als im Februar 1990 an der Hochschule für Ökonomie eine Konferenz zum Thema „Probleme der Transformation der administrativen Planwirtschaft in eine soziale Marktwirtschaft“ stattfand, sprach sich der Rektor der Hochschule, Rudolf Streich, in seiner Eröffnungsrede dafür aus, „eine zügige Transformation und den entschlossenen Übergang zur sozialen Marktwirtschaft zu vollziehen“ allerdings „bei Erhaltung aller bewahrenswerten DDR-Identität“<sup>4</sup>. Diese und andere Formulierungen wie etwa Norbert Peches Bekenntnis zu einem in „demokratisch-sozialistische Strukturen eingebetteten Markt“ belegten „die relativ festen Bindungen der Wirtschaftstheoretiker der DDR an wie auch immer geartete Sozialismusmodelle“<sup>5</sup>. Voraussetzung für die freie Diskussion der zukünftigen Gestaltung der DDR-Wirtschaft war ein Tabu-Bruch, den die Anhänger der „radikalen Reform“ allesamt vollzogen. Sie waren in der Lage sich „endlich von der verhee-

<sup>1</sup> Günter Krause, *Wirtschaftstheorie in der DDR*, Marburg 1998, S. 261.

<sup>2</sup> Otto Reinhold, *Auf der Suche nach den besten Lösungen*, in: *Einheit* 11/1989, S. 985.

<sup>3</sup> Norbert Peche/Wilfried Ettl/Dieter Walter, *Konzept einer radikalen Wirtschaftsreform 1990*, in: *Was heißt radikale Reform?* Berlin 1990, S. 30.

<sup>4</sup> Rudolf Streich, *Rede zur Eröffnung*, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Hochschule für Ökonomie "Bruno Leuschner"*, H. 2/1990, S. 7.

<sup>5</sup> Günter Krause, *Wirtschaftstheorie*, a.a.O., S. 266.

<sup>43</sup> W.I. Lenin, *An G. M. Krshishanowski*, in: *Werke*, Bd. 35, S. 510.

renden Formel zu trennen, der zufolge zentrale Planung gleich Sozialismus und Markt gleich Kapitalismus sei.“<sup>6</sup> Dies beherzigend fragte Dieter Walter: „Durch welche Synthese (oder durch welchen Kompromiss) von direkter Steuerung und Marktregulierung ist unter den konkreten Bedingungen der DDR der höchstmögliche Grad an Planmäßigkeit und Proportionalität zu erreichen?“<sup>7</sup>

Für die Beantwortung dieser Frage in Theorie oder gar Praxis blieb den DDR-Wirtschaftstheoretikern wenig Zeit. Der Ausgang der Wahlen vom 18. März 1990 verdeutlichte, dass Vorstellungen über irgend eine Art „dritter Weg“ wenig Chancen haben würden. In der Aprilnummer des „Initial“ (Redaktionschluss 18. April 1990) mahnten Dieter Walter, Wilfried Ettl und Jürgen Jünger zwar noch einmal an, „die Marktwirtschaft in Richtung auf eine demokratische und an kulturellen Werten orientierte Regulierung des wirtschaftlichen Wettbewerbs zu qualifizieren“,<sup>8</sup> doch stellte ihr Beitrag bereits den Abgang der Reformdebatte dar. Die DDR, das machte Ministerpräsident de Maizière schon in der Regierungserklärung deutlich, war ein Staat auf Abruf. Über die Reform seiner Wirtschaft weiter nachzudenken erübrigte sich damit. Selbst der der Reformdebatte im Osten zugrunde liegende neu gewonnene Denkansatz, Elemente von Plan und Markt miteinander in einer ökonomisch wie sozial erstrebenswerten Wirtschaftsordnung zu verbinden, wurde rasch diskreditiert. In einem „Ohne Eigentum keine Motivation“ überschriebenen Artikel im „Bayernkurier“ erklärte der Herr der Treuhandanstalt, der die DDR-Wirtschaft zur Verwertung überlassen worden war, Bundesfinanzminister Theo Waigel, im September 1990: „Mit dem Offenbarungseid des Kommunismus haben auch alle Wunschvorstellungen von einem angeblich idealen Kompromiss der Ordnungssysteme, von einer ‚gemischten Wirtschaft‘ ... abgedankt.“<sup>9</sup>

Wenige Wochen später war die Auflösung des Akademieinstituts für Wirtschaftswissenschaften bereits beschlossene Sache. Noch im gleichen Jahr begann auch die Abwicklung der Wirtschaftswissenschaftler an den ostdeutschen Universitäten. Die an der Akademie bzw. den Hochschulen beheimateten Träger der Wirtschaftsreformdebatte, die ihr gesichertes Auskommen, bald auch ihre traditionellen Publikationsmöglichkeiten und vor allem ihren Gegenstand, die umzugestaltende DDR-Wirtschaft, verloren hatten, verstummten mit wenigen Ausnahmen. Die erste frei geführte ostdeutsche Debatte um Marktrefor-men im Sozialismus war jäh abgebrochen. Ihre damaligen Protagonisten haben sich bis heute nicht wieder zu Wort gemeldet.

<sup>6</sup> Norbert Peche, Teufelskreis einer falschen Logik. Zu den Grundlagen unserer Wirtschaftsreform, in: Initial 1/1990, S. 62.

<sup>7</sup> Dieter Walter, Wirtschaftsreform, Planmäßigkeit und Leistungsbewertung, in: Einheit 12/1989, S. 1103.

<sup>8</sup> Wilfried Ettl/Jürgen Jünger/Dieter Walter, Über die Historizität des Ökonomischen oder wie sozial muss Marktwirtschaft heute sein, in: Initial 4/1990, S. 407.

<sup>9</sup> Theo Waigel, Ohne Eigentum keine Motivation. Die Rolle der Treuhandanstalt in der DDR, in: Bayernkurier vom 29.9.1990.

Die Wiederaufnahme der Debatte um eine dem Gemeinwohl verpflichtete Verbindung von Plan und Markt in Ostdeutschland kam demzufolge auch aus einer anderen Richtung. Sie wurde initiiert von Historikern bzw. Wirtschaftshistorikern. Im Unterschied zum Herbst 1989 stand die Frage nach dem zukünftigen Wirtschaftstyp nicht direkt im Mittelpunkt der Diskussion, sondern ergab sich als Konsequenz aus der Aufarbeitung der Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsentwicklung der DDR in den 60er Jahren.

## 2. Das NÖS als akzeptable Periode der DDR-Geschichte

Die drei Buchstaben NÖS wurden in den 60er Jahren zur gebräuchlichen Abkürzung für „Neues ökonomisches System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft“. NÖS stand für 1962/63 ersonnene und von Anfang 1964 bis zum Herbst 1970 in die Praxis überführte Veränderungen im Wirtschaftsmechanismus der DDR,<sup>10</sup> die zumindest bis Mitte der 60er Jahre auch Elemente einer Gesellschaftsreform beinhalteten.<sup>11</sup>

Der Wirtschaftswissenschaftler Uli Busch hat diese Zeit folgendermaßen charakterisiert: „Die Jahre des NÖS waren eine Zeit des Aufbruchs, des Vorwärtsgehens und Vorankommens, der Entdogmatisierung und des Infragestellens bisheriger Konzepte, eine Zeit großer Entwürfe und neuer Ideen. Die 60er Jahre waren die eigentliche Reformperiode in der Geschichte der DDR, die einzige Periode, welche die Möglichkeit alternativer Entwicklung hin zu einem demokratischeren und leistungskräftigeren Sozialismus in sich trug. Grundlage dafür war ein umfassend angelegter und systematischer Reformansatz, ein gesellschaftsstrategisches Konzept, dessen Kernstück das NÖS war.“<sup>12</sup>

Diese von Historikern, Wirtschaftshistorikern und Wirtschaftswissenschaftlern Ostdeutschlands überwiegend geteilte Charakteristik des NÖS lässt schon erkennen, warum sich Untersuchungen über die DDR-Geschichte der 60er Jahre nach 1990 unter den abgewickelten ostdeutschen Historikern besonderer Beliebtheit erfreuten. Das NÖS wurde als eine auch nach 1989 noch akzeptable Periode der DDR-Geschichte gesehen. Am eindeutigsten hat dies einmal Claus Krömke<sup>13</sup> formuliert, in den 60er Jahren Ökonomieprofessor und leitender Wirtschaftsfunktionär, der sich selbst „nicht zu den ‚Erfindern‘ des NÖS, jedoch zu seinen (damaligen) Verfechtern“ zählt: „Das NÖS war wichtig. Im

<sup>10</sup> Vgl. Jörg Roesler, Zwischen Plan und Markt. Die Wirtschaftsreform 1963-1970 in der DDR. Freiburg/Br. 1990.

<sup>11</sup> Uwe-Jens Heuer, Das Neue Ökonomische System und die Bereitschaft, Zielkonflikte anzuerkennen, in: „... eine spannende Periode in der Wirtschaftsgeschichte der DDR“. Entstehen und Abbruch des Neuen Ökonomischen Systems in den sechziger Jahren. Beiträge eines workshops, Teil II (Pankower Vorträge H. 23/2), Berlin 2000., S. 86; detailliert dazu: Monika Kaiser, Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker, Berlin 1997, S. 26-56.

<sup>12</sup> Uli Busch, Theoriedefizite des NÖS, in: „... eine spannende Periode ...“, a. a. O., S. 36.

<sup>13</sup> Claus Krömke, Das NÖS und seine Rahmenbedingungen, in: „... eine spannende Periode ...“ Teil I, (23/1), S. 21.

Zurückdenken ist es uns Trost, dass es mit dem NÖS einen, wenn auch unzulänglichen Reformversuch gegeben hat.”

Die Beschäftigung mit dem NÖS wurde zunehmend auch als Ansatzpunkt genutzt, um sich von dort aus kontrovers in den Diskurs über die Geschichte des ostdeutschen Staates einzubringen. Dieser wurde schon bald nach dem Verschwinden der DDR durch eine Flut von Publikationen bestimmt, die sie politisch als totalitäre Diktatur und wirtschaftlich als „systembedingt ineffizient“ darstellten.

Diese von der bundesdeutschen Forschungsförderung großzügig unterstützten Publikationen taten sich von Anfang an mit der NÖS-Zeit schwer. Die 60er Jahre passten weder politisch noch wirtschaftlich ins zu gewinnende Bild und ließen sich auch kaum unter Schlagworten wie „Unrechtsstaat“ und „marode Wirtschaft“ vereinnahmen.<sup>14</sup> Das hatte den Vorteil, dass unter ostdeutschen Sozialwissenschaftlern eine Diskussion über das NÖS zustande kommen konnte, ohne dass man unter ständigem Druck stand, das eigene Anliegen und natürlich auch die gewonnenen Ergebnisse erst einmal gegen eine Flut von negativen Einschätzungen der behandelten Periode seitens bestalter „Aufarbeiter der DDR-Geschichte“ verteidigen zu müssen. Die Debatte über das NÖS, die hauptsächlich von Wissenschaftlern in Berlin<sup>15</sup>, Jena<sup>16</sup> und Leipzig<sup>17</sup> geführt wird (vgl. auch den Beitrag von Dieter Janke in diesem Heft), konnte sich also vergleichsweise ungestört entfalten. An ihr beteiligen sich heute neben Historikern auch Ökonomen. Bei den Wirtschaftswissenschaftlern handelt es sich einerseits um die wenigen Wirtschaftstheoretiker, die auch nach 1990 publizistisch aktiv geblieben sind, andererseits um die Gruppe der sogenannten „schreibenden Wirtschaftsfunktionäre“. Damit sind Angehörige der DDR-Wirtschaftselite gemeint, die mit Publikationen, die eine Mischung von persönlich Erlebtem und aus heutiger Sicht theoretisch Aufgearbeitetem darstellen, zur Wirtschaftsreform Stellung nehmen.<sup>18</sup>

Wenn auch den ostdeutschen Wissenschaftlern, die sich mit den NÖS be-

<sup>14</sup> Charakteristisch für das Weglassen der NÖS-Periode bis heute ist die Arbeit von Schwarzer über die DDR-Wirtschaft: Oskar Schwarzer, Sozialistische Zentralplanwirtschaft in der SBZ/DDR. Ergebnisse eines ordnungspolitischen Experimentes (1945-1989), Stuttgart 1999. Ebenso verzichtet Weimer in seiner deutschen Wirtschaftsgeschichte auf jedwede Stellungnahme zur Wirtschaftsreform in der DDR: Wolfgang Weimer, Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Von der Währungsreform bis zum Euro, Hamburg 1998.

<sup>15</sup> Die jüngste Veranstaltung der „Hellen Panke“ über das NÖS, ein workshop „Entstehen und Abbruch des Neuen Ökonomischen Systems in den sechziger Jahren“, fand am 27.1.2000 statt.

<sup>16</sup> Die zweite NÖS-Konferenz des Jenaer Forums fand am 27./28.4. 2001 statt.

<sup>17</sup> Ein Kolloquium der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen mit dem Thema „Ist sozialistische Marktwirtschaft möglich? Pro und Kontra“ fand am 21.4. 2001 statt. (Vgl. dazu den Bericht von Dieter Janke sowie den Beitrag von Horst Richter in diesem Heft, Anm. d. Red.)

<sup>18</sup> Jörg Roesler, Forschungen zur Wirtschaftsgeschichte der DDR, in: Marxistisches Forum H. 21-22/1999, S. 12.

schäftigten, die Auffassung gemeinsam ist, dass die SED-Führung die Wirtschaftsreform ernst meinte, so existieren doch unterschiedliche Auffassungen darüber, ob mit dem NÖS auch ein wirtschaftspolitischer Paradigmenwechsel beabsichtigt war, wie ebenso darüber, ob und wie tief die Wirtschaftsreform die Gesellschaft im Osten veränderte. Oftmals eine ausschlaggebende Rolle für die Beurteilung des NÖS spielte dabei die spezifische Sicht, von der aus die Reform betrachtet wird. Ich habe 1998 in einem die NÖS-Literatur der 90er Jahre analysierenden Artikel gemeint, fünf verschiedene Sichtweisen ausmachen zu können: Die innenpolitische, die gesellschaftspolitische, die außenpolitische, die wirtschaftspolitische und die ordnungspolitische.<sup>19</sup> Von den von mir unterstellten Sichtweisen auf die DDR-Wirtschaftsreform der 60er Jahre sind zwei in erster Linie für das Thema dieses Beitrages interessant: Die wirtschaftspolitische und die ordnungspolitische. Vertreter beider „Sichtweisen“ mussten zu der Frage Stellung nehmen, inwieweit es sich beim NÖS um den Versuch handelte, den Markt in die Wirtschaftsgestaltung mit einzubeziehen und in welchem Maße dies gelang bzw. misslang.

### 3. Das NÖS als Synthese von Plan und Markt

Eine Mehrheit derjenigen, die über das NÖS unter wirtschafts- oder ordnungspolitischen Gesichtspunkten nachgedacht haben, vertritt die Auffassung, dass die „Plandominanz“ in der Wirtschaft der DDR auch in der Reformperiode ausgeprägt blieb und demgegenüber die durch den Übergang zum Gewinn als Hauptkennziffer der Leistungsbewertung der Betriebe angestrebte Marktausrichtung der Unternehmen der Planung stets eindeutig untergeordnet blieb. André Steiner, unter den Wirtschaftshistorikern zweifellos derjenige, der sich am intensivsten mit dem Wirtschaftsmechanismus des NÖS auseinander gesetzt hat, charakterisiert das Verhältnis von Plan und Markt im Konzept des NÖS so: „Die Planung war zwar dezentriert, von Details befreit und sollte stärker perspektivisch orientiert werden, aber die grundsätzlichen Aufgaben und die wesentlichen Verteilungsproportionen bestimmten die zentralen Instanzen, letztlich das SED-Politbüro.“ Zwar hätten in der Reformphase finanzwirtschaftlich orientierte Lenkungsinstrumente einen „deutlich höheren Stellenwert“ erlangt. „Dieses System wirtschaftlicher Anreize wurde (allerdings) in Übereinstimmung mit dem Plan ebenfalls zentral festgesetzt und sollte dafür sorgen, dass die Wirtschaftseinheiten den ihnen ... eingeräumten Handlungsspielraum dazu nutzten, sich möglichst effizient in die zentral bestimmte Grundrichtung zu bewegen.“<sup>20</sup>

Zu ganz ähnlichem Ergebnis wie Steiner aus dem Studium der Akten kommt Siegfried Wenzel, ehemals stellvertretender Vorsitzender der Staatlichen Plankommission, auf der Grundlage der Verarbeitung seiner damaligen Erfahrun-

<sup>19</sup> Jörg Roesler, Das NÖS als Wirtschaftskonzept, in: Deutschland Archiv 3/1998, S. 383-398.

<sup>20</sup> André Steiner, Die DDR-Wirtschaftsreform der sechziger Jahre. Konflikt zwischen Effizienz und Machtkalkül, Berlin 1999, S. 551.

gen, wenn er über die im Sommer 1963 verabschiedete „Richtlinie des NÖS“ schreibt: „Es wurde formuliert, dass die ‚Ausarbeitung und vor allem die Erfüllung der Planaufgaben vorwiegend mit Hilfe eines *in sich geschlossenen Systems ökonomischer Hebel*‘ gewährleistet werden müsse. Die materielle Interessiertheit solle so gestaltet werden, dass .... jeder Betrieb, jeder Werktätige ökonomisch daran interessiert ist, die Aufgaben der Planung durch Erreichung eines hohen Nutzeffektes zu erfüllen. Auf diese Weise sollte die Leitung der Wirtschaft auf der Grundlage des Planes vorwiegend mit ökonomischen Mitteln erfolgen. Durch das *in sich geschlossene System ökonomischer Hebel* sollte das Prinzip durchgesetzt werden, was der Gesellschaft nutzt, muss auch jedem Einzelnen nutzen; und umgekehrt, was der Gesellschaft schadet, muss auch jedem Einzelnen materielle Nachteile bringen.“<sup>21</sup>

Wenzels ehemaliger Kollege Claus Krömke hat das NÖS auch als ein Modell beschrieben, „das die Planung als Kern beibehielt, aber allein nur mit der Planung nicht auskommen wollte“.<sup>22</sup> Krömke weist ausdrücklich darauf hin, dass es beim NÖS „nicht nur um eine einfache Vervollkommnung ging, sondern um ein wirklich neues Modell“ und vermerkt dazu noch: „Ulbricht erklärte de facto das sowjetische Modell der rein administrativen und operativen Planung, ohne es so auszusprechen, für die Entwicklungsbedingungen der DDR als untauglich.“<sup>23</sup>

Krömke geht damit hinsichtlich der Abkehr von der zentralen Planung im Modell des NÖS weiter als Steiner, doch nicht so weit wie ein anderer ehemaliger Ökonomeprofessor und Wirtschaftsfunktionär der 60er Jahre, Herbert Wolf, der zusammen mit einer Minderheit von NÖS-Forschern für die 60er Jahre von einer „angestrebten planmäßig regulierten Marktwirtschaft“ bzw. einer sich *vermittels des Marktes ... realisierenden Planwirtschaft*“ spricht.<sup>24</sup> In einer anderen Veröffentlichung formulierte Wolf seine Auffassung über die Steuerung im NÖS als „konsequentes Koppeln der gesamtwirtschaftlichen Planziele mit der marktorientierten Wirtschaftstätigkeit der Unternehmen“.<sup>25</sup>

Wie weit gelang es aber, die Ansätze einer Marktreform, ob nun mehr plan-dominiert oder stärker durch Marktregulierung geprägt, in den 60er Jahren zu verwirklichen?

<sup>21</sup> Siegfried Wenzel, Was war die DDR wert? Und wo ist dieser Wert geblieben? Versuch einer Abschlussbilanz, Berlin 2000, S. 207.

<sup>22</sup> Claus Krömke, Das „Neue ökonomische System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft“ und die Wandlungen des Günter Mittag, (hefte zur ddr-geschichte Nr. 37), Berlin 1996, S. 8.

<sup>23</sup> Ebd., S. 8, 9.

<sup>24</sup> Herbert Wolf, Hatte die DDR je eine Chance? (Sozialismus extra), Hamburg 1991, S.29.

<sup>25</sup> Herbert Wolf, Wie war das mit dem Neuen Ökonomischen System? In: Neues Deutschland vom 2./3. 3. 1991.

#### 4. Der Einfluss von Plan und Markt auf die Wirtschaftspraxis der 60er Jahre

Die Auffassung, dass sich das NÖS „auf dem Papier“ ganz gut als marktbeeinflusste Planwirtschaft oder plangesteuerte Marktwirtschaft machte, in der Praxis aber vieles, wenn nicht alles beim Alten, d.h. beim zentralistischen Planungssystem sowjetischen Typs blieb, ist unter denjenigen, die in Ostdeutschland über das NÖS publiziert haben, recht verbreitet. So heißt es bei Krömke: „Es gab eine echte Scheu davor, die sogenannten ökonomischen Hebel wirklich zum Leben zu erwecken. ... Das NÖS als *in sich geschlossenes System* wurde nie Realität.“<sup>26</sup> Vieles blieb „nur Kosmetik, wo es um Substanz gegangen wäre. Wir dürfen die Träume von damals nicht nachträglich zur Realität erklären.“<sup>27</sup> Steiner dagegen, hinsichtlich des konzipierten Plan-Markt-Verhältnisses mit Krömkes Meinung nicht so verbunden, ist der Auffassung, dass sich das Verhalten der Betriebe während der Dauer des NÖS durchaus änderte: „Trotz der grundsätzlichen Schwächen, die Dynamik verhinderten und die herkömmlichen Ineffizienzen nicht beseitigten, brachte die Reform aber auch begrenzte Fortschritte. Ohne die Hortung (von Materialien, Arbeitskräften) grundsätzlich zu beseitigen, sorgten 1968/69 die gewachsenen Freiräume der Wirtschaftseinheiten bei der Gestaltung ihrer Verflechtungsbeziehungen ... dafür, dass die Ressourcen besser genutzt wurden. ... Einen gewissen, aber keinesfalls zu überschätzenden Einfluss darauf hatte ... die Eigenerwirtschaftung der Mittel“.<sup>28</sup> Dem Autor zufolge, der sich auf der Grundlage von Wirtschaftsakten für die Einwirkungen des NÖS auf den mikroökonomischen Bereich interessiert, „lässt sich die Wirkung des neuen Gewinnkonzeptes bis in den Betriebsalltag nachweisen“. Allerdings seien es weniger die Arbeiterschaft als die Betriebsleitung gewesen, die sich bewusst auf die veränderten Produktions- bzw. Verwertungsbedingungen eingestellt und ihre Managementmethoden verändert hätten.<sup>29</sup>

Meiner Meinung nach ist das NÖS nicht daran gescheitert, dass im Modell oder bei der praktischen Verwirklichung den ökonomischen Hebeln zu wenig Raum gegenüber dem Plan eingeräumt wurde. Eine wesentliche innere Ursache dafür, dass das veränderte Verhältnis von Plan und Markt sich in der Wirtschaft der DDR nicht auf Dauer durchsetzen konnte, sehe ich in einer überambitionierten Wirtschaftspolitik im letzten Drittel der 60er Jahre, die nach der Umbenennung des NÖS in „Ökonomisches System des Sozialismus“(ÖSS) auf dem VII. Parteitag der SED 1967 auch als ÖSS-Phase bezeichnet wurde. „Die inhaltlich offene Reform barg ... die Gefahr in sich, dass man dem Reformprojekt immer mehr aufbürden und die Reform schließlich überlasten konnte“.

<sup>26</sup> Claus Krömke, Das NÖS, a. a. O., S. 22, 25.

<sup>27</sup> Ders., Das „Neue ökonomische System“, S. 21.

<sup>28</sup> André Steiner, Die DDR-Wirtschaftsreform, a. a. O., S. 555.

<sup>29</sup> Jörg Roesler, Das NÖS, a. a. O., S. 394.

Die Reformer haben einerseits – wie schon in der Phase des NÖS – die Steigerung der betriebswirtschaftlichen Effektivität auf dem Wege der Erhöhung der Selbständigkeit der Betriebe „bis hin zu deren eigenverantwortlicher Entscheidung über Investitionen“ betrieben. „Andererseits verfolgten die Reformer eine Politik der Steigerung der volkswirtschaftlichen Effektivität durch den Versuch radikaler strukturelle Modernisierung, was stärkere Zentralisierung, vor allem auch der Investitionen, bedeutete. Abgesehen von allen anderen Widersprüchen und Unzulänglichkeiten, deren Lösung zweifellos Jahre in Anspruch genommen hätte, war es vor allem diese wirtschaftspolitische Doppelstrategie, die zur Überfrachtung und letztlich Aushebelung der Wirtschaftsreform führte, in dem sie nicht nur Engpässe und Disproportionen schuf, sondern vor allem Zweifel in die Sinnhaftigkeit und Machbarkeit des gesamten Reformprojektes weckte.“<sup>30</sup>

Ganz ähnlich ist auch Wolf der Meinung, dass die Wirtschaftsreform nicht an der Summe der Unzulänglichkeiten gescheitert ist, sondern daran, dass einige Reformmaßnahmen „mit derart überzogener Hast und so überdimensioniert durchgezogen wurden, dass sich negative statt positiver Wirkungen breit machten – bis dann im Herbst 1970 die innere Fronde der Parteiführung die Abkehr von der gesamten Reform einleiten konnte.“<sup>31</sup>

Auf die Fronde gegen Reform-Befürworter Ulbricht innerhalb der Parteiführung bezieht sich auch Wenzel, wenn er „einen entscheidenden Grund für das Scheitern des NÖS“ darin sieht, dass „seine Grundideen mit der Hauptdoktrin des Gesellschaftsmodells, wie es sich mit der Oktoberrevolution herausgebildet und entwickelt hatte, d.h. mit der führenden Rolle der Partei, in Kollision kam.“<sup>32</sup> So tief auch das Misstrauen der Orthodoxen in der Parteiführung gegenüber dem NÖS war – so lange die Reform erfolgreich blieb, mussten sie die Reformer gewähren lassen. Erst als die Reform – mit zuviel und einander widersprechenden Zielen bestückt – in Turbulenzen geriet, war es möglich, das NÖS in Frage zu stellen und zum alten sowjetischen Modell der Leitung und Planung zurückzukehren. Deshalb formuliert Wenzel: „Das Tragische am Scheitern des NÖS ist die Tatsache, dass es eigentlich von seinen Hauptprotagonisten selbst ausgehebelt wurde.“<sup>33</sup>

Der hier wiedergegebenen Diskussion um die Gründe für das Scheitern der DDR-Wirtschaftsreform kommt im Kontext dieses Beitrages insofern eine besondere Rolle zu als nur diejenigen, die meinten, dass es bei besserer Abstimmung

<sup>30</sup> Ders., Scheiterte das NÖS vor allem wirtschaftspolitisch? In: „...eine spannende Periode ...“, a. a. O., Teil 2, S. 90.

<sup>31</sup> Herbert Wolf, Verhältnis von Ökonomie und Politik in der DDR – Möglichkeiten und Realitäten ihrer Entwicklung, in: Ludwig Elm/Dietmar Keller/Reinhard Mocek, Ansichten zur Geschichte der DDR, Bd. VI, Bonn/Berlin 1996, S. 63.

<sup>32</sup> Siegfried Wenzel, Das NÖS - Hoffnungsvoll, aber unvollendet, in: „... eine spannende Periode...“ Teil I, a. a. O., S. 30.

<sup>33</sup> Ebd., S. 33.

von Plan- und Marktelementen im Detail oder bei günstigerer Einbettung in die Gesamt-Wirtschaftspolitik funktionstüchtig geblieben wäre, soweit gehen konnten, das NÖS auch als einen Erfahrungsschatz zu betrachten, aus dem man für zukünftige Modelle eines nicht nur oder überwiegend marktwirtschaftlich bestimmten Wirtschaftssystems lernen könne.

## 5. Das NÖS als Erfahrungsschatz für eine zukünftige Gestaltung der Beziehungen von Planung und Marktsteuerung

Geht man dagegen davon aus, dass das NÖS scheiterte, weil es ein ordnungspolitisches Kunstprodukt war, der Versuch, zwei unvereinbare Prinzipien – das der Steuerung über den Plan und der Regulierung über den Markt – zu verbinden bzw. beide miteinander zu versöhnen, dann wird es für die Entwicklung sozialistischer Alternativen ohne Interesse sein. Unter der Annahme der Plan-Markt-Dichotomie musste die DDR-Wirtschaftsreform zwangsläufig scheitern – so etwa, wie es die Wirtschaftshistorikerin Margit Grabas beschreibt. Ausgehend von den Problemen der DDR-Wirtschaft, die durch eine überfordernde Wirtschaftspolitik verursacht wurden, heißt es bei ihr: „Es gab nur eine Möglichkeit, die damalige Wirtschaftskrise (1969/70) zu überwinden: die Inkonsistenz der Wirtschaftsordnung musste beseitigt werden. Dafür boten sich unter ordnungspolitischem Aspekt zwei Optionen an. Entweder konnte man versuchen, den Annäherungsprozess an die Marktwirtschaft, wie er mit dem ‚Neuen ökonomischen System‘ bereits eingeleitet war, zielstrebig und konsequent voranzutreiben. ... Oder aber man konnte versuchen, durch eine Rezentralisierung des Wirtschaftssystems zu den ordnungskonformen Prinzipien und Struktur des Zentralverwaltungssystems zurückzukehren.“ Die Herrschaftseliten der DDR entschieden sich für die zweite Option ...<sup>34</sup> Eine ähnliche Auffassung findet sich auch bei Steiner und Krömke.<sup>35</sup>

Andere Forscher dagegen haben die Auffassung vertreten, dass das NÖS mehr ist als ein Stück DDR-Vergangenheit. Schon Ende 1990 urteilte ich selbst in der ersten nach der Wende erschienenen Publikation über das NÖS in Deutschland, mit diesem Wirtschaftsmechanismus hätte es die Möglichkeit gegeben, unter günstigeren Umständen „eine dynamische konkurrenzfähige DDR-Wirtschaft zu erreichen und so die Existenz der DDR als sozialistischen deutschen Staat zu sichern“<sup>36</sup> In einer 1993 veröffentlichten Publikation über die Wirtschaftsreform in der DDR ordnete ich das NÖS in das Konzept von einer lebensfähigen „gemischten Wirtschaft“ ein. „Aus dieser Sicht handelt es sich bei den Reformern keineswegs um Phantasten, beim NÖS keineswegs um

<sup>34</sup> Margit Grabas, Die DDR zwischen Emanzipation und Systemzwang – Die ambivalente Modernisierung der 1960er Jahre, in: Wolfram Fischer/Uwe Müller/Frank Zschaler (Hrsg.), Wirtschaft im Umbruch, St. Katharinen 1997.

<sup>35</sup> André Steiner, Die DDR-Wirtschaftsreform, a. a. O., S. 55ff.; Claus Krömke, Das Neue Ökonomische System, a. a. O., S. 19ff.

<sup>36</sup> Jörg Roesler, Zwischen Plan und Markt, a. a. O., S. 162.

einen stümperhaften Versuch, der am wesentlichen vorbeizielte, sondern um einen mutigen Schritt ... in Richtung einer marktorientierten pragmatischen Wirtschaftspolitik.<sup>37</sup> Diese Auffassung wurde später bekräftigt und für das NÖS-Konzept, das ich als ein Dokument „aufgeklärter Planwirtschaft“ begreifen würde, Berücksichtigung bei Überlegungen für eine Alternative zur „Marktwirtschaft pur“ angemahnt.<sup>38</sup>

Die Ablehnung des Neoliberalismus ist nicht nur für den Autor dieses Beitrags, sondern auch für eine ganze Reihe von weiteren NÖS-Autoren Anlass gewesen, die streng historische Betrachtungsweise der DDR-Wirtschaftsreform der 60er Jahre zu überwinden, und sich, den Erfahrungsschatz aus der NÖS-Zeit auswertend, über alternative Wirtschaftsmodelle zu äußern.

So schließt Wenzel aus der Geschichte des NÖS, dass „die Verwirklichung einer wissenschaftlich begründeten Planung und ihre Verbindung mit durch Rahmenbedingungen gesellschaftlich kontrollierten Marktmechanismen ein Hauptweg der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung werden muss und werden kann.“ Die Akzeptanz des Marktmechanismus aber habe Konsequenzen für das Eigentum. Es bestehe „ein direkter Zusammenhang zwischen einem funktionierenden marktwirtschaftlichen Regelmechanismus und der Existenz von Privateigentum an Produktionsmitteln.“ Hinsichtlich der Eigentumsfrage, so Wenzel, „scheint die eigentliche Streitfrage offensichtlich heute und morgen nicht zu sein, ob es in der nahen und mittleren Zukunft eine Marktwirtschaft ohne Privateigentum geben kann oder nicht. Die zu beantwortete Frage ist, wie viel Privateigentum an Produktionsmitteln ist nötig, oder anders ausgedrückt, wie viel Staatseigentum bzw. Vergesellschaftung ist zulässig, damit der marktwirtschaftliche Regulationsmechanismus, ohne den eine Entwicklung der modernen Produktivkräfte in absehbarer Zeit nicht vorstellbar ist, wirksam bleibt.“<sup>39</sup> Zu ganz ähnlichen Schlussfolgerungen bezüglich Wirtschaftsmechanismus und Eigentumsfrage für eine sozialistische Alternative zum Neoliberalismus ist aus der Analyse der Wirtschaftsreform der DDR Steinitz gekommen, der sich darüber hinaus auch zum in Zukunft anzustrebenden Verhältnis von Wirtschaft und Gesellschaft geäußert hat.

Das ökonomische Regulierungssystem einer sozialistischen Wirtschaft, so Steinitz, „setzt nach den Erfahrungen des NÖS voraus, dass die zur Anwendung gelangenden ökonomischen Instrumente und Mechanismen, insbesondere Preis, Gewinn – Gewinnsteuern und Gewinnverwendung im Betrieb –, Kredit, auf den realen Marktprozessen basieren ... Hieraus folgen einige Konsequenzen für die Begründung einer sozialistischen Eigentums politik: Die bloße Gegenüberstellung Verstaatlichung oder Änderung der Verfügungsgewalt über das Eigentum ist vereinfacht und löst das Problem nicht. Eine zukünftige so-

<sup>37</sup> Jörg Roesler, Das Neue Ökonomische System – Dekorations- oder Paradigmenwechsel? (hefte zur ddr-geschichte Nr. 3), Berlin 1993, S.17f.

<sup>38</sup> Jörg Roesler, Das NÖS, a. a. O., S. 397f.

<sup>39</sup> Siegfried Wenzel, Was war die DDR wert?, a. a. O., S. 256/57, 258, 260/61.

zialistische Lösung der Eigentumsfrage verlangt, dass die konkrete Ausgestaltung der verschiedenen Formen des Gemeineigentums ... eine relativ eigenständige Verfügung über das Eigentum durch die Betriebe gewährleisten muss. Das eigentliche Problem besteht darin, die Rahmenbedingungen für die Betriebe und für das Austragen von Interessenkonflikten zwischen betrieblichen und gesellschaftlichen Interesse so zu gestalten, dass ein wirksames Interesse an Innovationen, an einer hohen Effizienz und Wertschöpfung gesichert wird und zugleich übergeordnete, vor allem soziale und ökologische Erfordernisse durchgesetzt werden können. Die Pluralität der Eigentumsformen gewinnt unter diesem Aspekt besondere Bedeutung ...“<sup>40</sup> Bezogen auf die Einflussnahme der Gruppen im Politbüro zunächst unter Ulbricht und dann unter Honecker auf Verlauf und Abbruch der Wirtschaftsreform kommt Steinitz schließlich zu dem Schluss, dass „die Erfahrungen des NÖS bestätigen, dass sowohl eine Vorseibständigung der Wirtschaft gegenüber der Gesellschaft als auch eine Missachtung ihrer eigenständigen Erfordernisse in die Irre, oft zu irreversiblen Schäden führt.“<sup>41</sup>

Vor allem an den Überlegungen von Wenzel und Steinitz, aber auch anderer NÖS-Forscher wird deutlich, dass die 1990 unter der Wucht der Vereinnahmung der DDR-Planwirtschaft durch den westdeutschen Kapitalismus abgebrochene Diskussion „um ein humanes und rationelles Wirtschaftssystem“<sup>42</sup> nach Jahren der Abstinenz der Ostdeutschen wieder aufgelebt ist, dank der Diskussion über oder - wenn man so will - auf dem Umweg über das NÖS.

<sup>40</sup> Klaus Steinitz, Können aus dem NÖS Erkenntnisse für eine sozialistische Alternative gewonnen werden? in: -“ ... eine spannende Periode ...“, a. a. O., T. 1, S. 46.

<sup>41</sup> Ebd., S. 47.

<sup>42</sup> Vgl. Manfred Wöfling, Für ein humanes und rationelles Wirtschaftssystem, in: Initial 2/1990, S. 127ff.

## Zur Kritik des „Marktsozialismus“

In der Linken hat sich weitgehend eine Affirmation des Marktes durchgesetzt.<sup>1</sup> Die v.a. für die Ökologieproblematik relevanten, weil desaströsen Folgen der Bepreisung<sup>2</sup> werden ebensowenig als Grenze des Marktes wahrgenommen wie die gesellschaftlichen Verhältnisse, die mit der verallgemeinerten Warenproduktion und -zirkulation impliziert sind. Auf diese zweite Problemdimension konzentriere ich mich in Auseinandersetzung mit einigen Argumenten, die im Plädoyer für „Marktsozialismus“ eine Rolle spielen. Gezeigt werden Schwierigkeiten von Konzepten, die den Markt sozial 'einbetten' wollen.<sup>3</sup>

### Verallgemeinerte Warenzirkulation und ungesellschaftliche Gesellschaftlichkeit

Marx' Warenanalyse hält einige grundlegende Abstraktionen der Vergesellschaftungsweise fest (vgl. eingehender Creydt 2000/123 ff.). Zusammenfassend kann von einer Dekomponierung und Desaggregation zugunsten verfassbarer Waren gesprochen werden. Individuell zu konsumierende (im Unterschied zu gesellschaftlichen) 'Lösungen' von Problemen<sup>4</sup> werden zum will-

<sup>1</sup> Nachteile des Marktes seien aufgrund seiner Vorteile in Kauf zu nehmen: „Der Mangel marktformiger Allokation der gesellschaftlichen Ressourcen liegt darin, daß sich erst nach der Produktion entscheidet, ob das Produkt einen Gebrauchswert hat und gesellschaftlich durchschnittlichen Produktivitätsbedingungen entspricht. Mithin können sich die Arbeitsresultate ganzer Produktionszweige bei der Veränderung von Arbeitsprozessen und Bedürfnisstrukturen als unnützlich erweisen. Dieser Mangel muß bewußt in Kauf genommen werden, will man nicht in autoritäre Formen der Diktatur über die Bedürfnisse verfallen.“ (Bischoff 1991/44)

<sup>2</sup> Vgl. überzeugend Kraemer 1997, Kapitel IV.

<sup>3</sup> „Denkbar ist ein Gesellschaftsmodell, das zwar Kapitalverwertung und Profit zuläßt, aber in einer politisch kontrollierten ... Form.“ (Hirsch 1990/181) „Sozialismus muß aufgefaßt werden als die Einbindung der (kapitalistischen) ökonomischen Rationalität ... in demokratisch ausgearbeitete Rahmenbedingungen zur Erreichung demokratisch festgesetzter Ziele.“ (Gorz 1991/114)

<sup>4</sup> Ein Beispiel: „Die auf dem Wuchern von Einfamilienhäusern gründende Urbanisierung nährt die Illusion, daß das Problem des Raums und des Wohnens in der Stadt eine individuelle Lösung erlaubt. Die Reihenhaushäuser sind Negationen der Stadt, sie bieten jeder Familie den Schein einer nicht-kollektiven, fast ländlichen Lösung des Wohnungsproblems.“ (Gorz 1984/31) Die ökologischen Folgen sind beträchtlich: Die jeweils privat aneignbaren Waren stellen eine ungeheure Verschwendung von Energie und Rohstoffen sowie ein Übermaß an Abfall im Vergleich zu kollektiv nutzbaren Gütern dar. Die 'Lösung' der Wohnungsfrage qua Eigenheim führt zur Zersiedelung, zu einem übermäßigen Flächenverbrauch, zur Vermutung von Ressourcen für Transporte. Private Angebote werden verkaufbar, wo gesellschaftliche Problembearbeitung strukturell versperrt bleibt. Die Förderung der Bahn entspricht der Waren- und Profitproduktion weniger als die des Autoverkehrs. Auch die private Aneignung von Haushaltsgeräten zollt einen hohen Tribut an Energie und Rohstoffen dem Besitzindividualismus sowohl für die Herstellung unterausgelasteter Geräte als auch für den Verbrauch in zahlenmäßig wachsenden suboptimal kleinen Haushalten (Individualisierung; Singles).

kommenen Anlaß, Waren abzusetzen. Die bereits in der Warenanalyse enthaltenen Ausblicke auf ein Zivilisationsmodell der bürgerlichen Gesellschaft zeigen ebenso einen „Reichtum“, der aus einer Vielfalt partikularisierter Güter besteht, wie eine Indifferenz nicht nur zwischen den verschiedenen Gütern und Bedürfnissen, sondern auch eine „Gleichgültigkeit der Konsumierenden und Produzierenden zueinander“ (GR 78f.). Einbegriffen ist die Rücksichtslosigkeit gegenüber Voraussetzungen, die Verkehrung des Mangels des einen zur positiven Anlagefläche für den anderen und das Verschenken symbiotischer und synergetischer Möglichkeiten.

Nehmen ist der Zweck, Geben das Mittel. Geben macht vielleicht selig, Nehmen aber reich. In ihrem unmittelbaren, exklusiven, d.h. andere ausschließenden Privat-Interesse liegt die Wechselseitigkeit nicht.<sup>5</sup> Ungesellschaftliche Gesellschaftlichkeit heißt: Gesellschaftliche Kooperation findet in partikularen, privaten und exklusiven Perspektiven einzelner Einzelner, die autonom disponieren, ihr individuelles Motiv. Umgekehrt vermag sich jedes private Interesse nur über gesellschaftliche Kooperation zu realisieren.<sup>6</sup> Da Kooperation in der Warensphäre „im Rahmen wechselseitiger Versuche statt(findet), jenes verbindende Zusammenwirken im Sinnhorizont partikularer Ambitionen zu definieren und zu überformen“ (Prodoehl 1983/75), provoziert die Rede von gesellschaftlicher Allgemeinheit und Gemeinsamkeit nicht nur dort, wo es geboten erscheint, den Verdacht des Übervorteiltdens. Und nicht zu selten radikalisiert sich das Mißtrauen bis zum Misanthropismus.

Die Dominanz eines Interessentypus des Verkaufens und Kaufens ausgehend von partikularen Interessen hat gravierende Folgen für die soziale Synthesis. Es erscheint als vollkommen selbstverständlich, daß „die wechselseitige und allseitige Abhängigkeit der gegeneinander gleichgültigen Individuen ihren gesellschaftlichen Zusammenhang“ bildet (GR 74). In rational-choice-Theorien<sup>7</sup> wird die Maxime, die Vorteile von Kollektivgütern auszunutzen, ohne einen eigenen Beitrag zu ihrer Erstellung (Trittbrettfahrerverhalten) oder Erhaltung („Almendeproblem“) zu leisten, beeindruckend und ohne moralisierende Pseudoalternative in ihren Folgen vergegenwärtigt. Analysiert werden die Probleme, in die ein Handeln kommt, das das egoistische Nutzenkalkül übersteigen soll, wenn die dafür notwendige soziale Koordination und Kooperation nicht möglich ist („Gefangenendilemma“). Die rational-choice-Theoreme arti-

<sup>5</sup> „Die Universalität der Arbeit und des Arbeitsprodukts realisieren sich also durch ihre Negation, denn auf dem Markt beziehen sich Käufer und Verkäufer nicht als gesellschaftliche Subjekte aufeinander, sondern als miteinander konkurrierende Privatindividuen.“ Die Tendenzen zur „Universalisierung und Homogenisierung des gesellschaftlichen Lebens“ und „zur Zergliederung und Individualisierung desselben“ koexistieren (Marmora 1983/78).

<sup>6</sup> „Subjektive Fähigkeiten und Bedürfnisse sind nur privat verwertbar, insofern sie den Horizont privater Verwertungsberechnungen transzendieren und können gleichzeitig diesen Horizont nur dadurch transzendieren, daß sie beständig auf eben dieses Schnittmuster privaten Wertkalküls reduzierbar sind.“ (Prodoehl 1983/98)

<sup>7</sup> Vgl. für einen instruktiven Überblick Braun 1999.

kulieren auf ihre Weise die Schranke des Interessenkonzepts, das im Rahmen der Warenzirkulation und -produktion herrscht. Im rational-choice-Konzept mit seiner Universalisierung *dieses* Interessentypus erscheint eine einem sozialistischen Gesellschaftstypus eigene gesellschaftliche Assoziation als nicht vorstellbar. Für sie müßten, wie Marx es in der Kritik des Gothaer Programms formuliert, die engen Grenzen des bürgerlichen Rechtshorizonts überstiegen werden.

Der Rechtsstandpunkt einer Symmetrie zwischen Leistungen wird nicht allein aus der Voraussetzung gegeneinander isolierter und gleich-gültiger Rechtsgüter und Rechtssubjekte problematisch, sondern auch dort, wo der Leistungsanteil des einzelnen immer weniger herauspräpariert werden kann, da seine Arbeit in zunehmendem Maße auf die Kooperation mit anderen angewiesen ist, seien sie nun als Mitarbeitende unmittelbar, als Erbringer von Vorleistungen und Infrastrukturvoraussetzungen mittelbar präsent oder handele es sich um die „Benutzung der Arbeit Früherer“ (MEW 25/114). Die Grenze des Werts wird dort erreicht, wo die unmittelbare Arbeit in keinem Verhältnis mehr steht zu den Agentien, die sie in Bewegung setzt. Die Bemessung dieses in Bewegung gesetzten Potentials nach der sozusagen (idealiter nur mehr katalytischen) Arbeitstätigkeit wird obsolet. Zu diesen Agentien der „allgemeinen Arbeit“ (Marx) gehören ebenso die „Einverleibung ungeheurer Naturkräfte und der Naturwissenschaft in den Produktionsprozeß“ (MEW 23/408), deren Anwendungskosten in keinem Verhältnis steht zu deren Entdeckungs- und Entwicklungskosten, wie die allgemeinen gesellschaftlichen Vermögen der Kooperation. Der Anteil der gesellschaftlichen Voraussetzungen der jeweiligen Arbeit wächst geschichtlich. Im gleichen Maße wird der enge utilitaristische Standpunkt einer Wertäquivalenz der getauschten Güter ebenso zunehmend unverhältnismäßig. Die Folgen, die schon die Warenproduktion und -zirkulation für die Subjektivität der Individuen aufweisen, klammere ich aus.<sup>8</sup>

<sup>8</sup> Nur eine der hier einschlägigen Argumentationen sei kurz vorgeführt: Bei über Arbeit(en) im weitesten Sinne verbundenen Subjekten weiß ich „meine Lebensziele als etwas, das von seinen (des Mitmenschen – Verf.) Fähigkeiten ermöglicht oder bereichert wird. ... Sich in diesem Sinne symmetrisch wertzuschätzen heißt, sich reziprok im Lichte von Werten zu betrachten, die die Fähigkeiten und Eigenschaften des jeweils anderen als bedeutsam für die gemeinsame Praxis erscheinen lassen. Beziehungen solcher Art sind 'solidarisch' zu nennen, weil sie nicht nur passive Toleranz gegenüber, sondern affektive Anteilnahme an dem individuellen Besonderen der anderen Person wecken: Denn nur in dem Maße, in dem ich aktiv dafür Sorge trage, daß sich ihre mir fremden Eigenschaften zu entfalten vermögen, sind die uns gemeinsamen Ziele zu verwirklichen.“ (Honneth 1993/263 und 169) Solidarität in diesem Sinne wäre notwendig, um ein wesentliches Hindernis von Selbstgestaltung von Gesellschaft zu mindern: die psychische Selbstabsorption der Individuen. Für die Individuen meint 'Ungezwungenheit' nicht einfach „Abwesenheit von externem Zwang oder Einfluß, sondern muß zugleich auch das Fehlen von inneren Blockierungen und Hemmungen bedeuten; diese zweite Form der Freiheit aber ist nur als das durch die Wertschätzung anderer erworbene Vertrauen zu verstehen, das den eigenen Fähigkeiten und Eigenschaften entgegengebracht wird. Insofern hängt die Freiheit der Selbstverwirklichung von der Voraussetzung von Gemeinschaften ab, in denen die Subjekte sich im Lichte gemeinsam geteilter Ziele wechselseitig wertschätzen.“ (Honneth 1993/264)

Auch spieltheoretische Überlegungen zur Etablierung einer über kurzfristige Interessen hinausgehenden gemeinsamen vertrauensvollen Handlungsfähigkeit, in der sich die Sanktions-, Kontroll- und Transaktionskosten reduzieren ließen, erreichen noch nicht das Niveau, wie es mit der „allgemeinen Arbeit“ sich etabliert. Die gesellschaftlich herrschende kapitalistische Form erlaubt es nicht, die in ihr gegebenen Möglichkeiten wirklich werden zu lassen. Es handelt sich um Maßnahmen dafür, „die Möglichkeit der Teilnahme an dem allgemeinen Vermögen für die Individuen“ zu sichern – „durch die öffentliche Macht“ (Hegel, Rechtsphilosophie § 237). Schon Hegel scheint sich in der Begründung dieses Rechts darauf zu stützen, „daß ein Teil des gesellschaftlichen Reichtums weder der Arbeit oder der Erfindung von Individuen oder Gruppen entspringt noch dem Wert von Naturgütern, sondern daraus, daß viele Individuen zusammenarbeiten, und daß dieser Wert jedem Bedürftigen zusteht. Ein solcher rein gesellschaftlicher Wert ist der Überschuß des Werts arbeitsteilig entstandener Produkte über den Wert der Güter, den die Produzenten isoliert hätten hervorbringen können“ (Steinvorth 1998/74). Hier gilt es weiterzudenken und eine Alternative zur gegenwärtigen gesellschaftlichen Synthesis zu konturieren, die diesem Superadditum und dieser Emergenz adäquat ist, statt auf der Grundlage der dekomponierenden und Indifferenz zwischen den verschiedenen Akteuren beinhaltenden Warensphäre politisch gegensteuern zu wollen. Dies scheint mir kurz gesagt ein zentraler Mangel der im folgenden problematisierten Version<sup>9</sup> des Marksozialismus zu sein.

Theoretisch haben deren Vertreter zunächst Recht gegen Lukács<sup>10</sup> und Adorno, insofern ihnen die Warensphäre zum Zentrum der bürgerlichen Welt gerät. So läßt sich die kompliziertere Aufbauordnung der verschiedenen Ebenen des Kapitalismus (Ware, Geld, Kapital, Produktionsprozeß, Akkumulation u.a.) nicht als in sich differenzierte Einheit denken. Wer die „Tauschform als die maßgebende Struktur der Gesellschaft“ auffaßt (Adorno 1969/155) und „die Attribute des Kapitalismus ... aus einer Grundkategorie ... entwickeln“ möchte (Adorno 1973/93, vgl. auch Adorno 1979/209, 307), der bezieht in seine Analyse nicht ein, daß der entwickelten und verallgemeinerten Warenproduktion eine ganze Struktur von „verwickelteren Produktionsbeziehungen, ökonomische Verhältnisse derselben vorausgesetzt sind“ (GR 907): Trennung der Produzenten von Produktionsmitteln, Entfaltung kapitalistischer Produktion usw.<sup>11</sup> Die Zirkulation ist „das Phänomen eines hinter ihr vorgehenden

<sup>9</sup> Eine die genannten Probleme der Vergesellschaftung bearbeitende und nicht auf zentralplanerische Fiktionen zurückfallende 'Sozialisierung des Marktes' begründet überzeugend Elson 1990. Die m.E. gegenüber Marksozialismuskonzepten perspektivenreichere angelsächsische Debatte um Sozialisierung des Marktes und Partizipatorische Planung stelle ich in Aufsätzen in Berliner Debatte Initial H. 3/2001 und in Marxistische Blätter H. 3/2001 vor.

<sup>10</sup> Lukács faßt „die Verdinglichung als allgemeines struktives Grundproblem der bürgerlichen Gesellschaft“ auf und bindet sie an die Warenform (1970/192).

<sup>11</sup> Erst mit dem freien Verkauf der Ware Arbeitskraft „verallgemeinert sich die Warenproduktion und wird sie typische Produktionsform; erst von da an wird jedes Produkt von vornherein für den Verkauf produziert und geht aller produzierte Reichtum durch die Zirkulation hindurch.“

Prozesses“ (GR 166). „Vom Standpunkt der einfachen Zirkulation aber sind diese Verhältnisse ausgelöscht“ (GR 907). Erst aus deren Analyse ergibt sich, warum der Tausch als Schein erscheint, also als selbständig und dann ursprünglich erscheinendes Phänomen, das seine Konstituentien und seine Konstitution nicht mehr aufscheinen läßt.

## Wunsch und Absicht als Eltern marktsozialistischer Theoreme

Allerdings wird dieses Argument auf eine unmittelbare Weise geltend gemacht, die sich politisch eher utopistisch auswirkt. Gegen den „Kurzschluß, die Welt der Warenzirkulation repräsentativ für den ganzen Kosmos kapitalistischer Entfremdung zu nehmen“ (Bischoff, Menard 1990/109), wird niveaugleich die komplementäre Abstraktion gesetzt mit der Zurückführung der Warenwelt in die Bedingung ihres Allgemeinwerdens: das Kapital. Konsequenterweise heißt es dann auch: „Mit dem Kapitalfetisch ist aber der allgemeine Grund aller (!) Unterordnungsverhältnisse herausgearbeitet und es ist historisch die Möglichkeit einer ganz neuen Konstellation von Subjektivität gegeben“ (ebd./111). Mit dem richtigen Rekurs auf die Bedingung des Allgemeinwerdens der Ware werden der allgemein gewordenen Ware ihre eigenen Wirkungen abgesprochen. Allein die ohne Not angenommene Notwendigkeit, die bürgerliche Welt um ein Zentrum herum aufzubauen, führt dazu, ihre verschiedenen Sphären gegeneinander auszuspielen, statt die eigenen Wirkungen der Sphären in einer Analyse zu verbinden, die die Unterschiede der gesellschaftlichen Sphären im Zusammenhang ihrer Einheit zu zeigen vermag. Dafür kann „Einheit“ weder wesenslogisch-essentialistisch noch im Sinn eines gemeinsamen Nenners der Sphären begriffen werden.

Die hier kritisierten Festlegungen<sup>12</sup> sorgen dafür, daß von den mit der Warensphäre gegebenen Trennungen. Indifferenzen und Abstraktionen keine Rede mehr sein muss, als ob sie kein eigenes Problem der Überwindung der bestehenden Gesellschaft beinhalteten. 'Marktsozialismus' lautet dann die politische Perspektive.

Dabei hätten Freunde des 'Marktsozialismus' dem Beispiel Jugoslawiens<sup>13</sup> ei-

(MEW 23/613)

<sup>12</sup> Der Kapitalfetisch wird zur „gesamtgesellschaftlich komplizierteren und mächtigeren Formen von Fetischismus“ (ebd./116) erhoben. Hier wird weniger erklärt als dekretiert. Apodiktisch ist von der „Priorität der Kapitalmystifikationen gegenüber dem Waren- und Geldfetisch“ die Rede (ebd./137). „Nichts als bloß abstrakte Sphäre des kapitalistischen Gesamtproduktionsprozeß“ seien die „Verhältnisse der Warenzirkulation“, „bloße Formen der Vermittlung“ usw. (ebd./108). „Die Subalternität der Subjekte und der Kapitalcharakter ihrer Verhältnisse sind ein und dasselbe.“ (ebd./115)

<sup>13</sup> Der Hinweis ist nicht nur sachlich naheliegend. Die Sympathie für Jugoslawien unter Linken war ebenso verbreitet wie naiv: Ein späterer Mitherausgeber der sich auf den 'Marktsozialismus' festlegenden Zeitschrift „Sozialismus“, Theodor Bergmann, schrieb in „Kritik“, H. 26/1980: „Wenige konnten sich vorstellen, daß man außerhalb des 'Lagers' Kommunist blei-

nige deutliche Hinweise auf die Wirkungen des Marktes ablesen können, die dann besonders 'rein' hervortreten, wenn der Markt nicht einer funktionierenden kapitalistischen Ökonomie eingegliedert ist. Am Markt begegnen sich die verschiedenen (nun: genossenschaftlichen) Betriebe in Konkurrenz zueinander und beziehen sich gleichermaßen extrinsisch auf die durch sie produzierten Güter als auch auf die Nachfrager.<sup>14</sup> In Jugoslawien hat die Abstraktion vom Zusammenhang als Regionenegoismus schließlich seine eigenen tödlichen Wirkungen entfaltet. Schon vorher verwiesen die am betrieblichen Erfolg ausgerichteten Einkommensinteressen<sup>15</sup> die Beschäftigten auf eine (Ab-)Schließung (vgl. Weber 1972/201ff.) der Betriebe im Sinne einer möglichst geringen Zahl der Beschäftigten.<sup>16</sup>

Gegenüber der These, „die Überwindung des Kapitalcharakters der Produktionsmittel ... geht bei umfassender Existenz von Ware-Geld-Beziehungen“ (Krüger 1990/63), ist auf die Argumente dafür hinzuweisen, daß bereits die Waren- und Geldverhältnisse gravierende Schwierigkeiten der Gesellschaftsgestaltung enthalten.<sup>17</sup> Politisch ist immer wieder, ob in der Stamokaptheorie oder bei den 'Marktsozialisten', angenommen worden, die Warensphäre und die ihr eigene Partikularisierung der Reichtumsentwicklung einhegen zu können durch – von der Reihenfolge der Darstellung im 'Kapital' her gesprochen – 'spätere' Strukturen, vornehmlich das Aktienkapital und das Kreditwesen.<sup>18</sup>

ben, daß eine Regierung von Kommunisten ohne und gegen die SU kommunistisch bleiben und das neue Gesellschaftssystem aufrechterhalten könne. Die Jugoslawen haben es bewiesen.“

<sup>14</sup> 'Selbstverwaltung der Betriebe' stellt einen Versuch dar, die Hierarchie im Betrieb zu bearbeiten, nicht aber den Bezug der verschiedenen Arbeiten der verschiedenen Betriebe zueinander. Vgl. auch die innerjugoslawische Debatte um den „Anarcholiberalismus selbstverwalteter Gruppen“ (Stojanovic 1970/130, vgl. ebd. 117ff.).

<sup>15</sup> „Seit 1961 ist der auf dem Markt erzielte Betriebserfolg das wichtigste Kriterium für die Höhe der persönlichen Einkommen. Zielgröße ist für die jugoslawischen 'Kollektivunternehmer' das höchstmögliche Einkommen je Arbeiter.“ (Leman 1976/161)

<sup>16</sup> Vgl. Leipold 1974/30. Die „Monopolisierung der Arbeitsplätze“ (Hof, Wagner 1974/117) steht in der Logik der im 'Marktsozialismus' auftretenden Arbeitskollektive, die eine Intensivierung der Arbeit eher vorziehen, als ihre Erträge mit zusätzlichen Arbeitskräften zu teilen.

<sup>17</sup> „Es kann also nichts falscher und abgeschmackter sein, als auf der Grundlage des Tauschwertes, des Geldes, die Kontrolle der vereinigten Individuen über ihre Gesamtproduktion vorzusetzen“ (GR 76) – gerade weil der Tauschwert und das Geld die im emphatischen Sinne verstandene Gesellschaftsgestaltung 'ersetzen' und ihre grundlegende Abwesenheit aufrechterhalten und befördern (vgl. auch GR 137 und 160). „Es ist ein frommer wie dummer Wunsch, daß der Tauschwert sich nicht zum Kapital entwickle, oder die den Tauschwert produzierende Arbeit zur Lohnarbeit.“ (GR 160)

<sup>18</sup> Hingewiesen wird immer wieder auf Marx' der Analyse nichts hinzufügende politische Bewertung, die Aktiengesellschaften seien zu bewerten als „ein notwendiger Durchgangspunkt zur Rückverwandlung des Kapitals in Eigentum der Produzenten, aber nicht mehr als das Privateigentum einzelner Produzenten, sondern als das Eigentum ihrer als assoziierter, als unmittelbares Gesellschaftseigentum.“ Das Aktienkapital sei „Durchgangspunkt zur Verwandlung aller mit dem Kapitaleigentum bisher noch verknüpfter Funktionen im Reproduktionsprozeß in bloße Funktionen der assoziierten Produzenten, in gesellschaftliche Funktionen“

Aktiengesellschaften stellen einen Fortschritt an Vergesellschaftung gegenüber dem Einzelkapital dar qua Größe des Kapitals, qua Emanzipation vom Einzelkapitalisten und qua Trennung zwischen Eigentümer und Verwalter des Kapitals (vgl. MEW 25/452). Nur insofern das „Privateigentum vereinzelter Produzenten“ (ebd./453), die Macht der Unternehmerpersönlichkeit und die Unabhängigkeit des an sie gebundenen einzelnen Kapitals für das Wesen des Kapitalismus erachtet werden, stellt die Aktiengesellschaft die „Aufhebung des Kapitals als Privateigentum innerhalb der Grenzen der kapitalistischen Produktionsweise selbst“ (ebd./452) dar.<sup>19</sup> Der Übergang von den durch ihr Profitinteresse geeinten Aktionären zum „unmittelbaren Gesellschaftseigentum“ (ebd./453) unterschlägt die Probleme der gesellschaftlichen Synthese. Wer damit etwas anderes meint als die Fortsetzung der Gegenwart mit anderen Mitteln, der kann nicht positiv daran anknüpfen, daß die Komplexität der verschiedenen in einer Gesellschaft relevanten Belange so wegreduziert und vorselektiert worden ist wie mit dem Profitkriterium – wobei auch mit ihm immer noch genügend Zielkonflikte existieren.

Auch das Kreditwesen hat Funktionen, die die Schranken des Einzelkapitals übersteigen. Es kann aber deshalb noch nicht als „Übergangsform zu einer neuen Produktionsweise“ gelten (MEW 25/457), leistet es doch der alten Produktionsweise gute und keineswegs subversive Dienste.<sup>20</sup> „Dieser gesellschaftliche Charakter des Kapitals (anteilmäßige Verteilung des Gesamtwerts durch die Durchschnittsprofitrate – Verf.) wird erst vermittelt und vollauf verwirklicht durch volle Entwicklung des Kredit- und Banksystems. Es hebt damit den Privatcharakter des Kapitals auf, und erhält so an sich, aber nur an sich, die Aufhebung des Kapitals selbst“ (MEW 25/620). Dieses ‘an sich’ behauptet wiederum zu viel. Sinn macht das Argument der Aufhebung des „Privatcharakters des Kapitals“, insofern mit der Durchschnittsprofitrate „das Wirken der Kapitalien als einzelner aufeinander ihr Setzen als allgemeines und Aufhebung der scheinbaren Unabhängigkeit und selbständigen Bestehens der Einzelnen“ erfolgt. „Noch mehr findet diese Aufhebung statt im Kredit“ und im Aktienkapital (GR 550). Damit ist aber nicht die Autonomie – nun eben

(MEW 25/453).

<sup>19</sup> Eine konsequente Unterscheidung von Schranke und Grenze lautet: Bestimmte Eigenschaften sind einer Sache notwendig, andere nicht. Für Eigenschaften, die den notwendigen Eigenschaften der bestimmten Sache widersprechen, brauche ich eine *andere* Sache, die thematisierte Sache hat hier ihre Grenze. Schranke heißt: Eigenschaften werden der Sache verwehrt. Daß sie sie empirisch nicht hat, findet sich nicht wesentlich in ihr begründet, in ihrer Grenze. Vielmehr wird sie durch äußerliche Gewalt o.ä. von diesen Eigenschaften abgehalten, beschränkt. Die beschränkte Sache läßt sich erweitern, die begrenzte nicht.

<sup>20</sup> Der Kredit „vermittelt, daß das akkumulierte Kapital nicht gerade in der Sphäre angewandt wird, wo es erzeugt ist, sondern da, wo es am meisten Chance hat, verwertet zu werden“ (MEW 26.3/483, s.a. 508). Kredite verkürzen die Umschlagszeiten des Kapitals, indem sie Kapitalbedarf und Geldbesitz vermitteln, so daß das Einzelkapital nicht aus eigenen Mitteln einen Akkumulationsfonds bilden muß und brachliegendes Geld eine Verwendung findet und nicht zum Schatz erstarrt.

großer – Kapitale verschwunden, sondern „die Illusion über die Konkurrenz als die angeblich absolute Form der freien Individualität“ (GR 545). Mit dem ‘an sich’ wird ein äußerer Vergleich<sup>21</sup> angestellt, mit dem vieles ‘an sich’ schon Existierende als Antizipation (oder als ‘Vorschein’) von Gewünschtem gewertet wird, das von den Subjekten (‘für sich’) noch aus den alten Verpuppungen zu befreien ist. Der gleichen Logik entspringt auch das Lob des Banksystems, es sei „das künstlichste und ausgebildetste Produkt, wozu es die kapitalistische Produktionsweise überhaupt bringt. ... Es ist damit allerdings die Form einer allgemeinen Buchführung und Verteilung der Produktionsmittel auf gesellschaftlicher Stufenleiter gegeben, aber auch nur die Form“ (MEW 25/620). Die Äquivokation sitzt hier im Begriff der „gesellschaftlichen Stufenleiter“. Die benannte Emanzipation des Kapitals vom Einzelkapital und seinen Schranken mag als „Buchführung und Verteilung der Produktionsmittel auf gesellschaftlicher Stufenleiter“ beschrieben werden. Bei dieser schwachen Version will es Marx aber augenscheinlich nicht belassen. Daraus jedoch, daß größere gesellschaftliche Reichweiten des Handelns durch das Banksystem ermöglicht werden, gewinnt man nicht die Möglichkeit, Postkapitalistisches im Kapitalismus bereits angelegt zu sehen. Und nur dieses Unterschieben eigener Zielvorstellungen trägt die stärkere Version, in der der Ausdruck „auf gesellschaftlicher Stufenleiter“ zugleich emphatisch aufgeladen wird und dann wiederum als Aussage über existierende Verhältnisse relativiert zu werden hat (‘Form’). Die Buchführung und Verteilung jedenfalls, die eine Bank im Kapitalismus durchführt im Dienst der allein an ihrer jeweiligen Verwertung interessierten Einzelkapitale, die dementsprechend im Gegensatz der Konkurrenz zueinander stehen, unterscheidet sich ums Ganze von jener postkapitalistischen Buchführung und Verteilung, mit der sie hier ‘der Form’ nach gleichgesetzt wird, indem Marx (im Gegensatz zu seiner sonstigen Analyse von politischer Hoffnung geleitet) vom Inhalt und den Aufgaben der Buchführung und Verteilung absieht.

Die Partikularität der Reichtumsentwicklung, die durch ihre Form als Warenproduktion gegeben ist mit ihrer Umwertung gesellschaftlicher Probleme und Bedürfnisse zum *Anlaß* der an *ihnen* uninteressierten Produzenten, *irgendein* verkaufbares Gut zu lancieren, kehrt auf der Analyseebene des Kapitals als Autonomie der Einzelkapitale wieder. Gegen die Autonomie der Einzelkapitale und die eigenen Auswirkungen des Marktes wird auf das Handeln des Staates hingewiesen. Verwechselt wird die ansteigende Staatsquote mit einer Einschränkung der Imperative der Kapitalverwertung in der Gestaltung des ökonomischen Gesamt(re)produktionsprozesses.<sup>22</sup> Verwechselt wird die Tat-

<sup>21</sup> Diese Zerlegung eines Phänomens in eine schlechte (also abzustoßende) und eine gute (also auszuwehrende) Seite hatte Marx an Proudhon noch überzeugend kritisiert (MEW 4/131f., 140).

<sup>22</sup> Bischoff bemüht „Unternehmenssubventionen, Steuererleichterungen und Exportförderungen“ und „Regelungen des Arbeits- und Sozialrechts sowie die Auswirkungen der diversen sozialstaatlichen Transfers“, um zu behaupten: „Schon jetzt wird die Gewinnsteuerung gesellschaft-

sache staatlicher Eingriffe zur Optimierung oder subsidiären Stützung der Verwertungsbedingungen von Kapitalien mit der Möglichkeit einer politischen Gestaltung. Dethematisiert wird so die „formale Politisierung“ der Produktion, in der „wirtschaftliche Aufgaben zwar politisch-administrativ behandelt werden, ohne jedoch die Rationalitätskriterien privaten Marktverhaltens anzutasten“ (Kitschelt 1985/191). Die der gesellschaftlichen Gestaltung abträglichen Folgewirkungen und Implikationen der mit der Ware implizierten Abstraktionen werden unterbestimmt, wenn allein von einer „überlieferten Macht- und Einkommensstruktur“ (Bischoff 1990/19 – vgl. FN 22) die Rede ist. Damit korrespondiert eine politizistische Übertreibung der Reichweite von Politik.<sup>23</sup>

„Freie kapitalistische Marktwirtschaft“ als „eine rein ideologische Schimäre“ (Bischoff, vgl. FN 22) zu bezeichnen – darauf kommt man nur durch das starke Ergebnisinteresse, die Einschränkung der Autonomie von Einzelkapitalien als ihre Aufhebung umzudeuten, um dann der solcherart schon heute politisierten Ökonomie die Leitung durch eine andere Politik angedeihen zu lassen. Bank- und Kreditkapital, Aktiengesellschaften und Staatseingriffe stehen im Dienst einer Überwindung der Schranken der besonderen Kapitale, ohne die Grenzen ihrer Besonderheit anzugreifen. Nur wenn man die Warensphäre konnotiert mit vollkommener Strukturlosigkeit, lassen sich alle höherstufigen Regelungen als Zurücknahme der Grundabstraktionen ansehen.<sup>24</sup> Daß um des Profits willen die Unabhängigkeit von kleinen Kapitalen eingeschränkt wird und Kapitale sich um ihrer eigenen Geschäftserfolge willen dem Kreditkapital unterwerfen, wird als Schritt in die Richtung gesellschaftlicher Regelung und Planung wahrgenommen und diese wiederum zur Unabhängigkeit der Kapitale und der Entwicklungsperspektive dieser Unabhängigkeit, dem Profit, gedacht. Die ‘Marktsozialisten’ fragen: „Lassen sich also Betriebs- und Unternehmensformen befördern, in denen die Profitsteuerung nicht die ausschlaggebende Rolle spielt und verfügt die Gesellschaft nach wie vor über politische und ökonomische Parameter, um an die Stelle der Aggregatkräfte der Konkurrenz eine soziale Steuerung zu etablieren? Nach Marx stellt der Kredit einen solchen ökonomischen Parameter dar, in denen ‘die Formen einer allgemeinen

lich in eine entsprechende Richtung gesteuert und gelenkt. Es ist daher möglich, die Effizienz, Kreativität und Innovationskraft des wirtschaftlichen Wettbewerbs über eine gesellschaftliche Steuerung auch für andere Zielsetzungen als für die Verfestigung einer überlieferten Macht- und Einkommensstruktur einzusetzen.“ (Bischoff 1990/19)

<sup>23</sup> Schon die „gesellschaftliche Regulierung der Arbeitszeit“ wird als wesentlicher Beleg dafür genommen, daß „die Kritik der politischen Ökonomie durch praktische Eingriffe in die reale geschichtliche Entwicklung längst aus dem Status einer rein theoretischen Erkenntnis herausgehoben“ worden sei (Sozialistische Studiengruppen 1993/64), als seien die Veränderungen in der Lage der Arbeiter seit 150 Jahren alleiniges Resultat des Kampfes gegen kapitalistische Notwendigkeiten und verträgen sich nicht mit ihnen auch dort, wo diese Veränderungen positive Resultate abwerfen.

<sup>24</sup> Ebenso utopistisch wird von Marx den Bemühungen, sich über die Aktionen anderer Kapitalisten zu informieren, ein wenigstens der Möglichkeit nach systemtranszendierendes Moment unterstellt (vgl. GR 78f.).

Compatibilität und Vertheilung der Produktionsmittel auf gesellschaftlicher Stufenleiter gegeben ist’ (MEGA 4,2/661)“ (Sozialistische Studiengruppen 1993/67). Die Verschiebung ist hier deutlich: Der Kredit wird erstens gegen den Profit gestellt, als wäre er nicht lediglich eine speziell auf ihn bezogene Gestalt der Plusmacherei. Aus dem solcherart von seinem konstitutiven Bezug auf den Profit emanzipierten Kredit wird dann in einem zweiten Schritt ein probates Mittel zur gesellschaftlichen Gestaltung. Wenn auch hier wieder von den Gründen und der Entwicklungsrichtung der Gestaltung abstrahiert wird, so deshalb, um Gestaltung pur übrig zu behalten und sie derart als Vorschein der neuen Gesellschaftsform inmitten der alten sich entwickeln zu sehen. Aus dem (hegelisch die Seite des entgegengesetzten Moments auf der jeweils anderen Seite festhaltenden) *Widerspruch*, daß die Autonomie der Kapitale als Gegensatz Formen der Vereinigung benötigt, wird ein *Gegensatz*. In ihm erscheint die eine Seite – die der Vereinigung<sup>25</sup> – als Überwindung der anderen Seite. Abstrahiert wird damit hoffnungsselig vom bestimmten Charakter der Vereinigung, mit dem sie faktisch auf das Gegenteil der Vereinigung, die Konkurrenz und die selbstreferentielle Verwertung des Kapitals, positiv bezogen bleibt.

### Einschlägige Erfahrungen aus Ungarn und Jugoslawien

Beim Projekt, den Markt sozial wieder „einzubetten“, ergeben sich gravierende Probleme. Versuche, das ‘Gute’ des Marktes und die ‘Vorteile’ gesellschaftlicher Steuerung miteinander verbinden zu wollen, stoßen auf das Problem der (Un-)Verträglichkeit differenter Logiken. Kombinationsversuche müssen sich dem Problem ihrer gegenseitigen Hemmung bzw. Verkehrung stellen und können nicht naiv nach der Devise verfahren ‘Ungarisches Gulasch ist gut, Schokolade ist gut, also ist ungarisches Gulasch mit Schokolade das Beste.’

Gegenüber einer ‘idealen’ Kombination von Märkten und Planelementen, die beiden jeweils ihre genau begrenzte Rolle in einer Arbeits- und Gewaltenteilung zuweist und auch dafür sorgt, daß sie ihre vorgegebenen Bahnen und Arenen nicht verlassen, nichtsdestotrotz aber ihre (der jeweiligen Eigentümlichkeit geschuldeten) Vorzüge einbringen, gegenüber dieser ‘marktsozialistischen’ Harmonie hat das ungarische Beispiel (‘Neuer ökonomischer Mechanismus’ ab 1968) die Tendenzen illustriert, die in einer Unterordnung des Marktes unter zentrale Gestaltungsvorgaben das Gewicht zugunsten letzterer verschieben.<sup>26</sup> Umgekehrt lassen sich am jugoslawischen Beispiel Probleme einer gesamtgesellschaftlichen Einwirkung bei großer Autonomie der Einzelbetriebe feststellen. Im Unterschied zur in den anderen Ostblockstaaten – wie

<sup>25</sup> Die utopistische Uminterpretation auch der russischen Dorfgemeinde zur Gestalt einer möglichen postkapitalistischen Vergesellschaftung (MEW 19/405) zeigt den Einbruch des Hoffens ins Denken. Dies tritt umso deutlicher hervor, als dieselbe Argumentationsfigur an vollkommen verschiedenem Material (Aktiengesellschaft, Dorfgemeinde) Anwendung findet.

<sup>26</sup> Vgl. Brus, Laski 1990/85f., 99, 101, vgl. Kornai 1986/1699f., vgl. Tardos 1986/93.

modifiziert auch immer – üblichen Durchführung zentraler Entscheidungen waren die jugoslawischen Unternehmen stärker am Markt orientiert. „Ende der sechziger Jahre und Anfang der siebziger (war) die staatliche Investitionspolitik zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken und durch die der Banken ersetzt worden“ (Burger 1977/181) – ganz nach dem Geschmack jener 'Marktsozialisten', die 'nicht- etatistisch' durch Kreditvergabe gegenüber partikularen Interessen die Belange der Allgemeinheit sichern wollen. Allerdings umgehen sie dabei das Problem – die Gestaltung allgemeiner sozialer Belange – durch deren Verschiebung auf die Banken. Unklar bleibt, wie diese die soziale Synthesis bewerkstelligen sollen. Vor lauter Konzentration auf das vermeintliche Mittel – die Kreditvergabe – sinkt die Aufmerksamkeit für die Aushandlungsprozesse, die die Synthesis zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Belangen überhaupt erst herausbilden.<sup>27</sup>

Mit einer stärkeren Relevanz qualitativer Imperative stellt sich ungleich stärker als bei Profitkriterien das Problem der Integration heterogener Belange. Daß die Banken im Kapitalismus effizient regulieren können, da sie den bei Strafe des eigenen Untergangs in der Konkurrenz erfolgenden Bezug der verschiedenen Kapitalakteure auf eine Ressource (Profit) voraussetzen, davon wird allein das Resultat festgehalten: Banken können dann eben überhaupt, sozusagen aus sich heraus, lenken und regulieren. Man spart sich so die Denkmühe, wie denn in der postkapitalistischen Gesellschaft das an Jugoslawien überdeutlich sich zeigende Partikularismusproblem bewältigt werden soll.<sup>28</sup> Es kam zu einem als 'polyzentrischem Etatismus' bezeichneten Vertragssystem zwischen verschiedenen Betrieben, staatlichen Behörden, Regionen usw. Das Resultat bestand in einem „wahren Labyrinth der bürokratischen Willkür, in welchem die örtlichen Organe der allein herrschenden Partei ... die größte Macht ausübten. Nicht nur, daß der sich daraus ergebende wirtschaftliche Mechanismus nicht in der Lage war, irgendeine Art von effektiver Koordination durchzuführen ('weder Markt noch Plan'), er trug darüber zur weiteren Aufsplitterung der Volkswirtschaft“ bei (Brus, Laski 1990/116).<sup>29</sup>

<sup>27</sup> Gerade das jugoslawische Beispiel zeigt die Schwierigkeiten der Aushandlungsprozesse in den Bankgremien aufgrund der großen Macht bestimmter Unternehmen und Kommunen gegenüber der Bank. Vgl. Brus, Laski 1990/118.

<sup>28</sup> In Jugoslawien kam es schon deshalb nicht zu einem 'richtigen' Kapitalismus, da die einheitliche Orientierung auf den Profit nicht stattfand; die Betriebsangehörigen orientierten sich weniger an einer Reinvestition der Überschüsse als an persönlicher Konsumtion. „Die Basis für den Kapitalmarkt wird geschwächt, weil das Selbstverwaltungssystem die Gewißheit untergräbt, daß die zukünftigen Gewinne denen, die in der Gegenwart die Investitionsentscheidung treffen, zugutekommen und anstatt dessen die Möglichkeit offen läßt, daß irgend jemand anderer die Früchte des akkumulierten Vermögens erntet.“ (Brus, Laski 1990/121-122).

<sup>29</sup> „Aufgrund der extremen Dezentralisierung, wie sie in der jugoslawischen Verfassung festgelegt war, kam es immer wieder zu Situationen, die für einen souveränen Staat äußerst befremdlich anmuten. Ungewöhnlich ist z.B. die Tatsache, daß die Verbindungsstraße zwischen den beiden zentralen Städten Belgrad und Zagreb nie fertiggestellt wurde, während die Straßen zwischen den zwei wichtigsten serbischen, zwei kroatischen und zwei slowenischen Städten gebaut werden konnten.“ (Vejvoda 1993/23f.)

Die Folgen für den späteren Zerfall Jugoslawiens liegen auf der Hand: „Die Verlagerung der wirtschaftlichen Macht weg vom Bundesstaat und hin zu den Regierungen und Regionen und verbunden damit die zunehmende Bedeutung der Marktkräfte, hat allem Anschein nach die höher entwickelten Landesteile begünstigt und damit die nationalen Konflikte verschärft“ (ebd./115).

### Literatur

- Adorno, Theodor W. 1969: Stichworte. Kritische Modelle 2, Frankfurt/M.  
 Adorno, Theodor W. 1973: Vorlesung zur Einleitung in die Soziologie, Raubdruck, Frankfurt/M.  
 Adorno, Theodor W. 1979: Soziologische Schriften. Bd. 1, Frankfurt/M.  
 Bischoff, Joachim 1991: Moderner Kapitalismus und Reformpolitik. In: Eckpunkte moderner Kapitalismuskritik, Hamburg  
 Bischoff, Joachim; Menard, Michael 1990: Marktwirtschaft und Sozialismus, Hamburg  
 Braun, Dietmar 1999: Theorien rationalen Handelns in der Politikwissenschaft, Opladen  
 Brus, Wlodzimierz; Laski, Kazimierz 1990: Von Marx zum Markt, Marburg  
 Burger, W. u.a. 1977: Self Management and Investment Control in Yougoslavia, The Hague  
 Creydt, Meinhard 2000: Theorie gesellschaftlicher Müdigkeit, Frankfurt/M.  
 Elson, Diane 1990: Markt-Sozialismus oder Sozialisierung des Marktes, in: Prokla H: 78  
 Gorz, André 1984: Wege ins Paradies, Berlin  
 Gorz, André 1991: Und jetzt wohin? Berlin  
 GR: Karl Marx, Grundrisse, Berlin/DDR 1974  
 Hirsch, Joachim 1990: Kapitalismus ohne Alternative? Hamburg  
 Hof, Wagner 1974: Probleme der Beschäftigungspolitik bei Arbeiterselbstverwaltung, in: Hamel, H. (Hrg.): Arbeiterselbstverwaltung in Jugoslawien, München  
 Honneth, Axel 1993: Posttraditionale Gemeinschaften, in: M. Brumlik, H. Brunkhorst (Hrg.): Gemeinschaft und Gerechtigkeit, Frankfurt/M.  
 Kitschelt, Herbert 1985: Materiale Politisierung der Produktion, in: Zeitschrift für Soziologie, Jhr. 14  
 Kornai, Janos 1986: The Hungarian Reformprocess, in: Journ. of Economic Literature, December  
 Kraemer, Klaus 1997: Der Markt der Gesellschaft. Opladen  
 Krüger, Stephan 1990: Marktsozialismus – eine moderne Sozialismuskonzeption für entwickelte Länder, in: Heine, M. u.a. (Hg.): Die Zukunft der DDR-Wirtschaft, Reinbek b.Hamb.  
 Leipold, Helmut 1974: Betriebsdemokratie – ökonomische Systemrationalität, Stuttgart  
 Lemán, Gudrun 1976: Das jugoslawische Modell, Frankfurt/M.  
 Lukács, Georg 1970: Geschichte und Klassenbewußtsein. Neuwied und Berlin  
 Marmora, Leopoldo 1983: Nation und Internationalismus, Bremen  
 MEW: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke, Berlin  
 Prodoehl, Hans Gerd 1983: Theorie des Alltags. Berlin  
 Sozialistische Studiengruppe 1993: Gemeineigentum und Markt. Die Sozialismus-Konzeption von Marx und Engels. In: Sozialismus H. 7/8  
 Steinvorh, Ulrich 1998: Kann Solidarität erzwingbar sein? In: Bayertz, Kurt (Hg.): Solidarität: Begriff und Problem. Frankfurt/M.  
 Stojanovic, Svetozar 1970: Kritik und Zukunft des Sozialismus. München  
 Tardos, M. 1986: The Conditions of Developing a Regulated Market, in: Acta Oeconomica 36 (1-2)  
 Vejvoda, Ivan 1993: Gesellschaftliche Gewalt im früheren Jugoslawien, in: links, H. 4  
 Weber, Max 1972: Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen

## Bemerkungen zu Rosa Luxemburgs Marx-Rezeption\*

### I.

Rezeption – das ist nicht das Lesen eines Textes, der dann – der eigenen Gedanken entbehrend – nachgeplappert wird. Rezeption – das ist Verstehen eines Textes und die historisch-kritische Prüfung seines Wahrheitsgehaltes, die eine Analyse der Wirklichkeit und den Bezug zu anderen, gleichgelagerten Texten zur Voraussetzung hat. Die Resultate einer Rezeption sind höchst verschieden. Sie reichen von der bewußten Identifikation bis zum Entwerfen einer Gegenposition. Die Platon-Rezeption des Aristoteles und die Hegel-Rezeption von Marx sind für das letztere hinreichende Belege. Was aber das erstere betrifft, so ist eine absolute Identifikation gemäß dem Leibniz'schen Prinzip, wonach zwei Blätter niemals absolut gleich sein können, unmöglich. Das bestätigt auch die Geschichte der Marx-Rezeptionen. Die von Kautsky unterscheidet sich von der von Rosa Luxemburg, die von Plechanow von der von Lenin, die von Lukács von der von Bloch usw. Daß sich eine Quelle deltaförmig in verschiedene Flüsse und Ströme verteilt, ist keine besondere Erscheinung des Marxismus. Man denke nur an die Geschichte der Aristoteles-Rezeption, die ein gut Teil der Philosophiegeschichte ausmacht; oder an die verschiedenen Strömungen, in die sich die Kant'sche Philosophie verzweigte. Hier aber ist von der Geschichte der Marx-Rezeption die Rede.

Mit einigem Recht könnte eingewendet werden, daß diese Unterschiede partieller oder gar subjektiver Art sind, denn gemeinsam ist den genannten Rezipienten, daß sie sich auf Marx berufen und sich als Marxisten verstehen. Gerade unter den gegenwärtigen Bedingungen, in denen der Zusammenbruch des „realen Sozialismus“ mit dem Ende des Marxismus gleichgesetzt wird, wäre die Betonung der Gemeinsamkeiten marxistischen Denkens wichtig für eine Einheit der Linken. Das setzt allerdings voraus, daß jede Besonderheit einer Marx-Rezeption nicht sofort als Abweichung vom Marxismus gebrandmarkt wird, daß keine sich als die einzige und absolut wahrhafte deklariert. Ich bin sehr für Streit unter den Marxisten. Ohne diesen herrscht Stillstand. Aber ich bin ebenso gegen eine Zerstrittenheit, aus der nur die Gegner des Marxismus Kapital schlagen. Rosa Luxemburgs Satz von der Freiheit der Andersdenkenden zielte ja auch und besonders auf die Aufrechterhaltung von Bedingungen, in denen ein prinzipieller theoretischer Streit unter Marxisten möglich und notwendig ist. In diesem Streit zählen Argumente, nicht Machtverhältnisse.

\* Vortrag bei der Tagung „Historische und aktuelle Dimensionen des theoretischen Werkes von Rosa Luxemburg“, Leipzig, 16.-18. März 2001, veranstaltet von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V. Ein Protokollband der Tagung erscheint im Herbst dieses Jahres. Vgl. auch den Beitrag von Frigga Haug sowie den Bericht von Kurt Schneider in diesem Heft.

Wie über den Unterschieden nicht die Gemeinsamkeiten ignoriert werden dürfen, so dürfen allerdings auch nicht die Besonderheiten, die Eigenständigkeiten der verschiedenen Marx-Rezeptionen übersehen werden. Dies schon deshalb, weil sich Unterschiede – gemäß Hegelscher Logik – unter bestimmten Bedingungen zu Gegensätzen entfalten können, die dann die Gemeinsamkeiten ganz zurückzudrängen vermögen. Die Geschichte des Marxismus hat dies in fataler Weise bestätigt. Mit der unheilvollen Tradition, daß derjenige als der unmittelbare Feind erscheint, der einem am nächsten steht, aber seine Eigenständigkeit gewahrt wissen will, sollte angesichts der heute gegebenen Bedingungen Schluß gemacht werden. Man könnte sich auf Marx' Taktik bei der Gründung der I. Internationale berufen. Im „Elend der Philosophie“ hatte Marx dem Proudhon in theoretischer Weise Maß genommen. Das aber war für ihn kein Hinderungsgrund, mit den Proudhonisten zusammenzuarbeiten. Es ging um die Zusammenfassung aller antikapitalistischen Kräfte. Geht es nicht heute auch darum? Allerdings geht es heute nicht um eine kurzfristige Taktik. Der Marxismus ist – ob es einem gefällt oder nicht – pluralistisch geworden. Wer dieses Faktum leugnet, landet im heillosen Sektierertum. Toleranz ist unter den Marxisten gefordert, mehr noch unter den antikapitalistischen Sozialisten.

### II.

Rosa Luxemburg war eine eigenständige Denkerin, die die Marx'sche Lehre im obengenannten positiv-kritischen Sinne rezipierte, propagierte, verteidigte und vor allem im politischen Kampf anwendete. Ihre Marx-Rezeption war kein einmaliger Akt, sondern ein ständiger Prozeß. Wollte man ihn beschreiben, müßte ihr kampferfülltes Leben unter diesem Aspekt nachgezeichnet werden. Es müßte ihre Auseinandersetzung mit Bernstein und später mit Kautsky einerseits und Lenin andererseits analysiert werden; es müßten ihre umfangreichen ökonomischen Studien zur Verhandlung stehen, die auch vor kritischen Fragestellungen an Marx – wie etwa in der Akkumulationstheorie – nicht halt machten. Rosa Luxemburg hat Marx verehrt und seine theoretischen Leistungen gewürdigt, aber personenkultische „Götzendienerei“ war ihre Sache nicht. Dies kam erst später, als die Marx-Rezeption zur bloßen Apologie degenerierte. Nun ist zwar das „Kapital“ im übertragenen Sinne die „Bibel“ der Marxisten, aber eine „Heilige Schrift“, an die nur geglaubt werden kann, ist es nicht. Das widerspräche dem Geist der Wissenschaft, dem Marx verpflichtet war. Es müßte letztendlich der letzte Satz ihrer großen Rede zum Programm der in Gründung befindlichen KPD interpretiert werden, der besagt, daß man endlich bei Marx wieder angekommen sei. Da dieser große Bogen in einem kurzen Konferenzbeitrag nicht zu schlagen ist, beschränke ich mich auf wenige, relativ kurze Artikel von Rosa Luxemburg, die ihr Verhältnis zu Marx expressis verbis charakterisieren. Rosa Luxemburg schrieb zwei Aufsätze, die schlicht mit „Karl Marx“ überschrieben sind, drei Rezensionen unter dem Titel „Aus dem literarischen Nachlaß unserer Meister“, die den be-

kannten vier Bänden gewidmet sind, die Franz Mehring herausgegeben und eingeleitet hat, und einen Beitrag „Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx“, der die von Kautsky herausgegebenen „Theorien über den Mehrwert“ zum Inhalt hat.<sup>1</sup>

Da diese Aufsätze von ihr zu verschiedenen Zeiten geschrieben wurden, stützen sie die These von der durchgängigen Beschäftigung mit der Marx'schen Theorie und ihrer Geschichte. Im folgenden sollen einige Gedanken herausgehoben werden, die zur Charakterisierung der Luxemburg'schen Marx-Rezeption beitragen könnten.

### III.

Ich beginne mit dem zweiten Marx-Aufsatz von Rosa Luxemburg, der anlässlich des 30. Todestages von Marx geschrieben wurde und am 14. März 1913 in der „Leipziger Volkszeitung“ erschien. Damals hatte diese Zeitung noch ein theoretisches Gespür.

Nach einer äußerst knappen Würdigung, die vor allem den Gedanken enthält, daß Marx nur aus der geschichtlichen Perspektive richtig gewürdigt werden könne, beginnt die Autorin mit einer Charakterisierung des utopischen Sozialismus und seiner Geschichte. Die Hinwendung zur Geschichte der Idee des Sozialismus war in der alten deutschen Sozialdemokratie kein Einzelfall. August Bebel verfaßte eine Schrift über Fourier, und Kautskys „Vorläufer des neueren Sozialismus“ war eins der ersten Bücher, die nach dem zweiten Weltkrieg im Dietz Verlag Berlin wieder herausgebracht wurden. Die Intention dieser Hinwendung bestand darin, die Utopisten historisch-kritisch zu würdigen und den Unterschied zur Marx'schen Begründung des Sozialismus deutlich zu machen. Rosa Luxemburg schreibt in diesem Zusammenhang: „Als das Ideal einer Gesellschaft, die auf der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen beruht, ist der Sozialismus Jahrhunderte alt. In allen größeren sozialen Krisen und revolutionären Bewegungen des Mittelalters und der Neuzeit leuchtete er im Feuerschein als Ausdruck des äußersten Radikalismus auf, um zugleich die unüberwindliche geschichtliche Schranke und den Punkt jeder dieser Bewegungen anzuzeigen, von dem die rückläufige Welle, die Reaktion und der Zusammenbruch unvermeidlich erfolgen mußten.“<sup>2</sup> Ein Programm, das allein auf moralischer Entrüstung über die sozialen und politischen Zustände beruht, das in abstrakter Weise hehre moralische Forderungen stellt und dazu noch Wunschbilder einer besseren Gesellschaft enthält, muß

<sup>1</sup> Die genannten Arbeiten sind enthalten in: Rosa Luxemburg: Gesammelte Werke, Dietz Verlag Berlin 1978 fortlaufend; im weiteren RLW. „Karl Marx“ (1903), RLW, Bd. I, zweiter Halbband, S. 369–377; „Karl Marx“ (1913), RLW, Bd. 3, S. 178–184; „Aus dem Nachlaß unserer Meister“ (Sept. 1901), Bd. 1, zweiter Halbband, S. 130–141; „Aus dem Nachlaß unserer Meister“ (Nov. 1901), Bd. 1, zweiter Halbband, S. 148–158; „Aus dem Nachlaß unserer Meister“ (Nov. 1902), Bd. 1, zweiter Halbband, S. 291–303; „Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx“ (Jan. 1905), Bd. 1, zweiter Halbband, S. 462–476.

<sup>2</sup> RLW, Bd. 3, S. 178.

notwendig am „Weltenlauf“, wie Hegel den objektiven historischen Prozeß nannte, scheitern. Das Erwachen aus dem nicht grundlos geträumten Traum war niederschmetternd.

„Allein um dieselbe Zeit, wo der Sozialismus alter Schulen eine endgültige Niederlage erlitten hatte, wurde die sozialistische Idee von Marx und Engels auf eine ganz neue Basis gestellt ... Marx und Engels suchten Stützpunkte für das sozialistische Ideal weder in der moralischen Verwerflichkeit der heutigen Gesellschaft noch im Ausklügeln eines möglichst verlockenden Zukunftsprojekts. Sie wendeten sich an die Untersuchung der wirtschaftlichen Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft. Hier entdeckten sie den Punkt, an dem der Hebel der sozialistischen Umwälzung angesetzt werden kann. In den Gesetzen der kapitalistischen Wirtschaft deckte Marx die wirkliche Quelle der Ausbeutung und Unterdrückung des Proletariats auf, denen es nimmermehr entrinnen kann, solange kapitalistisches Privateigentum und Lohnsystem bestehen werden. Hier deckte er aber auch die Entwicklungsgesetze der kapitalistischen Produktion auf, die durch ihre eigne eherne Logik dazu führen, bei einem gewissen Reifegrad den Untergang der Kapitalherrschaft und die Verwirklichung des Sozialismus unvermeidlich zu machen, wenn anders die ganze Kulturgesellschaft nicht ihrer Vernichtung entgegengehen soll.“<sup>3</sup> Nicht moralische Kritik, sondern „Kritik der politischen Ökonomie“ – sowohl der Realität wie der theoretischen Reflexion derselben – ist für Rosa Luxemburg die theoretische Basis sozialistischer Bewegung.

Die Kritik abstrakter Moralität geht bis in die Sprache hinein. So weit ich sehe, ist Rosa Luxemburg bei der Verwendung des Wortes Moral und dem Moralbegriff sehr vorsichtig. Dafür gebraucht sie oft die Worte Sittlichkeit und Kultur. Ich bin kein Luxemburg-Experte und noch weniger ein Luxemburg-Philologe. Insofern trägt mein Eindruck hypothetischen Charakter, kann also widerlegt werden. Sollte sich aber mein Eindruck bestätigen, dann stände Rosa Luxemburg nicht nur substantiell, sondern auch terminologisch in einer philosophischen Tradition, die ihren Anfang in Spinozas Philosophie hat und über Hegel bis zu Marx geht. Nun ist nicht bekannt, daß Rosa Luxemburg ein intensives Spinoza-Studium getrieben hat, und zu Hegel bemerkt sie nur: *Tempi passati*. Ja, das Wort Philosophie kommt in ihrem hier behandelten Aufsatz überhaupt nicht vor. Vom „Ende der Philosophie“ und vom „Ende der Nationalökonomie“ wird noch zu reden sein. Trotzdem: Die Kritik moralisierender Kritik hat ihre Geschichte. Spinoza entwickelte in seiner „Ethik“ keine dogmatische, normative Morallehre, dafür aber eine Affektenlehre, die darauf zielte, zu erkennen, wie menschliches Leben wirklich ist, nicht wie es einem abstrakten Ideal gemäß sein soll.<sup>4</sup> Hegel, der Spur Spinozas folgend, war der erste, der scharf zwischen Moralität und Sittlichkeit unterschied. Moralität ist

<sup>3</sup> Ebd., S. 181.

<sup>4</sup> Vgl. Helmut Seidel, *Affekt und Vernunft bei Spinoza*. In: *La Etica de Spinoza. Fundamentos y Significado*. Ediciones de la Universidad de Castilla-La Mancha. 1992, S. 341 ff.

für Hegel Tugendpredigerei, die Forderungen enthält, die aus der Transzendenz (göttliche Gebote) oder der Immanenz (Sittengesetz) abgeleitet und dem realen Leben als Maßstab aufoktroiert werden. Sittlichkeit dagegen ist das gelebte menschliche Leben selber. Hegel preist nicht die Moral der antiken Griechen, sondern ihre „schöne Sittlichkeit“. Hegel ist ständig bemüht, ausführlich darzustellen, wie die schönen moralischen Ideale am Weltenlauf zerschellen. Sarkastisch schreibt er über das Verhältnis von Tugend und objektivem Geschichtsprozeß: „Der Weltlauf siegt also über das, was die Tugend im Gegensatz gegen ihn ausmacht; er siegt über sie, der die wesenlose Abstraktion das Wesen ist. Er siegt aber nicht über etwas Reales, sondern über das Erschaffen von Unterschieden, welche keine sind, aber diese pomphaften Reden vom Besten der Menschheit und der Unterdrückung derselben, von der Aufopferung fürs Gute und dem Mißbrauche der Gaben; – solcherlei ideale Wesen und Zwecke sinken als leere Worte zusammen, welche das Herz erheben und die Vernunft leer lassen, erbauen, aber nichts aufbauen, Deklamationen, welche nur diesen Inhalt bestimmt aussprechen, daß das Individuum, welches für solche edle Zwecke zu handeln vorgibt und solche vortreffliche Redensarten führt, sich für ein vortreffliches Wesen gilt, eine Anschwellung, welche sich und anderen den Kopf groß macht, aber groß von einer leeren Aufgeblasenheit.“<sup>5</sup> Marx hat – bei aller sonstigen „Umstülpung“ – diese Kritik der moralischen Kritik nicht preisgegeben und Rosa Luxemburg folgt ihm hierin. Es liegt hier auch ein Grund, warum letztere alle Versuche, Kant mit Marx zu vereinen, strikt ablehnte.

Nun sollte man allerdings die Kritik der moralischen Kritik nicht exorbitant machen. Moralische Kritik ist auch Kritik. Daß die französischen Moralisten des 18. Jahrhunderts die große Revolution der Franzosen vorbereiten halfen, ist nicht zu leugnen. Wenn gegebene gesellschaftliche Verhältnisse dem Individuum als kritikwürdig erscheinen, dann ist immer schon ein bestimmtes Werteverständnis vorausgesetzt. Nur kann dabei nicht stehengeblieben werden. Die Frage ist, wie dieses Werteverständnis zustande gekommen ist und warum der reale Verlauf der Dinge diesen moralischen Werten so wenig entsprach. Ohne die Analyse des objektiven Geschichtsprozesses gibt es darauf keine Antwort. Das Resultat dieser Analyse aber ist eine dialektische und letztlich materialistische Geschichtsauffassung. Rosa Luxemburg als Marxistin war nicht „unmoralisch“, aber sie blieb bei der nur moralischen Kritik der auf Kapitalinteressen gegründeten Gesellschaft nicht stehen.

Mit der Kritik der moralischen Kritik steht ein Problem im Zusammenhang, das seit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts diskutiert wurde: Kann die notwendige Veränderung der Gesellschaft von den Menschen vollzogen werden, deren „zweite Natur“ eben durch diese Gesellschaft geprägt ist? Nein, antworteten die einen. Es muß erst ein anderer, ein „neuer Mensch“ geformt werden. Das Mittel hierfür ist Erziehung, Erziehung zum aufgeklärten, seine

<sup>5</sup> G.W.F. Hegels Phänomenologie des Geistes, Verlag von Felix Meiner, Leipzig 1907, S. 254.

Unmündigkeit überwindenden, moralisch besseren Menschen. Man sollte diese Antwort nicht vorschnell abtun. Rosa Luxemburg hatte großes Vertrauen in die Massen des Volkes, aber kein unkritisches. Als es um die Teilnahme an der Nationalversammlung ging, goß sie Wermutstropfen in die Euphorie der „Radikalen“, indem sie auf die chauvinistische Welle verwies, die zu Beginn des ersten Weltkrieges eben auch unter den Massen ausgebrochen war. Und wir haben doch nach 1945 und in der Zeit der Wendehalsigkeit Ähnliches erlebt. Rosa Luxemburg war durchaus für Bildung, in Sonderheit für politische Bildung und umfassende kulturelle Aufklärung. Mit gutem Grund war sie Lehrerin an der Parteihochschule der SPD. Und unsere Stiftung, die politischer Bildung verpflichtet ist, kann auch daher zu recht ihren Namen tragen. Aber allein auf Aufklärung setzen, das wäre für sie dasselbe gewesen, wie auf moralische Kritik bauen. Ja sagen auf die gestellte Frage diejenigen, die vom Umsturz der Verhältnisse sofort die Geburt eines „wahren Menschen“ erwarten, der die „lichte Zukunft“ zu gestalten vermag.

Marx hat in der 3. Feuerbach-These die Antinomie (These: Der „neue Mensch“ ist Voraussetzung für die Umwälzung der Gesellschaft. Antithese: Der „neue Mensch“ kann nur die Folge dieser Umwälzung sein) aufgelöst. „Das Zusammenfallen des Ändern(s) der Umstände und der menschlichen Tätigkeit oder Selbstveränderung kann nur als revolutionäre Praxis gefaßt und rationell verstanden werden.“<sup>6</sup> Das harmoniert mit jener Bemerkung von Marx in der „Deutschen Ideologie“, wonach man sich den „ganzen alten Dreck“ nur in ihr vom Halse schaffen könne. Nun konnte Rosa Luxemburg weder die „Deutsche Ideologie“ noch die „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“ von Marx aus dem Jahre 1844 kennen. Das ist höchst bedauerlich. Ich wage aber die Behauptung, daß sie sie mit größtem Interesse gelesen hätte. Ich stütze meine Behauptung auf die Tatsache, daß sie die von Mehring herausgegebenen Frühschriften intensiv studiert hat. In ihren Besprechungen der Mehring'schen Ausgabe ist kein Wort davon, daß zwischen dem jungen und dem reifen Marx eine unüberbrückbare Kluft bestände. Die Feuerbach-Thesen aber kannte sie – wenn auch vielleicht nur in der Engels'schen Fassung, deren Intention, sie verständlicher zu machen, nicht ganz unproblematisch war. Es ist erstaunlich, wie tief Rosa Luxemburg in den Geist der „Feuerbach-Thesen“ eingedrungen ist. Das bezeugt nicht nur der Fakt, daß sie ihrem ersten Marx-Artikel die 11. Feuerbach These vorstellte, sondern vor allem ihre Fassung des Theorie-Praxis-Verhältnisses.

#### IV.

Rosa Luxemburgs Fassung des Theorie-Praxis-Verhältnisses in seiner ganzen Substantialität und Umfang darzustellen, ist hier nicht der Ort. Ich beschränke mich auf ein Beispiel, das vielleicht signifikant sein könnte.

Es wird vielleicht verwundern, daß ich dabei auf das Verhältnis von Marx und

<sup>6</sup> Karl Marx, Thesen über Feuerbach. In: MEGA<sup>1</sup>, Bd. 5, S. 534.

Lassalle zurückgreife. In ihrer Besprechung des 4. Bandes der genannten Mehring'schen Ausgabe, der den Briefwechsel zwischen Marx und Lassalle enthält, kommt sie ausführlicher auf das Verhältnis beider herausragenden Persönlichkeiten der deutschen Arbeiterbewegung zu sprechen. Sie teilt die Auffassung von Mehring, daß dieser Briefwechsel eine Ehrenrettung Lassalles darstellt. Überhaupt ist zu vermerken, daß alle Rezensionen nicht nur tiefen Respekt vor Marx bezeugen, sondern auch vor Mehring. Rosa war eine streitbare Persönlichkeit; und es gab kaum einen ihr bekannten Mann in der alten Sozialdemokratie, der von ihrer spitzen Zunge nicht getroffen worden wäre. Mehring, dem sie Elogen sang, bildete – von einer kleinen Rangelei in der Redaktion der LVZ abgesehen – eine Ausnahme.

Es geht mir hier nicht primär um das Bild, das sie von Lassalle zeichnet. Das kann von Historikern bestätigt oder auch widerlegt werden. Es geht um ihre Auffassung vom Historischen Materialismus. Sie schrieb: „Und hatte Marx der Revolutionsmacherei alten Stils den Riegel vorgeschoben mit den Worten, die Menschen machen ihre Geschichte selbst, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, so legte Lassalle mit umgekehrter Betonung, aber mit gleichem Recht den Nachdruck auf die befruchtende Initiative, auf die revolutionäre Energie und Entschlossenheit, indem er den deutschen Arbeitern mit flammenden Worten predigte: Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst!“<sup>7</sup> Kühle Analyse und „kühne Tat“ gehören zusammen. Rosa Luxemburg ist in diese von ihr kreierte Redewendung so verliebt, daß sie sie auch in einem anderen Aufsatz gebraucht. Mir scheint, daß diese Wendung ihrem ganzen Charakter entspricht und ihre Geisteshaltung charakterisiert.

Rosa Luxemburg macht die damals bekannte, heute fast unbekannt gewordene „Sickingen-Debatte“ zum Gegenstand ihrer Betrachtung. Da hier die ganze Debatte nicht dargestellt werden kann, sei nur darauf verwiesen, daß es darum ging, ob nur ein der geschichtlichen Notwendigkeit entsprechendes Handeln zu rechtfertigen, oder ob auch ein „kühner Entschluß“, eine „mutige Tat“, auch wenn sie nicht dem gesetzlichen Verlauf der Geschichte entspricht, zu würdigen sei. Marx vertrat – zumindest nach der Darstellung von Rosa Luxemburg – den ersteren, Lassalle, sich und seinen „Sickingen“ verteidigend, den zweiten Standpunkt. Wer hat in dieser Debatte vor der Geschichte recht behalten?, fragt sie. Ihre Antwort: „Beide. Marx hatte recht, denn in normalen Bedingungen und auf großen Strecken des geschichtlichen Weges nur der Leitstern seiner Theorie die Arbeiterklasse zur Befreiung führen kann. Lassalle aber hat für seinen Geschichtsabschnitt recht behalten, denn durch einen kühn eingeschlagenen Seitenweg hat er die Arbeiterklasse nach abgekürzter Methode auf denselben großen geschichtlichen Weg im Sturmschritt geführt, auf dem sie fortan durch Marxens Fahne geleitet wird.“<sup>8</sup> Weiter unten schreibt

<sup>7</sup> RLW, Bd. 3, S. 182/183.

<sup>8</sup> RLW Bd. 1/2, S. 156.

sie: „Indem Lassalle aber, auf eigne Verantwortlichkeit handelnd, an vorgefundene Vorstellungen und konkrete Tatsachen anknüpfte und seine theoretisch unhaltbare, aber unter den gegebenen Verhältnissen einzig wirksame Lösung ausgab, rüttelte er mit einem Schläge die Massen auf und berief die deutsche Arbeiterklasse zum politischen Leben. Die ‚kühne Tat‘ behielt recht auch gegenüber der ‚ehernen Notwendigkeit‘ der Geschichte, die auf kleineren Strecken für Abweichungen nach rechts oder links, für sterile Fehler Sickingens und befruchtende Fehler Lassalles wohl Spielraum läßt.“<sup>9</sup> Und abschließend heißt es: „Und die ‚kühne Tat‘ behielt auch vor der ‚ehernen Notwendigkeit der Geschichte‘ nur recht, weil sie im geschichtsphilosophischen Sinne eine *revolutionäre* Tat war.“<sup>10</sup> Die Geschichte ist für Rosa Luxemburg ein „gar respektloser Spaßvogel“ der sich im Einzelnen nicht an vorgeschriebene Fahrpläne hält, „jäh Wendungen“ nach links und rechts in petto hat und vor allem Freiräume für „kühnes Handeln“ besitzt. Dieses Handeln kann gelingen oder auch scheitern. Aber auch im Scheitern befördert es letztendlich den objektiven, nach Gesetzen sich vollziehenden Geschichtsprozeß.

Die hier wiedergegebenen Gedanken von Rosa Luxemburg scheinen mir keine schnell hingeworfenen, sondern konzeptionelle zu sein. Auf dieser Konzeption beruht meines Erachtens ihre Stellung zur Oktoberrevolution in Rußland. Diese Konzeption ließ nämlich zu, daß die Energie, die „revolutionäre Tat“ der Bolschewiki stürmisch gefeiert, gleichzeitig aber auch ein historisch-kritisches Verhältnis zu ihr eingenommen werden konnte. Rosa Luxemburgs Kritik beschränkte sich ja nicht auf die Demokratie-Defizite. Aus ihrer Sicht war klar, daß die Frage nach dem Aufbau des Sozialismus in Rußland nur gestellt, nicht aber gelöst werden konnte.<sup>11</sup> Diese Haltung, die sich eben aus der ihr eigenen Marxismus-Rezeption ergab, unterschied sich wesentlich von der Kautskys, der Marx in mechanistischer Weise rezipiert hatte und mit der Feststellung von der „Unreife Rußlands“ die „revolutionäre Tat“ verdammt. Und sie unterscheidet sich von der Haltung derjenigen, die von der „revolutionären Tat“ die Lösung aller Probleme erwarteten.

Beim Durchdenken der Luxemburgschen Auffassung von Theorie und Praxis, von wissenschaftlicher, also streng objektiver Analyse, in der weder die Überschätzung der eigenen Kräfte noch die Unterschätzung der Kräfte des Gegners Platz haben dürfen, und dem initiativreichen Handeln für eine Veränderung der Gesellschaft assoziierten sich wie von selbst jene Bemerkungen Ernst Blochs über die „zwei Weisen des Rotseins“, über den „Wärmestrom“ und den „Kältestrom“ im Marxismus. „Kältestrom“ steht bei ihm für „kühle Analyse“ der Wirklichkeit und Erkennen der Gesetze der gesellschaftlichen Ent-

<sup>9</sup> Ebd., S. 156f.

<sup>10</sup> Ebd., S. 158.

<sup>11</sup> Vgl. Zur russischen Revolution, RLW, Bd. 4 S. 365 „In Rußland konnte das Problem nur gestellt werden. Es konnte nicht in Rußland gelöst werden, es kann nur international gelöst werden.“

wicklung, „Wärmestrom“ für heiße Begeisterung und „kühne Tat“. Das Zusammenkommen beider ist deshalb notwendig, weil sonst der Kältestrom im bloßen Ökonomismus, Praktizismus und Opportunismus versiegt und der Wärmestrom im Nebel der Schwärmerei verfliegt. Ich bin fast versucht, Rosa Luxemburg als Original dieses Bildes zu bezeichnen, wenn das Bild nicht einen Haken hätte. Kommt Warmes und Kaltes zusammen, dann wirds lau. Lauheit aber kann man Rosa Luxemburg in keiner Beziehung nachsagen.

## V.

In den hier zur Verhandlung stehenden Aufsätzen von Rosa Luxemburg werden eine Fülle theoretischer Gegenstände behandelt. Sie reichen von Marx' Doktordissertation bis zu den „Theorien über den Mehrwert“. Dem Charakter von Gedenkartikeln und Rezensionen entsprechend kann natürlich keins der angesprochenen Probleme ausführlich behandelt werden. Eine Ausnahme bildet die Besprechung der „Theorien über den Mehrwert“, in der ihre Auffassung über „produktive Arbeit“ entwickelt wird. Beim Studium der ökonomischen Ansichten von Rosa Luxemburg sollte diese nicht außer Acht gelassen werden. Was sich durch alle Aufsätze hindurch zieht, ist das große Interesse an der marxistischen Theorie und ihrer Geschichte. Von Theoriefeindlichkeit gibt es nicht die geringste Spur. Dies ist besonders deshalb zu betonen, weil in der Vergangenheit ihre theoretischen Leistungen herabgewürdigt wurden. Es gibt auch keine Spur von Intelligenzfeindlichkeit, die in der nach ihr kommenden kommunistischen Bewegung leider nicht selten anzutreffen war. Zwar ließ sie keine Gelegenheit aus, um den etablierten Professoren, die auf sozialwissenschaftlichen Gebieten arbeiteten, empfindliche Stiche zu versetzen. Daß sie aber zu differenzieren verstand, davon zeugt folgende Passage. „Wir betrachten es als einen besonders glücklichen Umstand vom Standpunkt der späteren Begründung des wissenschaftlichen Sozialismus, daß Marx sich von Anfang an mit dem *Recht* befaßte.“ Er pochte von Anfang an „an die nächste, unmittelbarste ideologische Form des materiellen gesellschaftlichen Lebens ... – an das Recht. Legt es doch stellenweise so deutlich den in ihm steckenden ökonomischen Kern bloß, das manchmal auch vom historischem Materialismus sonst nicht angekränkelte Rechtsgelehrte auf eine rein ökonomische Erklärung ganzer Abschnitte der Rechtsgeschichte gestoßen werden, wie der Baseler Professor Arnold in den 60er Jahren in seinen Untersuchungen über das mittelalterliche städtische Eigentum“.<sup>12</sup>

Der „drohenden geistigen Verödung und Verflachung“ entgegen zu wirken, die theoretische Arbeit in den eigenen Reihen zu fördern, zu pflegen und dabei mit gutem Beispiel voranzugehen“ darin sah Rosa Luxemburg ihre Aufgabe. „Etwas weniger himmelstürmende Begeisterung bei der Abwehr pfäffischer Attentate auf die bürgerliche Kunst oder bei der Gründung eines Konsumvereinslades, dafür mehr begeisterte Anstrengung zum Ver-

ständnis der historischen, philosophischen und ökonomischen Wurzeln des sozialdemokratischen Klassenkampfes ...“<sup>13</sup> Und sie stimmt der Meinung Franz Mehrings zu, wonach die Aufdeckung der geschichtlichen Wurzeln des Marxismus die Wurzellosigkeit seiner „Überwindung“ ist.<sup>14</sup>

In ihrer Besprechung der „Theorien über den Mehrwert“ charakterisiert Rosa Luxemburg diese als Vollendung des „Kapitals“, jenes Werkes, das die „wissenschaftliche Überwindung der bürgerlichen Gesellschaft“<sup>15</sup> enthält. Die „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“ wurden erst 1939 vom Marx-Engels-Lenin-Institut in Moskau herausgegeben, waren ihr also nicht zugänglich. Die „Theorien über den Mehrwert“ wertet Rosa Luxemburg als einzigartige kritische Geschichte der Nationalökonomie – nicht ihrer äußeren Form, aber ihrer Substanz nach. „Die Nationalökonomie stellt unter den Wissenschaften in gewisser Hinsicht ein Unikum dar als das einzige Beispiel einer Disziplin, der es vorenthalten ist, ihre eigene Geschichte zu schreiben.“<sup>16</sup> Wieso das? Haben nicht Philosophen die Geschichte ihrer eigenen Disziplin geschrieben? Und kann ein der Mathematik Unkundiger je eine Geschichte der Mathematik schreiben? Nicht in diesem Sinne gilt ihr Satz. Sie klärt auf: „Zur Geschichtsschreibung gehört nämlich in diesem Falle als erste Bedingung diejenige Einsicht in den Zusammenhang zwischen dem gesellschaftlichen Prozeß und seinem theoretischen Reflex, deren *Fehlen* gerade die wissenschaftliche Grundlage der bürgerlichen Nationalökonomie und ihrer Methoden bildet. Und daraus ergibt sich schon der merkwürdige Umstand, daß die Nationalökonomie über ihren Forschungsgegenstand, ihren Stoff selbst im dunkeln ist, indem ihre gelehrten Historiker krampfhaft den Anfängen der nationalökonomischen Theorien im ersten Morgengrauen der menschlichen Geschichte, im klassischen Orient, beinahe bei dem Affenmenschen, kurz überall da nachspüren, wo sie ebenso wenig zu finden ist wie ihr einziger wirklicher Gegenstand – *die kapitalistische Produktionsweise*. Der Vorstellung von der bürgerlichen Gesellschaft als einer absoluten und ewigen Gesellschaftsform in bezug auf die Zukunft entspricht logisch die Vorstellung von der Nationalökonomie als einer absoluten und ewigen Wissenschaft in bezug auf die Vergangenheit. Und aus beiden ergibt sich, daß die Geschichte der Nationalökonomie nur von einem Sozialisten, genauer, nur vom Marxschen Standpunkte geschrieben werden konnte.“<sup>17</sup>

In den von unserer Stiftung durchgeführten „Luxemburg-Seminaren“, die der Vorbereitung unserer Konferenz dienten, wurde über die Auffassung von Rosa Luxemburg über das „Ende der Nationalökonomie“ diskutiert. Vom diesem Ende ist auch in den hier behandelten Aufsätzen die Rede. „Das Werk (d.h.

<sup>13</sup> RLW, Bd. I/2, S. 476.

<sup>14</sup> Vgl. RLW, Bd. I/2, S. 141.

<sup>15</sup> RLW, Bd. I/2, S. 473.

<sup>16</sup> RLW, Bd. I/2, S. 469.

<sup>17</sup> RLW, Bd. I/2, S. 469f.

<sup>12</sup> RLW, Bd. I/2, S. 139.

die „Theorien über den Mehrwert“ (H.S.) ist ein historisches – eine Geschichte der bürgerlichen Nationalökonomie, aber gerade deshalb ist es nicht veraltet; denn die bürgerliche Nationalökonomie hatte wohl einst eine Geschichte, nämlich die, die Marx eben kritisch seziert, seitdem jedoch hat sie keine mehr. Ihre Geschichte wie ihr Lebensfaden sind bald nach den Klassikern, mit dem Entstehen der Marxschen Lehre, abgelaufen. Seitdem haben wir nur ein Fortvegetieren, ein Drehen im Kreise der Vulgärökonomie, die lebendige, pulsierende Ader der ökonomischen Forschung ist in den Strom der proletarisch-sozialistischen Gedankenwelt abgeleitet, und aus dieser revolutionären Gedankenwelt taucht jetzt auch das erste – und einzige – Geschichtswerk über das Glück und Ende der bürgerlichen Nationalökonomie auf.<sup>18</sup> „Ende der Nationalökonomie“ heißt also bei Rosa Luxemburg selbstverständlich nicht Ende wissenschaftlicher Tätigkeit auf dem Gebiete der Ökonomie. Im Gegenteil! Es heißt Fortsetzung dieser Tätigkeit auf dem Niveau, auf das sie Marx gehoben hat. Und an dieser Fortsetzung hat sie, wie nicht nur, aber vor allem ihre „Akkumulationstheorie“ beweist, intensiven Anteil genommen. „Ende der Nationalökonomie“ heißt auch nicht, daß bürgerliche Ökonomen keine neuen Theorien mehr produzieren, die auch neue Erscheinungen im realen ökonomischen Prozeß reflektieren. Rosa Luxemburgs Auseinandersetzung mit den ihr zeitgenössischen ökonomischen Theorien durchzieht ihre ganzen ökonomischen Schriften. „Ende der Nationalökonomie“ heißt nicht, daß die Ökonomen keine Zukunft mehr hätten. Nach Rosa Luxemburg haben sie eine große Zukunft, aber nur dann, wenn sie sich auf die Theorie von Marx, und vor allem auf seine Methode stützen.

Lassalle hat gesagt, daß Marx der Sozialist gewordene Ricardo und der Ökonom gewordene Hegel sei. Rosa Luxemburg hat diesen Satz zustimmend zitiert.<sup>19</sup> Ich habe die Bemerkungen zum „Ende der Nationalökonomie“ vor allem deshalb gemacht, weil ich hier in ihrem Denken eine Parallelität, zumindest eine Ähnlichkeit zu dem finde, was Engels „Ende der Philosophie“ genannt hat.<sup>20</sup> In ihrem Verhältnis zur Philosophie als einer aparten Lehre vom Gesamtzusammenhang ist Rosa Luxemburg ohne Zweifel von der Engels'schen Auffassung beeinflusst. Eine Rückkehr zur alten Philosophie eines Hegel und auch eines Feuerbachs, deren historische Stellung sie durchaus zu würdigen wußte, hält sie für unsinnig, weil dies nur zu neuen „Hirnwebereien“ führen würde. Auffällig, daß sie den philosophischen Arbeiten von

Plechanow wenig Aufmerksamkeit schenkt, und ihr Urteil über Uljanows „Materialismus und Empirio-kritizismus“ ist wenig schmeichelhaft. Die Teilung der Marx'schen Theorie in dialektischen und historischen Materialismus entsprach nicht ihrer Denkweise. Vertreter des dialektischen und historischen Materialismus kritisierten deshalb Rosa Luxemburg und warfen ihr vor, die marxistische Philosophie auf den historischen Materialismus und diesen dazu noch auf Forschungsmethode zu reduzieren.<sup>21</sup> In der Tat hatte Rosa Luxemburg in ihrem Aufsatz „Stillstand und Fortschritt im Marxismus“, der 1903 im „Vorwärts“ erschien, geschrieben: „Allein, von einem mehr oder weniger ausgearbeiteten Lehrgebäude kann bei Marx nur auf ökonomischem Gebiete die Rede sein. Dagegen, was das Wertvollste seiner Lehre betrifft: die materialistisch-dialektische Geschichtsauffassung, so stellt sie nur eine *Forschungsmethode* dar, ein paar leitende geniale Gedanken, die den Ausblick in eine ganz neue Welt gestatten, die unendliche Perspektiven der selbständigen Betätigung eröffnen, die den Geist zu kühnsten Ausflügen in unerforschte Gebiete beflügeln.“<sup>22</sup> Mir scheint dies kein Reduktionismus zu sein, vielmehr die Öffnung von Horizonten. Nun hat zwar auch Rosa Luxemburg kein „mehr oder weniger ausgearbeitetes Lehrgebäude“ der „materialistisch-dialektischen Geschichtsauffassung“ hinterlassen. Ihre Bemerkungen hierzu sind immer durch konkrete Umstände veranlaßt und auf diese bezogen. Trotzdem wage ich die Behauptung, daß dieselben den Geist atmen, den Marx in seiner 8. Feuerbachthese so zum Ausdruck brachte: „Alles gesellschaftliche Leben ist wesentlich praktisch. Alle Mysterien, welche die Theorie zu Mystizismus veranlassen, finden ihre rationelle Lösung in der menschlichen Praxis und in dem Begreifen dieser Praxis.“<sup>23</sup> Nun will ich nicht Rosa Luxemburg als Vertreterin einer marxistischen Praxis-Philosophie hochstilisieren. Sie war was wir alle sind: Kind ihrer Zeit. Und jede unreflektierte Übertragung einzelner Sätze von ihr auf unsere heutige Zeit ohne Analyse der gegenwärtigen Situation und ohne Berücksichtigung der gemachten Erfahrungen gerät in neuen Dogmatismus-Verdacht. Ihre Forderung nach selbständiger theoretischer Betätigung allerdings hat Bestand.

Rosa Luxemburg war in erster Linie Ökonomin und Politikerin. Daraus allerdings auf eine völlige Philosophie-Abstinenz zu schließen, wäre voreilig. Ihre Philosophie war eben die materialistisch-dialektische Geschichtsauffassung, die bei ihr die Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sein in spezifischer Weise einschließt. Sie schreibt: „Friedrich Engels hat in seinem ‚Feuerbach‘ das Wesen der Philosophie als die ewige Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sein, von menschlichem Bewußtsein in der objektiven materiellen Welt formuliert.“<sup>24</sup> Das ist nicht ganz korrekt wiedergegeben. Denn

<sup>21</sup> Vgl. hierzu: Matthäus Klein, Erhard Lange u. Friedrich Richter, Zur Geschichte der marxistisch-leninistischen Philosophie in Deutschland, Berlin 1969, Bd. I, S. 328.

<sup>22</sup> RLW, Bd. 1/2, S. 364.

<sup>23</sup> Karl Marx: Thesen über Feuerbach. A.a.O. S. 535.

<sup>24</sup> RLW, Bd. 1/2, S. 370.

<sup>18</sup> RLW, Bd. 1/2, S. 463.

<sup>19</sup> Vgl. RLW, Bd. 1/2, S. 152.

<sup>20</sup> Vgl. Friedrich Engels, Antidürring, in: MEW Bd. 20, S. 24. „Sobald an jede einzelne Wissenschaft die Forderung herantritt, über ihre Stellung im Gesamtzusammenhang der Dinge und der Kenntnis von den Dingen sich klar zu werden, ist jede besondere Wissenschaft vom Gesamtzusammenhang überflüssig. Was von der ganzen bisherigen Philosophie dann noch selbständig bestehen bleibt, ist die Lehre vom Denken und seinen Gesetzen – die formale Logik und die Dialektik. Alles andre geht auf in die positive Wissenschaft von Natur und Geschichte.“

bei Engels geht es um die „große Grundfrage aller, speziell neueren Philosophie“, der Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sein, der Frage nach dem Primat des Denkens oder der Materie. In dieser allgemeinen Form spielt das Verhältnis von Denken und Sein bei Rosa Luxemburg kaum eine Rolle. Soweit ich sehe, kommt der Terminus „Grundfrage der Philosophie“, der später zum Ausgangspunkt und Konstruktionsprinzip des Systems des dialektischen und historischen Materialismus gemacht wurde, bei Rosa Luxemburg überhaupt nicht vor. Dafür aber finden wir folgende Wendung: „Übertragen wir die Begriffe von *Sein* und *Denken* aus der abstrakten Naturwelt und der individuellen Spekulation, worin die Berufsphilosophen mit der Stange herumfahren, auf das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens, so läßt sich in gewissem Sinne dasselbe vom *Sozialismus* sagen. Er war seit jeher das Tasten, das Suchen nach Mitteln und Wegen, um das Sein mit dem Denken, nämlich die geschichtlichen Daseinsformen mit dem gesellschaftlichen Bewusstsein, in Einklang zu bringen. Es war Marx und seinem Freunde Engels vorbehalten, die Lösung der Aufgabe zu finden, an der sich Jahrhunderte gemüht haben. Durch die Entdeckung, daß die Geschichte aller bisherigen Gesellschaften *in letzter Linie* die Geschichte ihrer Produktions- und Austauschverhältnisse ist und daß die Entwicklung dieser sich unter der Herrschaft des Privateigentums in den politischen und sozialen Einrichtungen als Klassenkampf durchsetzt, durch diese Entdeckung hat Marx die wichtigste Triebfeder der Geschichte bloßgelegt. Damit war erst eine Erklärung für das notwendige Mißverhältnis zwischen dem Bewußtsein und dem Sein, zwischen dem menschlichen Wollen und dem sozialen Tun, zwischen den Absichten und den Resultaten in den bisherigen Gesellschaftsformen gewonnen.“<sup>25</sup> Rosa Luxemburg geht es weniger um den abstrakten Unterschied von Denken und Sein als vielmehr um die Herstellung der Übereinstimmung beider. Davon ist auch anderen Orts bei ihr die Rede. Die Übereinstimmung von Denken und Sein ist bei Rosa Luxemburg keineswegs nur eine rein erkenntnistheoretische Frage. Es handelt sich nicht nur um Veränderung des Bewußtseins, das dazu zu führen hat, daß das gesellschaftliche Sein objektiv erkannt wird. Diese Erkenntnis enthält ja gerade die Einsicht, daß unter den gesellschaftlichen Bedingung der Kapitalherrschaft Fetischismen, falsches Bewußtsein, also Nichtübereinstimmung von Denken und Sein notwendig produziert wird. Also kommt es nicht nur auf die Erklärung der Welt, sondern auf ihre Veränderung an, wenn Übereinstimmung erzielt werden soll. Ach, könnte man hier ausrufen, hätte doch Rosa Luxemburg die „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“ und die „Deutsche Ideologie“ gekannt, sie hätte dies ausführlicher und deutlicher entwickeln können.

## VI.

Trotzdem erstaunlich, wie tief Rosa Luxemburg in den Geist der Marx'schen

Theorie eingedrungen ist. Was sie allerdings auch von Marx übernommen hat, ist die „revolutionäre Ungeduld“, die „heroische Illusionen“ produziert. Nun kann der Erwartungsaffekt – um in der Sprache Spinozas zu sprechen – durch objektive Analyse eingeschränkt werden. Ganz auszurotten aber ist er nicht. Zum Glück – und zum Unglück.

---

## Vorschau

### Z – Nr. 47

erscheint Anfang September 2001  
mit dem Schwerpunktthema

### „Linke in Europa“

Beiträge u.a. von Klaus Dräger, Harald Neubert, Herman Schmid, Susanne Schunter-Kleemann, Karl Unger, Andreas Wehr

Weitere Beiträge u.a. von Hans-Günter Bell (Armutsbericht), Christian Fuchs/Wolfgang Hofkirchner (Globalisierungstheorien), Stefan Gandler (Marx in Mexiko), Markus Helfen/Lydia Krüger (Finanzkrisen), Hans-Joachim Höhme (BRD-Konjunktur), Alexandra Wagner (Normalarbeitsverhältnis)

<sup>25</sup> RLW, Bd. I/2, S. 370/371

## Standbein und Spielbein

### Rosa Luxemburgs Konzept von revolutionärer Realpolitik\*

Anfang der dreißiger Jahre entwickelte Antonio Gramsci sein Konzept des „Stellungskriegs“ im Unterschied zum „Bewegungskrieg“, um die Besonderheit zu fassen, in der der „Block an der Macht“ die Erwartungen und Hoffnungen der Bevölkerung für seine Politik gewinnt. „Diese Ideologie würde als Element eines ‚Stellungskrieges‘ auf dem Gebiet der internationalen Wirtschaft dienen (die freie Konkurrenz und der freie Austausch würden dem Bewegungskrieg entsprechen), so wie die ‚passive Revolution‘ es auf dem Gebiet der Politik ist.“ (Heft 10, Teil I, §8, S. 1243) In der Folge werden die „Elemente der Zivilgesellschaft“ untersucht (Heft 19, § 7), die den Verteidigungssystemen im Stellungskrieg entsprechen, von dem Gramsci sagt, dass die „richtige politische Führung“ hier vor große Aufgaben gestellt ist, da sie „mit enormen Massen geführt werden, die nur mit großen moralischen Kraftreserven dem schweren muskulären, nervlichen und psychischen Verschleiss standhalten können: nur eine sehr geschickte politische Führung, welche die tiefsten Anliegen und Gefühle der Menschenmassen zu berücksichtigen weiß, verhindert die Zersetzung und den Zusammenbruch.“ (Heft 10, §§28) Die Kriegsmetapher klingt für heutige Ohren zu gewalttätig, da sie gewohnt sind, politische Kleinarbeit überhaupt jenseits von kriegerischer Auseinandersetzung zu denken. Es gibt eine theoretische Verwandtschaft zwischen Gramsci und Luxemburg, die auch von Gramsci in eben diesem Kontext mit ihrer Schrift „Massenstreik, Partei und Gewerkschaften“ (GW 2, 91-170) einerseits positiv erwähnt, andererseits kritisiert wird, da von ihr die „freiwilligen und organisatorischen Elemente vernachlässigt worden waren, die viel verbreiteter waren, als Rosa zu glauben geneigt war, die sie aus ‚ökonomistischem‘ Vorurteil unbewusst vernachlässigte; dieses Büchlein scheint mir das bedeutendste der auf die historische Wissenschaft und die politische Kunst angewandten Theorie des Bewegungskrieges zu sein.“ ( Heft 7, § 10)

Für Antonio Gramsci ist der „Stellungskrieg“ in der Politik sein Hegemoniekonzept, ohne das wir politisches Handeln heute kaum noch denken können. Prüfen wir an dieser Stelle genauer, wie Rosa Luxemburg mit der in der Kriegsmetapher angesprochenen Problematik zwei bis drei Jahrzehnte vor Gramsci umgeht. Sie unterscheidet ebenfalls zwei Phasen des Politischen: „spontane Revolutionen, Aufstände, Barrikadenkämpfe“ auf der einen Seite und nach ihnen eine Lage, die sie „den passiven Zustand des Proletariats“

\* Vortrag bei der Tagung „Historische und aktuelle Dimensionen des theoretischen Werkes von Rosa Luxemburg“, Leipzig, 16.-18. März 2001, veranstaltet von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V. Ein Protokollband der Tagung erscheint im Herbst dieses Jahres. Vgl. auch den Beitrag von Helmut Seidel sowie den Bericht von Kurt Schneider in diesem Heft.

nennt. Hier gilt es, das „Opfer der Kleinarbeit“ zu bringen in der Form von Presse, Bildungs-, Aufklärungsarbeit. (Krise, GW, 4, 54) Zu dem Zeitpunkt, an dem sie dies schrieb (1916), bezeichnet sie die letzten „45 Jahre“ als „systematischen Tageskampf unter Ausnutzung des bürgerlichen Parlamentarismus“. Dies nennt sie „Vermählung des wirtschaftlichen mit dem politischen Kampfe und des sozialistischen Ideals mit der hartnäckigen Verteidigung der nächsten Tagesinteressen“ (ebd.). Dazu braucht es den „Leitstern einer streng wissenschaftlichen Lehre“. Ein anderes notwendiges Element ist die Demokratie. Diese sei für die Bourgeoisie „überflüssig bis hinderlich“, aber „für die Arbeiterklasse dafür notwendig und unentbehrlich. Sie ist erstens notwendig, weil sie politische Formen (Selbstverwaltung, Wahlrecht usw.) schafft, die als Ansätze und Stützpunkte für das Proletariat bei seiner Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft dienen werden“ (SoR, 1899, 1/1, 432) - zweitens weil im Kampf um Demokratie Bewusstsein von Klasseninteressen und geschichtlichen Aufgaben ausgespielt werden. Diesen alltäglichen Kampf nennt sie revolutionäre Realpolitik und bezieht sie mithin auf politisches Verhalten im Rahmen des kapitalistischen Staates auf der Grundlage von Wissenschaft und Demokratie. In diesem Kontext nennt sie politische Untätigkeit „passiven Verrat“ (1/1, 435), Aktivität wäre es, die inneren Widersprüche vom Standpunkt des Volkes zuzuspitzen (1/1, 432).

Die erste Frage lautet: ist solches Denken noch aktuell? Bedenken treten spontan auf als Unbehagen an der Sprache wie schon bei Gramsci. Bei Luxemburg ist es die Sicherheit, mit der das Begriffsfeld Proletariat und Klasseninteresse vorkommt und anders, wenn vom Leitstern die Rede ist, der selber Sicherheit der Orientierung verspricht. Unsere Unsicherheit bezieht sich also auf Subjekt und Adressaten von Politik und damit verbunden auf die kohärente wissenschaftliche Theorie, die solche politischen Kämpfe führen könnte. Auf der anderen Seite wird es kaum bestreitbar sein, dass wir weiterhin und globaler im Kapitalismus leben, dass klarer noch auf die Unaushaltbarkeit und Unmöglichkeit gegenwärtiger Kapitalismen, auf die Überlebensnotwendigkeit alternativer Vergesellschaftung und alternativen Wirtschaftens geblickt werden kann. Ohne die Systemkonkurrenz verzichten die Kapitalismen auf verschönernde Maßnahmen, auf Sozialstaat und auf den Anschein, es könne sich bei den westlichen Industrieländern um Modelle des Wirtschaftens und Zusammenlebens handeln, die beispielhaft und Vorbote sind für die ‚nachholende Entwicklung‘ aller übrigen Welten. Kurz, die Notwendigkeit von radikaler Veränderung steht heute mehr denn je auf der Tagesordnung. Die Frage ist, ob das Denken des radikal Anderen, welches insbesondere in allen Formen des Linksradikalismus zur Abkehr von möglicher konkreter Politik innerhalb gegebener Gesellschaftsformation führte, und auf der anderen Seite das Einlassen in praktische Alltagspolitik auf dem Boden des Parlamentarismus, wie sie die Reformkonzepte der Sozialdemokraten über viele Jahrzehnte auszeichnen, eine notwendige im ausschließenden Gegensatz stehende Opposition ist.

Ich konkretisiere die Frage zur Aufgabe, die Politikvorstellungen von Rosa Luxemburg jenseits der gewählten Sprache auf ihre Aktualität, ihren möglichen Nutzen für heute zu überprüfen.<sup>1</sup>

Es muss darum gehen, im Bestehenden Politik zu machen, politisch handlungsfähig zu sein in der Perspektive einer großen Veränderung. Grundlage dafür ist zunächst Rosa Luxemburgs Einschätzung der kapitalistischen Produktionsweise und ihrer Vergesellschaftung. Vielleicht kann man sehr verkürzt sagen, dass sie wie Marx die Neuerungen und Errungenschaften dieser Produktionsweise begeisterten und dass sie zugleich die Gewalttätigkeit gegen Menschen (Arbeitende, andere Völker) und gegen Natur (Zerstörung) als Wegbegleiter kapitalistischen Fortschritts aufs Schärfste sah. Die wissenschaftliche Entdeckung von Marx war für sie der Nachweis des Ineinander von Vergesellschaftung im Sinne einer Weiterentwicklung zu immer mehr Möglichkeiten eröffnenden Formen des Produzierens und Zusammenlebens und Ausbeutung/Zerstörung. Insofern begrüßt sie die Entwicklung der Produktivkräfte (etwa Bau von Eisenbahnlinien, Wasserstraßen usw.) uneingeschränkt, ohne zugleich die gewälttätige und rücksichtslose Einführung zu übersehen: „Sie zeigen auch wiederum, welche kolossalen Produktivkräfte im Schoße unserer Gesellschaft schlummern und welchen Aufschwung der Fortschritt und die Kultur nehmen werden, wenn sie einmal die Fesseln des kapitalistischen Interesses losgeworden sind.“ (WusR, 1/1, 283) Die einzige, allerdings überlebensnotwendige Möglichkeit, Gewalt und Zerstörung Einhalt zu gebieten, war die Übernahme der Gesellschaft durch die Assoziation der Produzierenden im weiteren Sinn, deren Herausbildung sie antizipierte und deren Vernichtung sie als blutigen Kampf prognostizierte. Diese allerdings begriff sie zugleich selbst als werdende in der kapitalistischen Vergesellschaftung, als Menschen oder als Volk (hier geht sie deutlich über die Vorstellung, es seien wesentlich nur die Arbeiter, die ihr Schicksal in eigene Hände nehmen müssten, hinaus), die alle Entwicklung als Werk ihrer Hände begreifen müssten, um Gesellschaft als eigenes Projekt überhaupt gestalten zu können. Der Prozess ist gedacht zugleich als einer der Selbstveränderung wie der Veränderung von Gesellschaft.

In der Schrift „Karl Marx“ von 1903 formuliert sie den Bruch mit bisherigen Politiken und gibt dafür den Namen „revolutionäre Realpolitik“ an: „Vor allem aber, was gibt uns einen Maßstab bei der Wahl der einzelnen Mittel und Wege im Kampfe, zur Vermeidung des planlosen Experimentierens und kraftvergeudender utopischer Seitensprünge? Die einmal erkannte Richtung des ökonomischen und politischen Prozesses in der heutigen Gesellschaft ist es, an der wir nicht nur unseren Feldzugsplan in seinen großen Linien, sondern auch jedes Detail unseres politischen Strebens messen können. Dank die-

sem Leitfaden ist es der Arbeiterklasse zum erstmalig gelungen, die große Idee des sozialistischen Endziels in die Scheidemünze der Tagespolitik umzuwechseln und die politische Kleinarbeit des Alltags zum ausführenden Werkzeug der großen Idee zu erheben. Es gab vor Marx eine von Arbeitern geführte bürgerliche Politik, und es gab revolutionären Sozialismus. Es gibt erst seit Marx und durch Marx sozialistische Arbeiterpolitik, die zugleich und in vollstem Sinne beider Worte revolutionäre Realpolitik ist.“ (1/2, 373) Die Unterscheidung zur bürgerlichen Politik, die ja auch alltäglich und real sein muss, sieht sie im Standpunkt, von dem aus die Dinge betrachtet werden. Einmal ist es der der „materiellen Tageserfolge“, einmal der „der geschichtlichen Entwicklungstendenzen“ (ebd.). Zugleich denkt sie, dass die revolutionäre Dimension der Politik auch darin bestehe, dass „sie sich bewusst nur als das Vorstadium des Aktes betrachtet, der sie zur Politik des herrschenden und umwälzenden Proletariats machen wird“ (1/2, 374). So seltsam solche Formulierungen heute in ihrer Gewissheit klingen mögen, werfen sie doch auch ein weiteres Licht auf Luxemburgs Konzeption von Politik. Sie ist nämlich immer noch Politik unter bestehenden Herrschaftsverhältnissen und daher selbst auch eine Form, die mit beherrschten Subjekten rechnet und mit Brüchen im politischen Alltag. Sie ist keinesfalls sozialistische Politik, wie sie für eine befreite Gesellschaft konzipierbar wäre.

### Schulung über Alltagspolitik

Versuchen wir, aus den politischen Alltagsreden und -schriften zu entziffern, wie Rosa Luxemburg ihre theoretischen Leitlinien in praktische Politik übersetzt. In dieser Weise konzipiert sie revolutionäre Realpolitik auf der einen Seite als Aufklärung und Information über die ‚Fortschritte‘ in Gesellschaft. Da aber solche Fortschritte niemals an sich und für alle, also allgemein Fortschritte sind, sondern z.B. aus ‚niederen Interessen‘, wie etwa Profitgier ohne Rücksicht, durchgesetzt werden, gilt es, den ihnen innewohnenden, die Menschheit bereichernden Teil heraus zu arbeiten und die besonderen gewalttätigen Anteile dem Zorn und der Empörung des Volkes anheimzugeben. Daher ist *revolutionäre Realpolitik* in erster Linie auch so etwas wie eine oppositionelle Presse. Berichtet wird vom virtuellen Standpunkt des Volkes; gesetzt auf das Gefühl von Gerechtigkeit.

Für uns heutige lesen sich so ihre Zeitungsberichte zugleich als merkwürdig wie umgekehrt als aktuelle und noch nicht wieder eingeholte Schulung über Alltagspolitik.

Sehen wir uns die Sache näher an: Da finden wir u.a. (1/1, 278 ff) ausführliche Berichte mit detaillierten ‚objektiven‘ Angaben über Wirtschaftsfragen. Da gibt es genaue Daten über die Anzahl der Schiffe und die Namen der Linien, die im Außenhandel reisen, über die genauen Summen der Erlöse und über das Handelswachstum. In dieser Weise bereitet sie den nötigen Grund für überraschende Fragen zur Kolonialpolitik, die dann auf der Ebene des Alltagsverstandes gestellt werden können. Sie versucht nämlich nicht, über große

<sup>1</sup> Joachim Hirsch versucht in seinem Beitrag „Vom fordistischen Sicherheitsstaat zum nationalen Wettbewerbsstaat“ (Argument 203, 1994) ein Krisenszenario zu zeichnen, welches eine einschneidende Politikkorrektur zwingend macht. Sein Konzept nennt er, die Gegensätze zusammenbindend, „radikalen Reformismus“.

Gewinnzahlen die Tatsache der Ausbeutung etwa als Ungerechtigkeit in der Verteilung vorzuführen, dies scheint ihr im Gegenteil ein höchst untaugliches Mittel der Politik zu sein (vgl. 1/2, 138)<sup>2</sup> sondern sie versucht, das Volk in die Widersprüche des Systems selbst zu verstricken. So z.B. nachdem wir also wissen, was welche Handelsbewegung erbrachte: „Gerade die Länder, deren Erwerbung und Erhaltung dem Volke eine Unmasse Geld kostete, sind für den deutschen Handel und die Industrie, um derentwillen sie angeblich erworben wurden, von einer Bedeutung, die gleich Null ist.“ (WuSR, 1/1, 284) Und weiter: „Nicht kommerziellen und industriellen Aufschwung, bloß enorme Opfer an Gut und Blut und stets wachsende Gefahren für eine ruhige Entwicklung kann die Weltabenteurerpolitik dem deutschen Volke bringen.“ (WuSR, 1/1, 285) Im Grunde nimmt sie das Ringen auf der Ebene der Hegemonie der herrschenden Klasse auf. Deren Propaganda, dass für das Volk und seinen Wohlstand Handelskriege geführt werden müssen, entgegnet sie weder moralisch noch auf der Ebene der Anrufung von Solidarität mit den zu unterwerfenden Völkern. Sie nimmt vielmehr offenbar an, dass die Kriegspropaganda mit den Argumenten für den nationalen Wohlstand zustimmungsfähig ist. Die Zustimmung speist sich aus einer Volksmeinung, dass es den Regierenden tatsächlich um Volkswohlstand gehe. Dieses nimmt sie beim Wort und führt vor, dass hier im Gegenteil Volkes Geld und Blut geopfert werde. Logisch zuende gedacht würde solch politische Argumentation bedeuten, dass Kriege gerechtfertigt seien, wenn sie tatsächlich Handelsreichtum erbrächten. Rosa Luxemburg aber begreift Politik nicht als eine Sache gradliniger Argumentation und theoretischer Bemessung. Vielmehr geht es immer und überall darum, das Volk zu beteiligen, als säße es selbst an der Regierung. Ist dieser Standpunkt, der in der regierungsoffiziellen Propaganda auch der Standpunkt der herrschenden Klasse ist, erst praktisch eingenommen, dann können weitere Fragen von Politik und Gesellschaftsgestaltung auf die Tagesordnung kommen, nicht vorher.

Könnte man sagen, dass es eine Art Populismus von links ist? Es geht um eine spezifische Widerspruchsanordnung, in der die einzelnen nicht gegen kommerziellen Aufschwung empört werden, sondern gegen die Staatspolitik, die solches nicht unbedingt befördert, Hand in Hand mit bestimmten Monopolen. Dabei wird die Gleichheit der Oberen als Gleichheit bei der Zerstörung vorgeführt, als Maßstab, bei dem die allgemeine Ungleichheit in solcher Gleichheit gezeigt werden kann. Das Mittel ist nicht die Belehrung, sondern die bestimmte Information. Angeknüpft wird an Bestandteile im Alltagsverständnis.

<sup>2</sup> In der Schrift *Aus dem Nachlaß unserer Meister* (1/2, 137f) kritisiert sie scharf die neue Tendenz in der Arbeiterbewegung, das Marxsche „Lehrgebäude zu zersetzen“: „Die rein empirische Beobachtung der Tatsache der Ausbeutung, des ‚Mehrprodukts‘ soll genügen als Basis, das bloße Bewußtsein der ‚Ungerechtigkeit‘ der Verteilung als Legitimation der sozialistischen Arbeiterbewegung.“ (ebd. 137 f.) Als schlagendes Gegenargument führt sie an, dass solche Fakten seit langem bekannt waren und auch Marx lange von ihnen wusste, ohne dass dies ihn von einer sozialistischen Perspektive geschweige denn zum wissenschaftlichen Sozialismus überzeugt habe.

Eine andere Weise revolutionärer Realpolitik ist die Einmischung in den Kampf des Staates mit der Arbeiterklasse. Hier sucht sie die direkten Eingriffe von oben, um in ihnen und nicht etwa in einfacher Negation gegen sie, einen Nutzen für die Arbeitenden herauszulösen. Sie verfährt nach der klaren Logik, dass jede Einmischung von oben auch eine Einlassung ist, eine Vermischung, bei der die Unteren immer auch gewinnen können. Es ist gewissermaßen eine Feldöffnung. So z.B. in ihrem bemerkenswerten Artikel zur „Reichsstreikstatistik“ (WuSR, 1/1, 288f). Während sich linke Gruppierungen in einer Boykottbewegung bei der Volkszählung in der BRD 1986 ganz auf Abwehr und abstrakte Negation versteiften, schrieb Rosa Luxemburg zu einer ganz ähnlichen, wenn auch unverblümter kontrollierenden Initiative des Staates: „Dass aber unter Umständen die Erhebungen über wirtschaftliche Konflikte der Arbeit mit dem Kapital auch ganz umgekehrt als Material zum Kampfe des Staates mit der Arbeiterklasse dienen können. ... Immerhin, ungeachtet und trotz der Absichten ihrer Schöpfer wird die neue Einrichtung gewiss für die Arbeiterbewegung von Nutzen sein, denn manche heilsame Lehre, namentlich über die Unentbehrlichkeit der Arbeiterorganisation im wirtschaftlichen Kampfe mit dem Kapital, wird man aus der noch so einseitig geführten Statistik ganz zweifellos ziehen können.“ (1/1, 291) Sie ‚enttarnt‘ mithin nicht einfach bloß den offensichtlich parteiischen Charakter der Erhebung, sie beklagt nicht, dass Wissen ‚enteignet‘ werde, sondern vertritt auch hier den Standpunkt, dass wichtiges Wissen über die Lage des Volkes fehle, jede Quelle und Erhebung also von Nutzen sei.

Ein dritter Typ revolutionärer Realpolitik ist der Versuch, die inneren Widersprüche im Kapitalismus vom Standpunkt des Volkes zuzuspitzen. Grundauffassung ist dabei, dass die kapitalistische Produktionsweise selbst revolutionär und innovativ ist. Insofern streitet die vom Profit vorangetriebene kapitalistische Entwicklung stets auch gegen alte Besitztümer und Privilegien, drängt zu neuen Formen. Der Staat aber, der nicht in gleicher Weise sich beständig umwälzt, tritt in vielen solchen Fällen zum Schutze des alten Kapitals an. Politik muss dann mithin gegen den Staat und für neuere Entwicklungen im Kapitalismus gemacht werden. Diese selbst begreift sie als fortwährende Annäherungen an sozialistische Produktions- und Vergesellschaftungsweisen, gegen die politisch immer höhere Wände errichtet werden. Untätigkeit ist ihr daher „passiver Verrat“ (1/1, SoR, 432 - 435).

### Polemik gegen Bernstein

Revolutionäre Realpolitik setzt Realwidersprüche voraus, entfaltet sich in ihnen. So polemisiert Rosa Luxemburg in ihrer Schrift gegen Bernstein (SoR 1/1, 369ff) gegen dessen kurzschlüssige Gedankenführung, die Sozialdemokratie müsse „gegen die Demokratie“ sein, weil „die Entwicklung der Demokratie zur Verschärfung und nicht zur Abschwächung der kapitalistischen Widersprüche“ führe (ebd. 432). „Nur müsste sie dann folgerichtig auch den ganzen Kapitalismus überhaupt ‚zu vereiteln streben‘, denn er ist doch unbestreitbar der Hauptbösewicht, der ihr alle Hindernisse auf dem Wege zum So-

zialismus stellt. Tatsächlich gibt der Kapitalismus neben und zugleich mit Hindernissen auch die einzigen Möglichkeiten, das sozialistische Programm zu verwirklichen. Dasselbe gilt aber vollkommen auch in bezug auf die Demokratie.“ (ebd.) Dennoch sieht sie durchaus scharf, dass so sehr innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft die Möglichkeiten für eine andere Gesellschaftsform wachsen, sie zugleich auch verschluckt und behindert werden: „Die Produktionsverhältnisse der kapitalistischen Gesellschaft nähern sich der sozialistischen immer mehr, ihre politischen und rechtlichen Verhältnisse dagegen errichten zwischen der kapitalistischen und der sozialistischen Gesellschaft eine immer höhere Wand. Diese Wand wird durch die Entwicklung der Sozialreformen wie der Demokratie nicht durchlöchert, sondern umgekehrt fester und höher gemacht. Wodurch sie also niedergerissen werden kann, ist einzig der Hammerschlag der Revolution, d.h. die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat.“ (SoR, 400)

Die ausschließende Entgegensetzung von revolutionärer gegen sozialreformerische, gegen demokratische, gegen Realpolitik, so können wir von Rosa Luxemburg lernen, verdankt sich der falschen Einschätzung des Proletariats. Politik muss gemacht werden mit dem „beherrschten Proletariat und nicht dem siegreichen“ (ebd. 433). Das bedeutet allerdings, dass Politik für die Arbeiter zugleich gegen sie gemacht werden muss, dass also ein Kampf um die Köpfe und Gefühle ebenso Bestandteil von revolutionärer Realpolitik sein muss: „Es ist klar, dass, was die Technik der Produktion betrifft, das Interesse des (einzelnen) Kapitalisten mit dem Fortschritt und der Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft vollkommen zusammenfällt. Es ist die eigene Not, die ihn zu technischen Verbesserungen anspornt. Die Stellung des einzelnen Arbeiters hingegen ist gerade entgegengesetzt: Jede technische Umwälzung widerstreitet den Interessen der direkt dadurch betroffenen Arbeiter und verschlechtert ihre unmittelbare Lage, indem sie die Arbeitskraft entwertet. Insofern sich die Gewerkschaft in die technische Seite der Produktion einmischen kann, kann sie offenbar nur im letzteren Sinne, d.h. im Sinne der direkt interessierten einzelnen Arbeitergruppen handeln, d.h. sich Neuerungen widersetzen. In diesem Fall handelt sie aber nicht im Interesse der Arbeiterklasse im Ganzen und ihrer Emanzipation, das vielmehr mit dem technischen Fortschritt, d.h. mit dem Interesse des einzelnen Kapitalisten übereinstimmt, sondern gerade entgegengesetzt, im Sinne der Reaktion.“ (SoR, 390)

### Revolutionäre Realpolitik als Kampf um Hegemonie

Schließlich ist also revolutionäre Realpolitik der Kampf um die Hegemonie im Volk. Daher kommt eine unvermutete Heftigkeit in Luxemburgs Urteile über Bündnisse, wie sie z.B. auf der Friedenskonferenz (4, 279ff) in Stockholm in einer Liste von Bürgern, Sozialisten und Linken Lehrstuhlinhabern angestrebt waren. Die Kompromisse, die solcherart zustande kämen, nähmen den Arbeiterforderungen die sozialistische Perspektive. Solche Radikalität speist sich aus der Unmittelbarkeit, mit der sie sich stets in ihren Reden und Texten direkt an das Volk wendet. Das Volk aber schließt selbst überhaupt keine Bündnisse. Der Bündnisgedanke setzt Repräsentanten voraus.

Das Ringen um Hegemonie muss setzen auf moralisches Einverständnis des Volkes mit der herrschenden Kultur und ihren moralischen Urteilen. Luxemburg löst die schwierige Aufgabe, indem sie auf eben die so einverständene moralische Empörung setzt und sie überraschend gegen die Oberen wendet. So z.B. u.a. in dem kleinen Text „Wer muss von der Trunksucht gerettet werden?“ (WuSR, 1/1, 288). Sie hebt an mit der Erinnerung, dass die Oberen den Unteren, „Niedereren“ Enthaltbarkeit predigten, um sie von dem „wirtschaftlichen und moralischen Ruin der Trunksucht zu retten“. Umgekehrt nennt sie die Oberen die „Edelsten und Besten der Nation“, die „zivile bürgerliche Gesellschaft“. Aus Mangel an Daten über deren Trinkgewohnheiten nimmt sie die Armee als Spiegel der „Sittenauffassung der Klassengesellschaft“. Hilfsweise nimmt sie die verheerenden Zahlen aus der russischen Armee über Alkoholvergiftungen bei Offizieren im Unterschied zu den gemeinen Soldaten, um sodann zu folgern, dass das arbeitende Volk in den westeuropäischen Ländern schon wegen der höheren Schulbildung noch enhaltsamer sei als das russische, während die bürgerlichen Klassen in allen Ländern gleich seien. Sie schlussfolgert, dass höhere Sitten beim Volke und nicht bei den oberen Zehntausend zu suchen seien.

Wiewohl man der etwas waghalsigen Methode, aus den Sitten in der russischen Armee auf die in der deutschen Bourgeoisie zu schließen, nicht zustimmen mag, sind Anknüpfung und Bewegung, die Luxemburg vollführt, von Interesse. Sie geht davon aus, dass Enthaltbarkeit als moralische Anforderung Konsens findet und insofern auch die Predigten der Oberen gegen den Sittenverfall der Unteren diese im Selbstwertgefühl empfindlich treffen können. Durch genaue Information über die Lage in der russischen Armee über zwei Jahre verbreitet sie die Nachricht, dass der Sittenverfall die Oberen träfe, diese mithin nicht nur selbst moralisch minderwertig seien, sondern zudem den Unteren empfehlen, was sie selbst nicht einhalten. Ihre Moral ist bloße Phrase und dient der Unterdrückung der Unteren. Sie werden unglaubwürdig und das Selbstbewusstsein des arbeitenden Volkes gestärkt, so dass der stets durchgeführte Gedanke, dass das Volk seine Gesellschaft in seine eigenen Hände nehmen muss und kann, weitere Stärkung erfährt.

Eine weitere Form solcher Realpolitik, die ebenfalls auf Rechtsbewusstsein im Alltagsverstand setzt, ist die vergleichende Betrachtung des „geltenden Gesetzes“. So informiert sie in dem Artikel „Kapitalistischer Schwindel“ (WuSR, 1/1, 278) nicht nur über einen Skandalfall, in dem dem Volke Aktien angeboten werden an einer Versicherung, die gegen die Folgen nicht gezahlter Hypothekenschulden versichert. Sie setzt diese Nachricht in eine Reihe, in der zunächst die allgemeine Weise des Kapitals, „auf fremde Kosten gesetzmäßig zu leben ... ohne mit den geltenden Gesetzen in Konflikt zu geraten“ erwähnt wird, um sodann diesen neuen Schwindel, der entziffert wird als Absicht „der in aller Öffentlichkeit operierenden Versicherungs-Aktiengesellschaft ... Schulden der Grundstückseigentümer mit fremdem Geld zu bezahlen“ vorzuführen und abschließend lakonisch festzustellen: „Aber Zuchthausstrafe soll auf Anreizen zum Streik verhängt werden.“ (WuSR, 278f). Solche Berichter-

stattung ist anders als die Behauptung, dass Recht und Gesetz parteilich, und zwar gegen das Volk gerichtet sind; es überlässt nämlich solche Schlussfolgerungen der Arbeit des Alltagsverständes. So auch im erstaunlichen Text zum „Beamtenelend in Frankreich“ (WuSR, 279f). Hier sehen wir sie unermüdlich Zahlen zum Wachstum der Beamten-schicht zusammentragen und deren Durchschnittslohn errechnen. Die interesselose Beruhigung über das Mittelmaß der Entlohnung zerstört sie sofort, indem sie vorführt, dass selbstverständlich im Staat ähnlich wie in der Gesellschaft „die Größe des Gehalts in umgekehrten Verhältnis zur Größe und Schwierigkeit der Arbeit steht“ und zwar in einem Verhältnis von 1:10. Sie zeigt, dass jene, die die geisttötende Büroarbeit verrichten, auf ein Existenzminimum herabgedrückt werden, während jene, deren Arbeit in „Reden“ und Festessen“ besteht, ein unerhörtes Jahresgehalt bekommen. Sie empfiehlt zudem, am Wachstum der Beamten-schicht und deren Elend den Niedergang von Produktion und Handel abzulesen, in denen die Kleinbürger nicht mehr unterkommen. Sie führt mithin vor und schult darin, Daten nicht nur für bare Münze zu nehmen, sondern ihre im Durchschnitt verschluckte Verteilung zu entschlüsseln - wieder ist die dazu empfohlene Methode der Vergleich - und zudem aus den Daten in einem Bereich auf Bewegungen in anderen zu schließen. Beide Methoden sind dem Alltagsverständnis unmittelbar zugänglich.

Schließlich gibt sie dem „Volk“ eine Reihe von Informationen (etwa über die Verwandlung der USA von einem Import- in ein Exportland, was ihrer Auffassung nach zu einem Handelskrieg großen Ausmaßes führen muss), nicht, um es zum Nachdenken über Lösungen für im Kapitalismus und durch ihn erzeugte Probleme zu bringen, sondern um die Haltung zu verbreiten, dass in die Ökonomie politisch eingegriffen werden muss (vgl. z.B. 1/1, 286).

### Zusammenfassung

Voraussetzung für die Entwicklung revolutionärer Realpolitik ist eine wissenschaftliche Analyse und genaues Studium der Bewegungen in der Gesellschaftsformation. Allgemeine Grundannahme ist die Auffassung, dass die Bewegungen im Kapitalismus widersprüchlich sind, dass Kapitale Entwicklungsinteressen für das Volk haben können, umgekehrt der Staat dem Fortschritt entgegensteht. Revolutionäre Realpolitik braucht Presse/Öffentlichkeit. Denn es geht ihr darum, Wissen und Informationen über reale Entwicklungen so zu verbreiten, dass begreifendes Erkennen als selbsttätiger Prozess möglich wird. Es geht darum, dem herrschenden Konsens die Hegemonie streitig zu machen. Daher wird angesetzt beim beherrschten Volk und seinem Sinn für Gerechtigkeit und Moral, beim Alltagsverständnis. Die Einsichten, die es gewinnt, sollen es befähigen, politisch zu denken in der Perspektive, die Regierung zu übernehmen. Also berichtet sie nicht so sehr über das Elend, über Ausbeutung, sondern sie gibt Informationen, die für ein Volk an der Regierung wichtig wären. Mittel sind die Verbreitung von Information und Wissen und ihre vielseitige Lesbarkeit je nach Standpunkt; die Aufdeckung der inneren Widersprüche des Systems; Vorführen der positiven Seiten und Entwick-

lungen im Kapitalismus, auch wenn diese spontan gegen Arbeitende gerichtet sind; die Spaltung der herrschenden Moral in eine für die Unteren, eine, die nur für die Oberen gilt, in eine kleinbürgerlich rückwärtsgewandte und eine der Protestbewegungen, die sich „nicht gegen die Folgen, sondern gegen die Wurzel der Gesellschaftsordnung richtet“ (3,30f) und schließlich der Vergleich, als eine ständige eingesetzte quasi sozialwissenschaftliche Methode in der Berichterstattung. Da sie ansetzt beim Alltagsverständnis, sind Sprichworte und Wortspiele, Metaphern aus dem Haushalt und ähnliches (ein ausgetretener Hausschuh der Diplomatie; ein Schürzenstipendiat der Börsenwölfe u.ä., hier 3; 27) stetes Mittel ihrer Reden. Der Transport solch sinnlicher Erfahrungen in große Politik macht dabei Sprache zu einem Bewegungsmedium mit stets wechselnden Bedeutungen und Regierungspolitik so verständlich wie das Terrain, aus dem die Sprache und ihre Bilder entlehnt sind.

### Literatur

- Antonio Gramsci: Gefängnishefte (hg. von Klaus Bochmann und W.F. Haug) Berlin/Hamburg, 1991-2001
- Joachim Hirsch: Vom fordistischen Sicherheitsstaat zum nationalen Wettbewerbsstaat. In: Das Argument 203, 1994
- Rosa Luxemburg: Gesammelte Werke, Bd. 1 - 5, Berlin. Hier zitiert im einzelnen:
- Dieselbe: Wirtschaftl. u. Sozialpolitische Rundschau, Band 1/1, S. 278 - 360 (zit. WuSR)
- Dieselbe: Karl Marx, Band 1/2, S. 369 - 377
- Dieselbe: Aus dem Nachlaß unserer Meister, Band 1/2, S. 130 - 141
- Dieselbe: Sozialreform oder Revolution? Band 1/1, S. 369 - 466 (zit. SoR)
- Dieselbe: Massenstreik, Partei und Gewerkschaften, GW 2, S. 91-170
- Dieselbe: Kleinbürgerliche oder proletarische Weltpolitik? Band 3, S. 26 - 31
- Dieselbe: Brennende Zeitfragen, Band 4, S. 275 - 290
- Dieselbe: Krise der Sozialdemokratie, Band 4 (zit. Krise)
- Dieselbe: Kleinbürgerliche oder proletarische Weltpolitik? Band 3, S. 26 - 31

## Was heißt Materialismus in der Gesellschaftstheorie?

Zwischen den philosophischen Positionen des Materialismus und des Idealismus gibt es seit dem Aufkommen der Philosophie lebhaft Auseinandersetzungen. Es ging und geht um erkenntnistheoretische Fragen sowie um das Verständnis des Weltganzen im Blick auf die Existenz und die Rolle materieller und ideeller Faktoren. Hinsichtlich der Gesellschaft spezifiziert sich das Problem zu der Frage nach dem Zusammenhang von Ökonomie und Ideologie, Ökonomie und Staat sowie der materiellen (objektiven) und ideellen (subjektiven) Bedingungen individuellen und gemeinschaftlichen Daseins, Denkens und Handelns von Menschen. Das Materielle in der Gesellschaft beschränkt sich nicht auf die Ökonomie, doch nimmt diese einen besonderen Platz ein, weil in ihr der Mensch die materiellen Mittel zur Befriedigung naturgegebener materieller (organischer) Bedürfnisse erarbeitet. Damit im Zusammenhang steht die objektive Notwendigkeit für den Menschen, die Welt – vorab die Natur – so zu erfassen, daß er durch zweckgeleitetes Handeln sein Leben fristen kann, indem er die Natur mit gegenständlichen Mitteln erfolgreich bearbeitet. Die erkenntnistheoretische, gnoseologische Frage steht mit der ontologischen, der sozialen Frage in enger Verbindung, denn die menschliche Erkenntnis wurzelt letztlich in der Arbeit zur Aneignung und Umformung der Natur. Auf dieser Basis erhebt sich ein weitverzweigtes Geflecht ideeller Vermittlungen des Menschen mit seiner Umwelt und der Welt überhaupt, und das Ideelle besitzt eigenständige Geltung und formierende Kraft im Wirken des Menschen.

### Gegenstand und Abbild

In der Erkenntnis macht sich der Materialismus in dem objektiv bedingten Streben des Menschen geltend, die Welt so zu erkennen, wie sie ist. Denn ohne sachgerechte geistige Aneignung der Welt – der Natur und der menschlichen Gesellschaft – ist ein erfolgreiches Leben und Handeln nicht möglich; die Praxis – die gestaltende Einflußnahme auf die Welt – belehrt den Menschen darüber, ob sein Denken die Wirklichkeit richtig erfaßt oder nicht. Das Materielle nimmt in der Erkenntnis die modifizierte Form des Gegenständlichen, des Erkenntnisgegenstandes an, der primär gegenüber seinem emotionalen und rationalen Erfassen ist, so sehr dieses auch in die Bestimmung und Aneignung des Gegenstandes eingeht. Materiell bedingt ist die Erkenntnis auch durch ein materielles Organ, das Gehirn, das die biologische Voraussetzung für die geistige Aneignung der Wirklichkeit ist. Doch gilt: „Die physiologischen Operationen, die wir Geist nennen, entstammen der Gesamtheit der strukturellen und funktionellen Organisation und nicht dem Gehirn allein.“<sup>1</sup>

<sup>1</sup> A. R. Damasio, *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*, München und Leipzig 1997 (3. Aufl.), S. 18, 128

Das Geistige ist kein isoliertes Produkt des Materiellen, sondern resultiert aus der Fülle der Wechselwirkungen, in denen sich ein Subjekt mit seiner Umwelt befindet. Eine analoge Konstellation besteht in der Gesellschaft im Verhältnis des Bewußtseins zu seinen objektiven (materiellen) Voraussetzungen. Der Geist ist kein Ding, sondern ein Prozeß, der aus systemischen Beziehungen organisierter Teile der Materie hervorgeht.<sup>2</sup> Die Anatomie des menschlichen Gehirns beeinflusst die Zustände und Bewegungen des Körpers sowie Sprache und Denken. Das Bewußtsein ist ein Totum, das synthetisch aus den Segmenten des Gehirns und des menschlichen Körpers hervorgeht.

In der erkenntnistheoretischen Beziehung von Gegenstand und Abbild repräsentiert der Gegenstand das Materielle, das Abbild das Geistige, Ideelle. Ohne Analyse der Welt als Konfiguration objektiver (Erkenntnis-)Gegenstände ist praktischer menschlicher Lebensvollzug nicht möglich. Das tangiert nicht die Tatsache, daß der Gegenstand selbst partiell ein Konstrukt menschlichen Geistes, des erkennenden Bewußtseins ist. Denn der Mensch separiert in der Erkenntnis den Gegenstand aus der Fülle realer Bezüge als Element eines durch den Menschen, seine Interessen, Bedürfnisse, Ziele und Erkenntnismöglichkeiten gesetzten Beziehungsganzen. So ist der Gegenstand, obwohl in *einer* Beziehung objektiv-materiell, in *anderer* Beziehung subjektiv-ideell, was durch die dem Menschen eigenen Erkenntnisorgane und -kräfte bedingt ist. Denn der Mensch kann die Umwelt, die Realität überhaupt nur so erkennen, wie er sie erkennen *kann*. Das hebt indes die Objektivität von Gegenstand, Prozeß und Resultat der Erkenntnis nicht auf, wovon die Praxis des Menschen als differenzierte Aneignung der für den Menschen essentiell wichtigen Elemente der natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt Zeugnis gibt. Die Erkenntnis ist ein vielgliedriges Vermittlungsgeschehen zwischen Gegenstand und Abbild, in dem beide Seiten sich bedingen, aber – wie auch immer beschaffen – der Gegenstand das Primat besitzt.

Gewiß ist die Erkenntnis subjektiv bedingt und bestimmt, da der Mensch, wie alle höheren Tierarten, sich die Welt mit seinen ihm eigenen Erkenntniskräften aneignet. Dadurch ist auch der Erkenntnisgegenstand, ungeachtet seines objektiven Ansichseins, subjektgeformt, und die Erkenntnis spielt sich in einem subjektiven Aneignungsraum ab. Doch ist sie nicht bloßes Gedanken- oder Sprachspiel, sondern hat einen lebenspraktischen Hintergrund und Sinnbezug. Keineswegs ist die natürliche und gesellschaftliche Realität, wie manche Theoretiker geltend machen wollen, ein bloßes selbstreferentielles sprachliches Konstrukt, und Erkenntnis spiegelt nicht lediglich Ideologien und Sprachsysteme, sondern objektive Tatbestände wider. Daß es in der Quantenphysik eine vom Erkennenden unabhängige Realität im bisher üblichen physikalischen Sinne nicht gibt<sup>3</sup>, hebt die Objektivität der Erkenntnis und den Ab-

<sup>2</sup> J. Cohen, I. Stewart, *Chaos-Antichaos. Ein Ausblick auf die Wissenschaft des 21. Jh.*, Berlin 1997, S. 157

<sup>3</sup> H.-P. Dürr, *Das Netz des Physikers. Naturwissenschaftliche Erkenntnis in der Verantwortung*, München und Wien 1988, S. 108

bildcharakter theoretischer Systeme nicht auf, ist eine Besonderheit der modernen Naturwissenschaften. Wahrnehmen und Denken sind konstruktive, konstruierende Vorgänge und der menschliche Geist ist in bestimmter Weise, zusammen mit seinen subjektunabhängigen Voraussetzungen, Kreator der durch geistige Anstrengung gewonnenen Erkenntnisresultate. Dennoch gilt: „Erfahrung ist nur dann wissenschaftlich faßbar, wenn ihre Inhalte in unserer Umgangssprache ausgedrückt werden können. Wissenschaftliche Erfahrung muß in diesem Sinne objekthaft werden, denn nur dann läßt sich eindeutig mitteilen, was beobachtet oder gemessen wurde.“<sup>4</sup> Kognitive Schemata ermöglichen die menschliche Erkenntnis, die objektive Realität aber ist letztlich ihre Grundlage. Man kann A. Gierer zustimmen, daß „wissenschaftliche Erkenntnis sowohl eine Konstruktion des Denkens als auch wirklichkeitsgerecht ist.“<sup>5</sup> Die auf der Autopoiese-Konzeption beruhende erkenntnistheoretische Auffassung läßt, wie R. Steigerwald mit Recht bemerkt,<sup>6</sup> kein wirkliches Wissen zu, Wissen ist stets objektgebunden, und das Objekt ist, wie auch immer beschaffen, realitätsvermittelt und -begründet.

In einem allgemeinen abstrakten Sinne ist Erkenntnis Widerspiegelung des Materiellen als eines objektiv gegebenen Gegenstandes. Sie ist Einheit von Denken und Sein, Materiellem und Ideellem und zugleich deren Gegensatz, ihr Widerspruch: Identität und Nicht-Identität. Darin ist die Selbstmacht des Denkens, des Geistes sowie auch seine Abhängigkeit von etwas ihm Vorausgesetztem und Zugrundeliegendem pointiert. Es ist mitgedacht, daß das Denken als Widerspiegelung in der Regel nur eine *annähernde* Abbildung von Seiendem ist, da Denken und Sein nur der Tendenz nach strukturell und inhaltlich miteinander übereinstimmen, das Denken seinen eigenen inneren Notwendigkeiten und Prinzipien folgt. Die These von der Abbildlichkeit der Erkenntnis, des Denkens ist eine *Tendenzaussage*, sie weist eine mechanisch-metaphysische Vorstellung von Widerspiegelung ab.

Diese Art der Beziehung zwischen Materiellem und Ideellem kehrt in der Gesellschaft in mannigfachen Formen wieder, sie bestimmt das Verhältnis zwischen gesellschaftlichem Sein und Bewußtsein, materiellen und ideologischen Verhältnissen, Basis und Überbau: Nirgends liegt eine direkte Adäquatheit, sondern eine Übereinstimmung der Tendenz nach in dynamisch sich verändernder sozialer und geschichtlicher Bewegung vor. Das Ideelle ist stets auch sein eigenes Produkt, bringt sich aus seinen evolvierenden inneren Bedingungen (auch) selbst hervor, woran beim Individuum neurophysiologische Faktoren Anteil haben.

<sup>4</sup> Ebd., S. 111

<sup>5</sup> A. Gierer, Im Spiegel der Natur erkennen wir uns selbst. Wissenschaft und Menschenbild, Reinbek 1998, S. 226

<sup>6</sup> R. Steigerwald, Abschied vom Materialismus? Zur Antikritik heutiger Materialismus-Kritik, Schkeuditz 1999, S. 369

## Objektive Realität – schöpferisches Bewußtsein

Die These der objektiven Existenz der sozialen Realität, die in abstrakt-allgemeinem Sinne als Materie gekennzeichnet werden kann, ergibt sich realpraktisch aus der Existenz des Menschen – auch des erkennenden – selbst. In allen praktischen Handlungen und erkenntnistheoretischen Aktivitäten ist sie, explizit oder implizit, vorausgesetzt; praktische und theoretische Tätigkeit arbeiten sich an der Umwelt ab, suchen sie zu nutzen, zu erfassen, zu gestalten. Die modifizierende Formung der materiellen Außenwelt in Wahrnehmung und Denken hebt die Objektivität der Welt in ihrem Für-uns-Sein nicht auf, tangiert nicht ihr reales Substrat. Das ist die allgemeine Grundlage der Praxis des gesellschaftlichen Menschen: er formt in der durch Erkenntnis geleiteten Arbeit eine objektive gesellschaftliche, naturvermittelte Wirklichkeit, von der er zugleich ausgeht und die er durch sein Handeln beständig beeinflusst – sei es erhaltend oder verändernd.

Abwegig ist die Ansicht postmoderner Philosophen und Historiker, die Gesellschaft sei in Gegenwart und Vergangenheit keine objektive Realität, sondern eine Sammlung von Texten, hinter der man keine reale Wirklichkeit voraussetzen dürfe. Die entgegengesetzte Annahme, die von der Realexistenz der Gesellschaft und der Geschichte ausgeht, setzt man als 'naiven Realismus' herab.<sup>7</sup> Das subjektive Moment des erkennenden Bewußtseins wird verabsolutiert und der tatsächliche Zusammenhang zwischen Wirklichkeit und Denken nicht begriffen. „Die Vergangenheit ist weit mehr als ein Text, und der Versuch, sie als Text zu lesen, erfaßt bloß einen kleinen Teil ihrer Wirklichkeit.“<sup>8</sup> W. Dilthey übertreibt die subjektive Seite der Aneignung der Wirklichkeit, wenn er behauptet, jedes äußere Ding sei dem Menschen nur als Tatsache seines Bewußtseins gegeben. Dies ist einerseits trivial, da der Mensch sich die Realität erkennend nur durch das Bewußtsein aneignen kann, andererseits grob vereinfacht, da nach der objektiven Entsprechung der Bewußtseins-tatsachen zu fragen ist.

Als gesellschaftliche Erscheinung ist das Bewußtsein doppelt determiniert: durch die sozialen Erkenntnisbedingungen, die Inhalt und Form des Bewußtseins beeinflussen, sowie durch die differenten Gegenstände des Bewußtseins, die es sich erkennend aneignet. In beiden Hinsichten ist das Bewußtsein kein bloßer Registrator objektiver Gegebenheiten, sondern eine aktive Potenz ihrer Aneignung und realen Formierung. Das schöpferische Bewußtsein tritt als Integral der objektiven – der ökonomischen, politischen, kulturellen – Verhältnisse auf, und es prägt die objektiven Gegenstände gesellschaftlicher Erkenntnis, gibt ihnen, als Ausdruck der Intentionalität des Bewußtseins, eine subjektiv bestimmte Form. Denken ist ein Wirkelement der gesellschaftlichen Ereignisse und Zusammenhänge wie auch ihrer geistigen Widerspiegelung im

<sup>7</sup> Vgl. R. J. Evans, Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis, Frankfurt/N.York 1998, S. 98f.

<sup>8</sup> Ebd., S. 110

Bewußtsein. Das Bewußtsein hat eine praktisch-operationale und eine kognitive Funktion, in beiden ist es aktiv wirksam. Das zeigt sich in der Kreativität der Intelligenz, der „Fähigkeit, als Folge einer Konfrontation mit neuen Informationselementen ein bisher unbekanntes Resultat vorauszusagen.“<sup>9</sup> Von der Kreativität der Intelligenz wird sowohl die Gestaltung der objektiven materiellen Verhältnisse als auch die geistige und ideologische Erfassung der gesellschaftlichen Umwelt beeinflusst. Die Intelligenz tritt als Komplex in den drei Formen der analytischen, der kreativen und der praktischen Intelligenz auf,<sup>10</sup> worin die erkenntnistheoretische und die praktische Wirksamkeit des Bewußtseins synthetisiert sind und die Gestaltungsmacht des menschlichen Wahrnehmens und Denkens erscheint.

Das Bewußtsein ist als kreative Potenz (relativ) ‚primär‘, doch ist es in dieser Beziehung dem Grunde nach zugleich ‚sekundär‘, da es dreifach von der Materie, von materiellen (nicht-ideellen) Voraussetzungen abhängt. Erstens in der Gegenstand-Abbild-Beziehung, zweitens in der sozialen Bedingtheit, drittens als Resultat geschichtlichen (und natürlichen, biologischen) Entstehens aus evolvierenden Bedingungen, aus der ‚Geschichte‘. Die Geschichte der menschlichen Gesellschaft ist das Werden des Bewußtseins, seine Entwicklung aus einfachen zu immer komplexeren, reichhaltigeren Bestimmungen. Strukturell und genetisch ist das Bewußtsein ein Produkt der Entwicklung der sozialen, der kulturellen Welt des Menschen auf Grundlage seiner Gebundenheit an das Gehirn als materielles Organ des Wahrnehmens und Denkens.

### Variabler Zusammenhang: Basis und Überbau

Die menschliche Gesellschaft ist ein Geflecht aus individuellen und gemeinschaftlichen Handlungen, die sich in objektiven (notwendigen und zufälligen) Zusammenhängen (Ereignissen) und einer materiellen Dingwelt niederschlagen. So gesehen, sind alle gesellschaftlichen Verhältnisse gleich, in allen ist menschliches Bewußtsein und Handeln fundierend wirksam. Wahrnehmen und Denken als handlungsleitende Agentien sind Integrale der menschlichen Beziehungen in den verschiedenen Bereichen und Formen des gesellschaftlichen Lebens. Innerhalb dieser Gleichheit existieren indes Unterschiede der Rolle der einzelnen sozialen Formen und Verhältnisse für die Selbstreproduktion des gesellschaftlichen Menschen. Eine herausgehobene Stellung nimmt die materielle Produktion ein, da in ihr die zum Leben notwendigen materiellen Güter erzeugt werden.<sup>11</sup> Das begründet zunächst eine einfache Ursache-Wirkungs-(Grund-Folge-)Beziehung ohne inhaltlich bestimmenden Einfluß auf die nicht-ökonomischen („abgeleiteten“) gesellschaftlichen Bereiche. Eine bedingende Wirkung geht von den Produktivkräften und den Produktionsver-

<sup>9</sup> R. E. Leaky/R. Lewin, *Wie der Mensch zum Menschen wurde*, Hamburg 1996, S. 208

<sup>10</sup> R. Ornstein, *Die Wurzeln der Persönlichkeit. Das Geheimnis der Individualität und ihrer Entfaltung*, Bern und München, Wien 1994, S. 211

<sup>11</sup> G. Stiehler, *Primat der Ökonomie?*, in: Z 22 (Juni 1995), S. 122f.

hältnissen auf den geistigen und institutionellen gesellschaftlichen Überbau aus. Die Produktivkräfte sind Scharniere zwischen Natur und Gesellschaft und beeinflussen die materiellen Mittel des im weitesten Sinne kulturellen Selbstausdrucks der Gesellschaft (politisch, juristisch, ästhetisch usw.). Das ist ein variabler Konditionalzusammenhang, keine linear-eindeutige Determination, vor allem deshalb, weil die kulturellen Formen selbst als aktive Potenz in Charakter und Entwicklungsniveau der Produktivkräfte eingehen, die ihrem Wesen nach umgesetzte und angewandte menschliche Schöpferkraft sind.

Bewußtsein, Erkenntnis und Ideologie sind Konstituentien des materiellen Lebens der Gesellschaft, und die Unterscheidung zwischen materiellen und ideellen (ideologischen) Verhältnissen ist eine Abstraktion, die auf den Struktur-aspekt abhebt, aber das menschliche Handeln nicht mitthematisiert. Einen aus den materiell-ökonomischen Verhältnissen – den Produktionsverhältnissen – abgeleiteten Charakter besitzt der gesellschaftliche Überbau durch die in die materielle Reproduktion der Gesellschaft eingelassenen Eigentumsverhältnisse. Das resultiert daraus, daß Eigentum (wie auch Nicht-Eigentum) mit sozialen Interessen verknüpft ist und geistiger sowie politischer, juristischer u.a. Mittel zu seiner Reproduktion und Sicherung bedarf. Das geistige Moment ist einerseits als Handlungspotenz in den materiellen Reproduktionsprozeß eingefügt, andererseits als ideologischer (politischer, juristischer, künstlerischer usw.) Faktor realgeschichtlich aus ihm hervorgegangen. Wie dies im einzelnen konkret erfolgt ist und weiterhin erfolgt, dazu kann eine detaillierte, exakte Analyse der Mittelglieder zwischen Ökonomie und Ideologie (Politik) beitragen, die wiederum ihrer Selbstreproduktion unterliegen, von Vorgefundenem (Tradiertem) ausgehen und es durch je besonderes rationales Handeln und Denken fortbilden. Dabei findet eine ‚Verkleidung‘ (F. Engels) ökonomischer Tatbestände und Eigentümer- wie Nicht-Eigentümerinteressen statt, so daß den Überbauerscheinungen ihre ökonomische Herkunft und Bedingtheit nur selten anzusehen ist. Das gibt Einwänden gegen eine ‚ökonomische‘ Sicht auf Gesellschaft und Geschichte Nahrung, doch mangelt es diesen Einwänden nicht selten an analytischer Schärfe.

Die bedingende Wirkung der Produktions-(Eigentums-) und Austauschweise auf Gesellschaft und Geschichte existiert tendenziell, im Großen und Ganzen. Im Konkreten und Besonderen aber wirken auf Struktur und Entwicklung der Gesellschaft vielfältige Bereiche und Formen des Systems Gesellschaft (Einzelgesellschaft) ein, die von der Produktionsweise mehr oder minder unabhängig sind. Menschen treten in gesellschaftliche Auseinandersetzungen um Macht, Ideologien, soziale und politische Rechte, militärische Ziele und können auf diesem Wege Charakter und Schicksal der Gesellschaft grundlegend verändern. In vielfacher Vermittlung mögen dabei ökonomische Interessen wirksam sein, doch geben nicht selten ‚abgeleitete‘ gesellschaftliche Formen den Ausschlag für Ursachen und Resultate gesellschaftlicher Konflikte. Die Unterscheidung von Basis und Überbau ist ein grobes Raster, das für die konkrete Analyse von Gesellschaft und Geschichte strategische, jedoch keine im einzelnen aufschließende Bedeutung besitzt.

Das Gewicht von Segmenten des Systemganzen der Gesellschaft ist höchst variabel: Gang und Charakter der gesellschaftlichen Entwicklung unterliegen in historischen Konnexen speziellen Determinanten. Der Materialismus als erkenntnistheoretisches Prinzip erfordert, die bedingenden und bestimmenden Faktoren in ihrer Komplexität und variablen Gewichtung realitätsgetreu zu erforschen und darzustellen.

Als Prinzip der Erklärung der Gesellschaft wird der Materialismus darin wirksam, daß dem Zusammenhang ideeller und ideologischer Tätigkeiten und Verhältnisse mit der Produktions- und Austauschweise als Problemkomplex nachgegangen wird. Die ideologischen (geistigen, politischen, juristischen, religiösen, kulturellen) Formen des gesellschaftlichen Lebens gehen in ihrer Entwicklung unmittelbar von sich selbst aus, ihre historisch gegebenen eigenen Voraussetzungen sind das materielle Substrat, das ihr Dasein und Werden bestimmt. Materialismus ist ein historisches Prinzip, das das Ausgangsmaterial der verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche, Tätigkeiten und Sequenzen in die Untersuchung einbezieht. Dabei besteht zwischen dem Ausgang und den Folgen ein *Tendenzzusammenhang*, keine lineare Verknüpfung. Dem Abstrakt-Allgemeinen des Basis-Überbau-Theorems korrespondiert in der Realität der Umstand, daß die postulierten Abhängigkeiten nur sehr vermittelt und asymptotisch gelten. Das bewirken die Komplexität und Differenziertheit der Gesellschaft sowie der Umstand, daß alle gesellschaftlichen Strukturen Kristallisationen menschlichen Handelns sind, an dessen Zustandekommen Bewußtseinsprozesse und Ideologeme beteiligt sind.

Die ökonomischen Verhältnisse der Gesellschaft bilden einen Komplex, was auch von dem gesellschaftlichen Überbau gilt. Die Dichotomie von Basis und Überbau abstrahiert im theoretischen Ansatz davon, daß in die materiellen Verhältnisse vielfältige nicht-materielle Verhältnisse und Tätigkeiten – Politik, Moral, Kultur, Recht – eingeflochten sind, die einerseits Widerschein der Eigentumsverhältnisse sind, andererseits ihre Bedingungen mitkonstituieren. In ähnlicher Weise sind die Überbauaktivitäten miteinander vernetzt und begründen sich gegenseitig (innerhalb eines Rahmens sozio-ökonomischer Voraussetzungen). Den Staat aus Eigentümerinteressen abzuleiten, ist das eine, ihn als Resultat der Wechselwirkung mit weiteren gesellschaftlichen Überbauerscheinungen nachzuweisen, das andere. Staat und Recht bedingen sich gegenseitig, den Ausschlag geben in der Regel Machtinteressen – auch solche der von den Staatsapparaten regulierten und disziplinierten einfachen Bürger.

Die in einer Gesellschaft herrschenden Gedanken sind, den Individuen zumeist unbewußt, Reflexe ökonomischer Machtverhältnisse. Sie bilden ein geistiges Fluidum, eine Aura, die den unterschiedlichen ideellen Expressionen der Gesellschaft innewohnt und in aller Regel nicht unmittelbar bei sozio-ökonomischen Konstellationen den Ausgang nimmt, sondern eine weitgehend selbständige Entwicklung auf dem jeweiligen Gebiet ideeller Arbeitsteilung vollzieht. In multiphänomenaler Gestalt tritt ein sozialökonomischer Grundbestand in Erscheinung, dessen theoretische Fassung als Bedingungsgefüge allgemeine strategische Bedeutung besitzt.

Eine Vermittlung zwischen Basis und Überbau bildet die Bürgergesellschaft (Zivilgesellschaft), in der eigenständige Interessen und Praktiken der Bürger zur Wirkung kommen und die daher nicht unmittelbar aus der Basis – oder auch aus dem Überbau –, sondern aus konkreten sozialen Bedürfnissen und Zielen der Individuen zu erklären ist. In der Bürgergesellschaft schlagen sich ökonomische wie auch politische, juristische, kulturelle Situationsbestände nieder; in ihr kommen die Bürger in selbstvermittelten Aktivitäten zum Bewußtsein ihrer gesellschaftlichen Lage und bringen individuelle und gemeinschaftliche Lebensansprüche zur Geltung. Auch dank der Vermittlungsrolle der Bürgergesellschaft ist die Reflexion der Basis im Überbau mannigfach gebrochen, wozu aber vor allem die Eigenentwicklung der verschiedenen Segmente materieller und ideeller Funktionsteilung beiträgt, die als Kirche, Gewerkschaften, Schulen in der Bürgergesellschaft tätig sind. Die Herrschaft ökonomisch Mächtiger nimmt die Form praktischer und geistiger Verhaltensregulierung der Individuen an, woran Machtinteressen selten ablesbar sind. Es findet eine Selbstartikulation der Bürger in relativer Trennung von ökonomischen und politischen Machtkonstellationen statt.

### Materialismus: historisch und dialektisch

Die menschliche Gesellschaft beruht auf der durch Arbeit vermittelten Wechselwirkung mit der Natur; die Natur kontinuiert sich durch materielle Produktion in die Gesellschaft, sie ist der letzte Ausgangspunkt allen sozialen Lebens. Wie auch immer sich die Arbeit historisch wandelt – von einfacher Handarbeit zu moderner Informations- und Kommunikationstätigkeit, die Aneignung und Gestaltung der Natur bleibt ihre materielle Basis. Die Anerkennung dieser Tatsache macht die weltanschauliche Seite des Materialismus aus, der Materialismus ist eine allgemeine Weltanschauung, die von der Natürlichkeit, der Naturgebundenheit des Menschen ausgeht. Die andere Seite, mit der ersten eng verknüpft, ist die Wirklichkeitsorientierung, die Betonung der Objektivität der Erkenntnisgegenstände, die es durch realitätsbezogene Wahrnehmung und Denken zu erschließen gilt. Abstrakt-allgemein beinhaltet der materialistische Standpunkt die Anerkennung des Primats des Materiellen und des Abbildcharakters des Ideellen, was ein weltanschaulich wichtiger, aber nur erster, vorläufiger Ansatz ist. Das Ideelle, das Geistige spielt in der Erkenntnis, der Praxis und der Gliederung der gesellschaftlichen Sphären eine wesentliche mitkonstituierende Rolle. Der Materialismus ist als historischer zugleich dialektisch, indem er lineare Ableitungen und Kausalbeziehungen verwirft und die wechselseitige Konstitution von Materiellem und Ideellem hervorhebt.

Der springende, strittige Punkt ist die inhaltliche Abhängigkeit der ideellen (kulturellen, religiösen, philosophischen u.a.) und ideologischen (politischen, juristischen usw.) Verhältnisse, Institutionen und Tätigkeiten von den sozialökonomischen materiellen Verhältnissen, Bedingungen und Tätigkeiten. Die existentielle Abhängigkeit der nicht materiell produzierenden von den produzierenden Bereichen und Tätigkeiten ist offenkundig. Die geschichtlich er-

reichte Höhe materieller Naturaneignung – der Stand der Produktivkräfte – hat Einfluß auf das ideelle und ideologische Leben der Gesellschaft, auf den Typ des Denkens und die herrschenden Gedankenformen. Der Charakter der Produktionsverhältnisse – die Eigentums-, Austausch- und Verteilungsverhältnisse – spiegelt sich in den politischen, juristischen, kulturellen Verhältnissen, in denen sich eine Formierung, Absicherung oder auch Kritik jener Verhältnisse vollzieht. Es sind Interessen von Klassen und sozialen Gruppen, um die Frage der Macht in Staat und Gesellschaft zentriert, die den inneren Zusammenhang von Ökonomie, Politik und Ideologie herstellen.

Dies sind relativ abstrakte Postulate, gewonnen vorwiegend aus gedanklicher Durchdringung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Historische Anwendung des materialistischen Prinzips erfordert, das Abstrakte evolutiv und strukturell in das Konkrete aufzulösen, die realgeschichtlichen Bedingungen ideologischer, politischer, juristischer Überbauten zu erforschen. Materialismus in der Gesellschaftstheorie heißt daher zunächst und vor allem, den wirklichen Prozeß des Entstehens und der Entwicklung von Religion, Kunst, Staat, Recht, Philosophie aus geschichtlich gegebenen Lebensumständen der Menschen zu verfolgen. Dabei ist die Selbstkonstitution dieser Bereiche zu berücksichtigen, also der Umstand, daß Religion sich in Religion, Staat in Staat, Recht in Recht fortzeugt – und daß in diesem Prozeß auch kritische Gegenpositionen aufgebaut werden, für die ein materieller Entstehungsgrund in den geschichtlichen Lebensverhältnissen angenommen werden kann.

Der konkrete Prozeß des Erscheinens der Ökonomie in Staat, Recht und Ideologie ist an das Denken und Handeln von Individuen und Gruppen gebunden. Er ist arbeitsteilig das Werk konzeptiver Ideologen – auch bei Volksideologien –, bei denen zu fragen ist, wie sich Ökonomie in Ideologie umsetzt, welche Verkleidung das Ökonomische dabei annimmt. Ideologen sind selten oder nie ökonomisch tätig, Ökonomen wirken nur selten konzeptiv ideologiebildend. Die sozio-ökonomische Verfaßtheit einer Gesellschaft erzeugt – an Denken und Handeln einzelner gebunden – ein geistiges Fluidum, das sich in Bildung, Kunst, Religion usw. als Konstrukt von Ideologemen darstellt. Sie wurzeln in sozialen Lebensbedingungen, die die Ideologen häufig mit den in ökonomischen Prozessen Agierenden gemeinsam haben und die ihren sublimierten Ausdruck in Werten und Normen finden. Realgeschichtliche Analysen von Klassen und Gruppen mit Einschluß der Biographien tonangebender Individuen können Aufschluß darüber geben. Solche Analysen sind geeignet, den geschichtlichen Prozeß der Entstehung von Staat,<sup>12</sup> Recht,<sup>13</sup> Religion usw. aus historisch gegebenen Umständen zu erhellen, wobei die Theorie des Materialismus in seiner geschichtsbezogenen Ausprägung annimmt, daß die Wurzeln von Ideologien und Einrichtungen des Überbaus in sozioökonomi-

schen Bedingungen, in den Interessen sozialer Gruppen hinsichtlich der Produktions- und Verteilungsweise gegeben sind. Einmal entstanden, gehen die Überbauformen ihren eigenen Entwicklungsweg und bilden Netze wechselseitiger Determination, relativ getrennt von der Ökonomie. Basis und Überbau sind geschichtlich und strukturell zu verstehen: als geschichtlicher Prozeß der Herauslösung von Überbaubereichen aus Basisverhältnissen der Gesellschaft und strukturell als gleichsam geronnene Beziehung des Überbaus zur Basis, deren Reflex er ist. Genese und Struktur sind mit menschlichen Handlungen vermittelt, sie sind das Resultat von Interaktion und Kommunikation geschichtlich agierender Gruppen und Individuen. Die Dialektik kommt in der Berücksichtigung der an menschliches Bewußtsein und Handeln geknüpften Wechselwirkung zwischen Basis und Überbau sowie ihrer Widersprüchlichkeit zur Geltung: Der Materialismus ist historisch und dialektisch.

Die materiellen Lebensumstände, in denen sich Klassen und soziale Gruppen befinden und die sich in Ideologien und politischen Praxen artikulieren, überschreiten das eng Ökonomische, schließen politische, rechtliche, bildungsmäßige Situationsaspekte (und -defizite) ein, so daß der geistige Ausdruck realer Verhältnisse neben ökonomischen auch politische, rechtliche u.a. Komponenten aufweist. Aus der Verletzung demokratischer Rechtsansprüche des Volkes, aus der Unterdrückung geistiger Freiheit (mit Einschluß religiöser Überzeugungen) können soziale und politische Bewegungen erwachsen, auch wenn die materiellen Lebensbedingungen dazu nicht antreiben. Konkretheit der Analyse ist von ausschlaggebender Bedeutung, sie ist die Grundlage, auf der tragfähige allgemeine Theoreme erwachsen können.

<sup>12</sup> Vgl. L. Lambrecht u.a., *Gesellschaft von Olduvai bis Uruk*, Kassel 1998, S. 230f.; *Der Mensch der griechischen Antike* (hrsg. von J.-P. Vernant), Frankfurt/M. 1996, S. 193

<sup>13</sup> Vgl. R. Pörtner, *Bevor die Römer kamen*, Bindlach 1993, S. 431f.

## Geschichte als Finanzprodukt

### Aus Anlaß von Harold James' „Die Deutsche Bank und die 'Arisierung'“

Seit einigen Jahren mahnt Jürgen Jeske in der FAZ eine aufgeschlossene Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in der Unternehmenshistoriographie an, denn – so Jeske – „Die Vergangenheit kommt zurück“.<sup>1</sup> Die Darstellung der Geschichte von Firmen war weitgehend zu einer reinen Public-Relations-Arbeit und Schönschreibung degeneriert, die auf dem „nationalen Markt“ der Alt-BRD in der ideologischen Traditionspflege ihre Funktion besaß. Die in der DDR veröffentlichten kritischen Untersuchungen zur Geschichte von Betrieben und Konzernen in der Nazizeit wurden weitgehend ignoriert oder diskriminiert. Die verantwortlichen Konzernlenker der BRD-Nachkriegsjahre, die in Nazideutschland führende Positionen im faschistischen Kriegswirtschaftssystem bekleideten und die sich vielfach mitschuldig gemacht hatten an den Kriegs- und Menschlichkeitsverbrechen, fürchteten die öffentliche Diskussionen über ihre Vergangenheit. Doch von dem Augenblick an, wo die deutschen Großunternehmen ihre alte Macht zurück erlangt hatten und wieder auf dem Weltmarkt um Vormachtstellungen rangen, wurde ihre braunen Vergangenheit zu einem Markt„produkt“, das sich bei der Expansion hemmend auswirken mußte. Keiner konnte das wohl besser beobachten als das Zentralorgan der deutschen Großindustrie. Einige elitäre Marktführer verstanden die Mahnung, zudem standen sie bereits an der internationalen Frontlinie. So auch die Deutsche Bank. Hilmar Kopper begann (als Nachfolger von Alfred Herrhausen) die Geschichtsschreibung in das strategische Konzept seines Geldhauses auf dem Weg zum globalen „Finanzdienstleistungskonzern“ einzusetzen. Angesichts der weltweiten Entwicklung ihrer Akquisitionen wollte die Bank, so Kopper, nun nicht mehr deutsch sein, nicht mehr national und nur noch ausländerfreundlich.<sup>2</sup>

Die jüngste Bankgeschichte war jedoch von Hermann J. Abs und seiner Crew der Zentralstelle Ausland geprägt, von jenem Bankier, der in Nazideutschland zum einflußreichsten Finanzmann und als Vertrauensmann der Kriegsverbrecher Funk und Göring aufgestiegen war. Ihm war es zwar nach 1945 mühevoll gelungen, zu einem „man for all seasons“ zu mutieren, doch waren seit 1970 Probleme mit der Vergangenheit entstanden. In jenem Jahr wurde er mit Vorhaltungen konfrontiert, in der Nazizeit „Arisierungen“ unterstützt und in die Kriegsverbrechen des faschistischen Systems heftig involviert gewesen zu

<sup>1</sup> FAZ vom 7.8.1997.

<sup>2</sup> Vgl. E. Czichon, ... das Geschäft blieb immer das gleiche, in: UZ, Essen, vom 9.6.1995.

sein.<sup>3</sup> 1972 gelang es ihm und dem Bankvorstand noch, solche Behauptungen vom Stuttgarter Landgericht verbieten zu lassen. An ihnen, so befanden die Richter, sei kein Körnchen wahr, sie seien diskriminierend und für Bank und Bankier beleidigend. Und den Untersuchungsbericht der Finanzabteilung der amerikanischen Militärregierung von 1946/47, der aus deutschen Bibliotheken verschwunden war, konnte der Rechtsanwalt Josef Augstein vor dem Landgericht noch als „Racheerzeugnis emigrierter Juden“ abwerten. Die deutschsprachige Übersetzung des Berichts, damals von mir an die Redaktionen aller überregionalen Zeitungen versandt, wurde ignoriert. Die „freie Presse“ erwähnte ihn mit keiner Silbe. Auf dem aufpolierten politischen Outfit des Bankiers, der als Adenauers Finanzberater auf die Entwicklung der Alt-BRD einen maßgeblichen Einfluß ausgeübt und die Rekonstitution der bundesdeutschen Konzerne wesentlich befördert hatte, sollte kein braunes Fleckchen sichtbar werden. Das hätte in jenen Jahren, da die Bank noch unter den Bedingungen einer begrenzten Bewegungsfreiheit operierte, auch empfindlich ihr Image gestört.

Die Situation hat sich seitdem grundlegend verändert. Die Deutsche Bank dringt auf den internationalen Finanzmarkt vor, sucht über Fusionen erneut zur weltweit führenden Finanzmacht aufzusteigen. Doch in diesen Regionen gibt es eine eisige Konkurrenz, herrschen scharfe Wettbewerbsbedingungen, die keine Identifikation mit nationalistischen Belastungen vertragen. Kopper formulierte das so: „Die Geschichte der Bank bricht ab, setzt wieder an. Deutsch ist sie heute nur noch bedingt.“ Das Neue soll stärker werden als das Alte.<sup>4</sup> Und so wurde es mit dem Hinauswachsen aus dem nationalen Markt notgedrungen erforderlich, in die neue, globale Marketingstrategie auch ein kritisches Geschichtsprodukt für ein neues Bankimage einzufügen, um die Bank auf dem internationalen Finanzmarkt als nun endlich „entnazifiziert“ erscheinen zu lassen. Es sollte sich indes herausstellen, daß das dahingehend anvisierte neue Geschichtskonzept, wieweit die selektive Selbstkritik gewagt werden könnte, nicht den Marktbedingungen entsprechend angelegt war.

### 1.

Es begann im Jahre 1985. Das Geldhaus ließ zuerst stillschweigend die Veröffentlichung des einst umstrittenen Untersuchungsberichts der amerikanischen Militärregierung (OMGUS) aus dem Jahre 1946/47 passieren. Ein Jahr nach Absens Tod legte Christopher Kopper, des Vorstandssprechers Sohn, eine bemerkenswert kritische Untersuchung zur Bankenpolitik im „Dritten Reich“ zwischen 1933 und 1939 vor, in der erstmals der OMGUS-Report offiziell bankseitig zur Kenntnis genommen wurde, auch wenn Kopper versuchte, dessen Aussagen zu relativieren und abzuschwächen. Im gleichen Jahr erschien

<sup>3</sup> E. Czichon, Der Bankier und die Macht. Hermann Josef Abs in der deutschen Politik, Köln 1970.

<sup>4</sup> Hilmar Kopper im Vorwort zu: Die Deutsche Bank 1870-1995, München 1995.

schließlich eine neue Gesamtdarstellung der Geschichte der Deutschen Bank, ihr 125. Jahrestag war als Anlaß gewählt. Als Autoren waren vom Bankvorstand fünf „unabhängige“ Historiker gewonnen worden.<sup>5</sup>

Die neue Sicht auf die Bankgeschichte unterschied sich weitgehend von der Public-Relations-Arbeit Fritz Seidenzahls aus dem Jahre 1970, die er im Auftrage des Bankvorstandes geschrieben hatte.<sup>6</sup> Zwar fiel das Kapitel „Die Deutsche Bank und die Diktatur (1933-1945)“ in der neuen Version der Bankgeschichte, von Harold James geschrieben, zurückhaltend aus. Wenn James auch die These vertrat, die Großbanken und ihre Vorstände hätten in Nazideutschland wenig Einfluß nehmen können, mußte er dennoch eingestehen, die Deutsche Bank habe „durch ihre Mitwirkung an der Arisierung dazu beigetragen, daß jüdischer Besitz enteignet worden ist“. Dadurch habe sie schwere moralische Schuld auf sich geladen. Schon diese recht bescheidene Feststellung von James erregte in der bundesdeutschen Öffentlichkeit ein nicht unbeträchtliches Aufsehen. Am öffentlichen Image von Abs begannen sich unheilvolle braune Flecken abzuzeichnen.

Mehr allerdings wollte James in den Bankakten nicht eruiert haben, ließ er im Berliner Tagesspiegel wissen. So ganz „unabhängig“ mag er angesichts seines „vertraulichen Honorars“ wohl doch nicht gewesen sein. Da mein Buch „Die Bank und die Macht“ 1995 im gleichen Monat zum 125. Jahrestag des Geldhauses erschien, meldete Hermannus Pfeiffer in der taz erhebliche Zweifel an, wieweit James wirklich alles aufgedeckt habe.<sup>7</sup> Die Zweifel sollten berechtigt sein. James hatte sein Ziel einer ‚moderat-kritischen Aufarbeitung‘ der Bankgeschichte in der Nazizeit trotz seiner „aufregend“-kritischen Ansätze verfehlt, die historische Entnazifizierung war mißlungen.

Nacharbeiten wurden erforderlich, als Schweizer Banken in Verdacht gerieten, mit den Nazis Goldgeschäfte abgeschlossen zu haben und so mitschuldig geworden zu sein, an der verbrecherischen Ausbeutung unschuldiger Menschen. Das traf auch auf die Deutsche Bank zu. Auf einem geheimen Schweizer Konto einer Trinitas-Vermögensverwaltung einer Schweizer Bank befanden sich noch 323 kg Gold, die Abs kurz vor Kriegsende über seinen Mitarbeiter Alfred Kurzmeyer hatte einlagern lassen. Es war Gold, von dem nicht ausgeschlossen werden konnte, daß es Juden geraubt worden war. Und Abs muß zwingend auch davon Kenntnis erhalten haben, daß er und die Bank mit Blutgold handelten.

Als erster mußte der Historiker Jonathan Steinberg die Bankgeschichte korrigieren. Er legte 1999 einen „Goldbericht“<sup>8</sup> vor, in dem er die verhängnisvol-

<sup>5</sup> Heinrich Senfft, *Wie unabhängig sind Historiker?*, in: 1999, Heft 15 (2000), S. 7ff.

<sup>6</sup> Fritz Seidenzahl, *100 Jahre Deutsche Bank 1870-1970*, Frankfurt am Main 1970.

<sup>7</sup> Hermannus Pfeiffer, *Gestrauchelter Engel in Hölle*, in: taz vom 18.5.1995.

<sup>8</sup> Jonathan Steinberg, *Die Deutsche Bank und ihre Goldtransaktionen während des Zweiten Weltkrieges*, München 1999.

len Machenschaften von Absens engem Mitarbeiter Alfred Kurzmeyer als Agent und Vertrauensmann der SS aufdeckte und zu dem vorsichtig formulierten Schluß kam „der Vorstand der Deutschen Bank war von diesem Verlust an Menschlichkeit nicht ausgenommen. ... Abs wußte um das, was das NS-Regime tat, und diente ihm dennoch, seine Schuld liegt auf der Hand ...“. Das klang schon anders als der „tiefe Respekt“, den Johannes Rau dem „einflußreichsten deutschen Bankier“ für dessen „Verdienste um das Gemeinwohl“<sup>9</sup> noch 1992 glaubte entgegen bringen zu müssen.

Als nächster überraschte der Bankhistoriker Manfred Pohl, der seine Karriere damit begonnen hatte, eine lobende Bildbiografie über Abs zu veröffentlichen, die Öffentlichkeit mit der Mitteilung, die Deutsche Bank sei auch an der Kreditierung des KZ-Vernichtungslagers in Auschwitz beteiligt gewesen.<sup>10</sup> Und Pohl fügte gleich hinzu, es wäre zu Absens Lebenszeit versäumt worden, dessen zwielichtige Rolle in der Nazizeit zu hinterfragen. Er fuhr fort: „Anlässe ... gab es genug. Abs saß im Beirat der Reichsbank, die Geschäfte mit Raubgold und Zahngold ermordeter Juden betrieb, er saß im Aufsichtsrat des I.G.-Farben-Konzerns, der die Konzentrationslager mit dem Giftgas Zyklon B belieferte, er war Mitglied im Vorstand der Deutschen Bank, die von den ‚Arisierungen‘ profitierte“. Sein größter Fehler als Bankhistoriker, räumte Pohl ein wenig verlegen ein, sei die von ihm geschriebene Abs-Biographie gewesen, weil durch die jüngsten Forschungen zur Geschichte der Bank die Einseitigkeit seiner Darstellung peinlich zutage trete. Czichons Biographie von Abs aus dem Jahre 1970 – so Pohl weiter – sei zwar eine faktenreiche, leider aber ideologisch überzeichnete Analyse gewesen. Vor Jahren hatte es noch geheißen, meine „Tendenzschrift“ habe „kein Körnchen Wahrheit“ enthalten. Mag sein, daß ich eine andere Sicht auf Banken habe als Pohl. Dennoch darf wohl gefragt werden, wie es mit jener „Verschwörung des Schweigens“ steht – wie Ignatz Bubis die Leugnung des Verbrechens der Arisierung bezeichnete –, mit der Jahrzehnte versucht wurde, den „legitimierten Raub“ zu vertuschen.

## 2.

Nun hat auch Harold James eiligst nachgearbeitet. Er schrieb eine spezielle Untersuchung über die „Arisierungen“ der Deutschen Bank, die im März dieses Jahres erschien.<sup>11</sup> Als die FAZ am 17.2.2001 daraus einen Vorabdruck publizierte<sup>12</sup>, empörte sich erst einmal ein ehemaliger Mitarbeiter von Abs über James „Verunglimpfung des Andenkens an einen großen Toten“ und

<sup>9</sup> Johannes Rau, *Verleihung des Staatspreises Nordrhein-Westfalen*, 2.12.1992 in Düsseldorf, S. 4ff.

<sup>10</sup> Manfred Pohl, in: *Berliner Zeitung* vom 10.2.1999.

<sup>11</sup> Harold James, *Die Deutsche Bank und die „Arisierung“*, Verlag C.H. Beck, München 2001 (266 S., 29.80 DM).

<sup>12</sup> Hermann J. Abs und der Fall Petschek. Die Verstrickung der Deutschen Bank in die „Arisierung“/Von Harold James, in: *FAZ* vom 17.2.2001.

meinte, „wäre Abs noch am Leben und bei Kräften, würde es James kaum besser gehen als Czichon“<sup>13</sup>. Solche Anhänglichkeit ist natürlich rührend, doch für einen Banker ist diese Fehlanalyse der finanzpolitischen Erfordernisse unverständlich. Er hat wohl nicht begriffen, daß Absens Erbe – die Bank an die Weltspitze zu bringen – in der Gegenwart nur mit einer selektiven Selbstkritik der Frankfurter Geldzentrale durchgesetzt werden kann, wie sie James versucht.

James geht in seiner Untersuchung von zwei Voraussetzungen aus: einmal vom politischen Druck des Nazistaates auf die Banken und zum zweiten beurteilt er die „Arisierungen“ jener Jahre rückwirkend aus der Sicht der Entschädigungszahlungen. Er ergänzt dieses Grundkonzept mit der Methode der Untersuchung von „Fallstudien“. Diese Vorgehensweise ermöglicht es ihm, unpassende Fakten zu ignorieren, die politischen Verantwortungen zu verschieben und entlastende Aussagen bewußt überzubewerten. In seinen historischen Bewertungen bleibt James folglich hinter den Schlußfolgerungen von Steinberg zurück. Wenn Jeske in seiner FAZ-Rezension<sup>14</sup> den Historiker kritisiert, überspitzt bewertet zu haben, werden doch Grenzen der modernen selektiven Unternehmenshistoriographie erkennbar.

Worum geht es? „Arisierungen“ waren nicht nur Eigentumsraub, sondern eine der Vorstufen zum Holocaust, der planmäßigen Vernichtung der Juden. Sie sind international als Menschlichkeitsverbrechen normiert. Vor dem Stuttgarter Landgericht war daher 1971 von Prof. Dr. Kaul hinsichtlich der aktiven Teilnahme der Deutschen Bank und des Bankiers Abs festgestellt worden: „Die Deutsche Bank und Herr Abs haben gemeinschaftlich und auch jeder für sich handelnd, (1.) ihre Beteiligung an dem ‘Arisierung’ genannten Raub jüdischen Vermögens als einen normalen Zweig der von ihnen betriebenen Bankgeschäfte angesehen, (2.) sich dementsprechend mit großer Intensität und Initiative unter möglicher Ausschaltung aller Konkurrenz, wie der Dresdner Bank, um ihre Teilnahme an dem ‘Arisierung’ genannten Raubzug bemüht. Weiter: (3), der als ‘Arisierung’ genannte Raub jüdischer Vermögenswerte erfolgte einmal in Form der direkten Aneignung dieser Werte durch die Bankier; zum anderen vermittelten sie dritten Arisierungsgewinnern weitere Raubobjekte, wodurch sowohl in der ersten als auch in der zweiten Form der Betätigung eine wesentliche Ausweitung des Geschäftskreises der Deutschen Bank erfolgte. (4.) Der Bankvorstand und Abs haben bei der Verwirklichung dieses Raubes ausschließlich ihre eigenen Profit- und wirtschaftlichen Machtinteressen im Auge gehabt.“ Und schließlich hätten sie (5.) wegen ihrer diesbezüglichen Verhaltensweisen weit über die materiellen Verluste hinaus an der praktischen Vernichtung der Existenz jüdischer Menschen in Deutschland hervorragenden Anteil gehabt.

<sup>13</sup> FAZ vom 24.2.2001.

<sup>14</sup> Jürgen Jeske, Verdrängung der Juden als neues Geschäft, in: FAZ vom 20.3.2001.

James räumt nun zwar ein, die Bank habe die „Verdrängung der Juden“ als einen neuen Geschäftszweig betrieben; habe sich dabei aber nur dem politischen Druck der Nazis gebeugt. Dieser „politische Druck“ wird apostrophiert, unbegründet vorausgesetzt. Jeske erfindet dazu noch einen aus radikalen Nationalsozialisten bestehenden „Betriebsrat“. Soviel Unkenntnis in der FAZ ist verblüffend. Der Umstand, daß fast alle Vorstandsmitglieder eingebunden waren in leitenden Funktionen des wirtschaftspolitischen Machtapparates, wird ausgeblendet. Sonst könnte ja die These von der „staatlich beherrschten Wirtschaft“ bzw. die Unterordnung der Bank unter sie nicht glaubhaft vertreten werden können. Es kann nicht angenommen werden, daß James eine unzureichende Kenntnis der Machtstruktur des NS-Wirtschaftsapparates und seiner Wirkung besitzt. Er ist nur nicht bereit, die Bankpolitik darin einzuordnen. Und so stellt er auch gar nicht die naheliegende Frage, wieweit sich die Bankiers diesem pervertierten Geschäft der „Arisierung“ hätten unbeschadet entziehen können. Dafür stellt James Behauptungen auf, daß die Bank den Druck ziemlich direkt zu spüren bekam (S. 55). Doch solche exkulpatorischen Ausschmückungen sind ebensoviel Wert wie Ludwig Galls Behauptung, Abs habe „in der NS-Zeit auch in öffentlichen Reden deutlich Kritik an dem Regime“ geübt. Sie widersprechen schlicht der historischen Wahrheit.

Es ist unbestritten, Harold James Untersuchung bleibt innerhalb dieser engen Rahmenbedingungen kritisch und er räumt den handelnden Bankiers auch „Handlungsspielräume“ ein. Dieses Eingeständnis ist bei ihm jedoch zugleich zwiespältig: einmal entlastet er damit die Bankiers von der politischen Mitverantwortung, zum anderen macht er damit bestimmte Bankgeschäfte kritisierbar. Und diese Möglichkeit nutzt er in Einzelfällen vorsichtig. Hinsichtlich der „Arisierungs“-Geschäfte der Deutschen Bank in der CSR wird die Kritik härter.

James interpretiert in seinen selektiven Fallstudien die „Arisierung“ im Deutschland des Jahres 1938 fast als eine Hilfe für die jüdischen Opfer, allerdings nur soweit sie Kapitaleigner und bereit waren, ihr Vermögen unter Wert in „arische Hände“ zu geben. Jüdische Angestellte wurden fristlos entlassen. Von Abs ist in dieser Beziehung sogar ein bemerkenswerter Brief überliefert, in dem er einem Arisierungsgewinnler mitteilte: „Die Leitung soll gut sein, jedoch hat das Unternehmen eine Reihe von nicht-arischen Angestellten, von denen man sich trennen müsste.“<sup>15</sup> Solche Finessen bleiben bei James unbeachtet. Trotz aller späteren Hilfe, die der Bankier (nach 1945) seinen Opfern bei Restitutionsfragen leistete, bleibt eine Problematik offen: Es waren 1938 Verbrechen, die begangen wurden, bei Petschek ebenso wie bei Mendelssohn; so bewertete es auch die Rechtsprechung in Nürnberg. Daher ist es angesichts der Millionen ermordeter jüdischer Menschen schändlich, diese Verbrechen mit Restitutionsargumenten zu verschleiern. James These, daß es der Bank bei diesen Geschäften nicht um Gewinne, sondern vielmehr darum ging, ihren po-

<sup>15</sup> Schreiben von H.J. Abs an Otto Rucker-Emden vom 11.1.1938.

litischen Einfluß auszubauen, ist - vorsichtig formuliert - nicht überzeugend. Aus der Geschichte der Bank von Georg von Siemens bis Oscar Wassermann wissen wir, daß es immer um beides ging, weil der politische Einfluß stets abhängig war von der Kapitalkraft der Bank, und die blieb vom Gewinn bestimmt.

Die rigide Kritik, die James an den Geschäften der Bank in der CSR übt, ist zutreffend. Die dabei begangenen brutalen Räubereien und Arisierungsverbrechen allein Walter Pohle anzurechnen, ist historisch gesehen unredlich, sie schmälert die großen Verdienste von Abs, die dessen Büroleiter, der SS-Mann Franz-Heinrich Ulrich, so überzeugend gewürdigt hat (vgl. Report-Exhibit Nr. 389). Bei den beschriebenen Operationen der Deutschen Bank über die Wiener Creditanstalt in Polen fehlen die Geschäfte mit polnisch-jüdischem Eigentum, die unter der Leitung von Abs über die Exportkreditbank in enger Zusammenarbeit mit der HTO (Haupttreuhandanstalt Ost) abgewickelt wurden. Trotz der Detailtreue bei einzelnen Operationen klaffen Lücken und gerade jene Zusammenhänge fehlen, aus denen sich Verantwortlichkeiten ablesen lassen. Hans Mommsen schreibt in seiner Rezension zu James' Untersuchung, daß dessen Versuch, Abs und der Deutschen Bank zu beschleunigen, ihre Operationen hätten nur dem Interesse der Existenzsicherung des Geldhauses gedient und diesem dabei Korrektheit und Normalität verschafft, nicht überzeugt.<sup>16</sup> Das ist sehr freundlich formuliert.

So banal es auch klingen mag, die eiligen „Nacharbeiten“ zur Entnazifizierung des Finanzhauses bleiben noch immer nur bei der halben Wahrheit. Verbissen werden auch weiterhin die aktive und führende Beteiligung des Bankvorstandes und von Abs an den „Arisierungs“-Verbrechen und die Mitverantwortung an den Verbrechen gegenüber den Zwangsarbeitern bagatellisiert und letztlich die aktive Mitwirkung an der Finanzierung des faschistischen Raubkrieges ebenso verschwiegen wie Absens Kriegszielreden. Aber vielleicht ist mit den neueren Arbeiten von Gall und James nun wirklich die Grenze der selektiven Unternehmenshistoriographie erreicht. Sie wird von Jeske angezeigt: „Mit der Bemerkung, daß Abs mit vielen verzweigten Ketten in das 'System der Verfolgung und Vernichtung' eingebunden gewesen sei, ist James einen Schritt zu weit gegangen.“ Wieweit die Kompromisse erforderlich waren, die James eingegangen ist und ob er für sein „Produkt“ zu weit gegangen ist, das wird sich international zeigen.

Lorenz Knorr

## Frieden und Freiheit – Opfer der Deregulierung?

Das historische Gewicht des 8. Mai 1945 liegt nicht nur in der Befreiung der Völker von Krieg und Faschismus nach der Zerschlagung der NS-Machtapparaturen durch die vereinte Kraft der Anti-Hitler-Koalition. Etwa gleiche Bedeutung erreicht diese Zäsur auch insofern, weil die prägenden Erfahrungen der Menschen und Völker mit der kapitalistischen Weltwirtschaftskrise, mit dem „Rückfall in die Barbarei“ sowie mit zwei opferreichen Weltkriegen mit zusammen 65 Millionen Toten und furchtbaren Zerstörungen zu einem soliden Regelwerk der internationalen Beziehungen führte. Dabei war das völkerrechtliche Ende des alten „ius ad bellum“ in der UNO-Charta nur ein Teil der staatlich-rechtlichen und politisch-moralischen Verpflichtungen – wenn auch ein besonders wichtiger, weil ein stabiler Friede ungleich bessere Entfaltungschancen für Individuen und Völkernschaften bietet als kräftezehrender und vernichtender Krieg. Solche Regelungen mit kategorischem Imperativ waren konzentrierter Ausdruck umfassender gesellschaftlicher Veränderungsprozesse, hervorgebracht vom politischen Bewußtsein als Produkt sozialökonomischer Strukturen. „Daß also die Umstände ebensowohl die Menschen wie die Menschen die Umstände machen“ erklärt K. Marx derartige Wechselwirkungen.<sup>1</sup>

Herangereift war an diesem historischen Wendepunkt auch die Erkenntnis, daß das „freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte“, das *laissez faire*, *laissez aller*, mit der ungezügelten aggressiven Konkurrenz zu den Hauptursachen erlittener Katastrophen gehörte. Eine tragfähige Synthese zwischen Freiheit und Bindung wollte man mittels eines vernünftigen Regelwerkes für die Ökonomie schaffen, z.B. in Form der Sozialpflichtigkeit des Eigentums oder genereller Sozialstaatlichkeit, soweit nicht die Vergesellschaftung der Produktionsmittel auf der politischen Tagesordnung stand. Eine „planwirtschaftliche Demokratie“ sollte zukunftsweisend sein.<sup>2</sup> Ein Gleichgewicht zwischen Arbeit und Kapital war in den profitwirtschaftlichen Staaten auch rechtlich zu verankern mit Intentionen, daß jede Produktionsform spezifische Rechtsverhältnisse hervorbringt. Transformierte globale und innerstaatliche Verhältnisse ermöglichten rechtsstaatliche Regelungen, die dem Finanzkapital einige Fesseln anlegten. Der im Kapitalismus weiterbestehende Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Arbeit und privater Aneignung erheischte zur Stabilisierung der Gesamtgesellschaft einen dynamischen Interessenausgleich. Darüber herrschte weitgehender, auch antifaschistischer Konsens.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> K. Marx, Die Deutsche Ideologie, in: Frühschriften, Hrsg. S. Landshut, Stuttgart 1955, S. 268. Vgl. auch E. Hobsbawm in: Wieviel Geschichte braucht die Zukunft, München 1998, S. 208ff.

<sup>2</sup> J. Strachey, Kapitalismus heute und morgen, Düsseldorf 1967.

<sup>3</sup> W. Abendroth, Wirtschaft, Gesellschaft und Demokratie in der BRD, Frankfurt/M. 1965.

<sup>16</sup> Hans Mommsen, Ohne große Bedenken, in: Frankfurter Rundschau vom 21.3.2001.

Die sozialstrukturellen Ursachen von Kriegen beseitigen die erfolgten Regelungen nicht. Das angebrochene Atomzeitalter mit einer höchst riskanten rüstungstechnologischen Entwicklung zwang jedoch um den Preis eines nuklearen Infernos zum bewaffneten Frieden. Das vitale Überlebensinteresse der Völker und die Politik der Friedlichen Koexistenz verhinderten eine Apokalypse. Angesichts des relativen Kräftegleichgewichts bewegte sich der Grundwiderspruch in den privatwirtschaftlich strukturierten Staaten in zivilisierten Formen. Allgemeine Zivilisationsfortschritte unter den Bedingungen des Systemwettstreits waren möglich.<sup>4</sup>

### **Erfahrungen und Konsequenzen aus Katastrophen annulliert**

50 Jahre nach dem historischen Bruch von 1945 und vielen vernunftinspirierten Regelungen wird alles auf den Kopf gestellt, was trotz militärischer Konfrontation den Frieden in Europa bewahren half und was in den kapitalistischen Staaten durch ambivalenten Interessenausgleich relative soziale Stabilität sicherte. Es ist ein wesentliches Charakteristikum unserer Zeit, daß man alle teuer erkaufte Kenntnisse vom Mai 1945, in operationale Normen gefaßt, über Bord wirft. Alle humanen Konsequenzen, die man aus jahrzehntelangen Fehlentwicklungen und aus den Katastrophen des Jahrhunderts zog, werden annulliert.

Gewiß: das fundamental veränderte globale Kräfteverhältnis seit 1990 tendiert zu einem rechtlichen Überbau, der den neuen ökonomischen und machtpolitischen Manövrierräumen entspricht. Ein Widerspruch zwischen realer Macht und den völker- und staatsrechtlichen Regelungen von 1945 scheint gegeben. Jedoch drückte das Normenwerk von 1945 nicht allein die damaligen koexistenziellen Kräfteverhältnisse in der Anti-Hitler-Koalition aus! Zugleich war es allgemeiner zivilisatorischer Fortschritt, mit dem auch die infernalischen Schrecken der ersten Jahrhunderthälfte und die Exzesse profitwirtschaftlichen Handelns ein für alle mal zu überwinden, zumindest radikal zu mindern versucht werden. Auch ideengeschichtlich ist der Progress von 1945 nicht zu unterschätzen: es handelt sich um folgerichtige Entscheidungen.<sup>5</sup>

In welche Lage gerät die gegliederte Weltgesellschaft mit der globalisierten Wirtschaft und den auch weiterhin aufgetürmten Vernichtungspotentialen, wenn weiter so skrupellos dereguliert und entrechtet wird wie in jüngster Zeit?

Keinesfalls sind es „Sachzwänge“, die sich aus der veränderten Struktur der Produktion, aus Elektronik und gestärkter Produktionskraft Wissenschaft ergeben, was man heute als „Deregulierung“ realisiert. Sachzwänge sind stets Ergebnisse menschlicher Tätigkeit; sie sind von Menschen zu steuern und zu

beherrschen. Die gegenwärtige Art zu produzieren wäre auch weniger inhuman möglich und auch völlig mitmenschlich zu gestalten, wenn dies angestrebt würde. Was gegenwärtig im Überbau der Gesellschaft sich bewegt, reicht weit über das hinaus, was eine transformierte Basis mit sich bringen kann oder erfordert. Es sind keine Sachzwänge, sondern gezielte Aktionen der privilegierten Minderheit, die mit der Entregelung, sprich Entrechtlichung, ihre Herrschaft weiter expandieren und langfristig zu stabilisieren trachten. Es ist der bedenkenlos angepeitschte bürgerliche „sacro egoismo“, der nicht als natürlicher Selbsterhaltungstrieb funktioniert, sondern als inhumane Expansionswut und der primär von Geldgier gespeist wird. Die Implosion der Systemalternative und die derzeitige Schwäche der für eine Gesellschaft der Freien und Gleichen Wirkenden wird genützt, um die totale Entfesselung des „sacro egoismo“ als angeblich treibende und steuernde Kraft des Fortschritts – reduziert auf den technischen! – voranzutreiben gegen alle geschichtlichen Lektionen!

A. Einstein faßte wesentliche Erkenntnisse zusammen: „Das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte, das ungeordnete und ungezügelt Besitz- und Machtstreben der Individuen führt nicht zu einer erträglichen Lösung dieser Probleme. Es bedarf einer planmäßigen Ordnung der Erzeugung der Güter, der Verwendung der Arbeitskräfte und der Verteilung der produzierten Waren, um der bedrohlichen Ausschaltung wertvoller produktiver Arbeitskräfte und der Verarmung sowie der Verwilderung großer Teile der Bevölkerung vorzubeugen. Wenn schon der unbeschränkte ‚sacro egoismo‘ im Wirtschaftsleben zu verderblichen Folgen führt, so ist er ein noch schlechterer Ratgeber in den Beziehungen der Nationen untereinander. Die Entwicklung der militärischen Technik ist eine derartige, daß das Leben der Menschen sich als unerträglich erweisen wird, wenn diese nicht bald den Weg zu einer Verhütung der Kriege finden.“<sup>6</sup>

### **Zu Wesen und historischer Funktion der Deregulierung**

Der konterrevolutionäre Charakter der Deregulierung zeigt sich darin, daß die schwer erkämpften politischen, wirtschaftlichen und sozialen Errungenschaften der historischen Arbeiterbewegung und pazifistischer Teile des Bürgertums schrittweise aufgehoben werden – nicht im doppelten Hegel'schen Sinn, sondern einlinig und undialektisch. Ein historisches „Roll back“ ist eingeleitet, das vor das Jahr 1848 zurückführen soll bei gleichzeitigem technischen Perfektionismus mit Perspektive: eine eigenartige Dialektik! Kapitalverwertung und Profitmaximierung trachtet man in Dimensionen zu treiben, die bislang beispiellos sind. Wenn heute ca. 300 Milliardäre über ein ebenso hohes Einkommen verfügen wie drei Milliarden Menschen – die Hälfte der Erdbevölkerung! -, so ist das Ausmaß der totalen sozialen Schiefelage gekennzeichnet. 1990 besaßen etwa 100 Milliardäre etwa soviel wie ca. 500 Millionen

<sup>4</sup> W. N. Jedorow, Friedliche Koexistenz, Berlin 1972.

<sup>5</sup> Vgl. F. Deppe, Politisches Denken im 20. Jahrhundert, Hamburg 1999.

<sup>6</sup> A. Einstein, Mein Weltbild, Frankfurt/M. 1955, S. 60.

ärmster Menschen. Die Kluft zwischen arm und reich wuchs sprunghaft, global und innerstaatlich.

Die „strukturelle Gewalt“, das Mißverhältnis also zwischen dem, was Produktivkraftentwicklung real für alle ermöglicht und dem, was der Allgemeinheit tatsächlich materiell und kulturell verfügbar ist, aber auch das Mißverhältnis zwischen demokratisch und persönlich möglicher Entfaltung und vorhandener Wirklichkeit, wuchs in den letzten Jahren dramatisch.<sup>7</sup> Dementsprechend veränderten sich die innerstaatlichen Kräfteverhältnisse, vor allem in den entwickelten Industriestaaten mit starken Gewerkschaften, radikal zu Gunsten der privilegierten Minderheit. Aus der historischen Defensive heraus, in die der Kapitalismus nach 1945 aufgrund der von ihm zu verantwortenden Katastrophen geriet, erfolgte nach 1990 auf der Basis der elektronischen Entwicklung und der Implosion der Systemalternative ein Vorstoß, eine tatsächliche Rückentwicklung der bereits erreichten zivilisatorischen Standards sowohl in den zwischenstaatlichen Beziehungen als auch innenpolitisch. In der „Neuen Welt-UN-Ordnung“<sup>8</sup> ist bekanntlich der Krieg wieder legitimiert und das scheinbar überwundene „sivis pacem para bellum“; der Umgang mit den geistig und körperlich in abhängiger Arbeit Schaffenden spricht der modernen Sozialgesetzgebung Hohn.<sup>9</sup>

Das aufstrebende Bürgertum setzte einst den „contrat social“, den von Vernunft bestimmten und regelnden Gesellschaftsvertrag gegen die Willkür des Adels. Heute ist es Irrationalismus, ist es „die Zerstörung der Vernunft“<sup>10</sup>, welche die Deregulierung substantiell bestimmt. Nietzsche und C. Schmitt sind die Leitbilder, nicht mehr Kant, Voltaire, Rousseau, Lessing u.a.<sup>11</sup> Gegen das Regelwerk der UNO-Charta und der Menschenrechts-Verträge sowie gegen innenpolitische Regelungen, in der BRD contra grundgesetzliche Verpflichtungen richtet sich alles, was im Namen der Deregulierung geschieht.

All dies läßt darauf schließen, daß die jetzige Epoche kapitalistischer Entwicklung nicht nur vom Fehlen der Systemalternative determiniert wird, sondern von einer Bewegung im Überbau, die von der Ignoranz jeder politischen Vernunft und von dominierender Irrationalität bestimmt ist. Alle Widersprüche, die einst die mächtige innenpolitische und später die staatliche Gegenkraft zum Kapitalismus hervorbrachten, bleiben erhalten. Aber noch hält die Deregulierung das Widerstandspotential gegen Ausplünderung, zunehmende Entrechtung und Friedensgefährdung nieder.

<sup>7</sup> Vgl. J. Galtung, Strukturelle Gewalt, Hamburg 1975.

<sup>8</sup> Vgl. W. Ruf, Vom Kalten Krieg zur heißen Ordnung, Münster 1992. Ders., Die Neue Welt-UN-Ordnung, Münster 1994.

<sup>9</sup> Vgl. K. Pickshaus, in: Z 41, S. 8ff.

<sup>10</sup> G. Lukács, Die Zerstörung der Vernunft, Berlin 1954.

<sup>11</sup> Die Preisgabe vernunftgeleiteter Erkenntnisprozesse durch Intuition, Mythen und Emotionen wie beim Übergang von der Aufklärung zur Irrationalität der zur Macht gelangten Bourgeoisie ist bekannt. Die gegenwärtige Deregulierung ist der Gegensatz zur politischen Vernunft.

## Verdrängte Konsequenzen aus geschichtlichen Lektionen

Gerade auf deutschem Boden ist es alarmierend, wenn gravierende historische Erfahrungen zum Schaden der Menschen und der Völker ignoriert bzw. wieder einmal rabiater Profitmaximierung und dem „sacro egoismo“ geopfert werden. Jene deutschen „Eliten“, die bis 1945 treu und wirkungsmächtig dem barbarischen NS-System dienten oder selbst überzeugte Faschisten waren, unterließen in der Alt-BRD nichts, was ihre immense Schuld und Mitverantwortung vernebelte und ihr auf Mythen gegründetes Geschichtsverständnis festigte. Sie wußten sehr wohl, daß jedes Geschichtsverständnis ein wichtiger Bestandteil von Machtsicherung ist und daß ihr spezifisches Geschichtsbild die Menschen hindern sollte, vernünftige Konsequenzen aus den deutschen Katastrophen zu ziehen. Ein Bild der Geschichte, welches das „Woher kommen wir, wo stehen wir und wohin streben wir?“ vernebelt, läuft jedoch ständig Gefahr, daß man tragische Irrtümer und schreckliche Verbrechen wiederholt.<sup>12</sup> Zu einem realen Geschichtsbild gehören die aus Faschismus und Kriegen gewonnenen Erkenntnisse, ergänzt durch solche mit der Weltwirtschaftskrise. Dazu gehört das Wissen über die völkerrechtlichen Regelungen der UNO-Charta und in beiden Menschenrechtsverträgen sowie alles, was im Nachvollzug in beiden deutschen Staaten auf verschiedene Weise geregelt wurde. Diese Schranken gegen die Inhumanität dürfen nicht zerstört werden!

Der neue Irrationalismus des Großbürgertums ist mit dem Fakt zu konfrontieren, daß der reale Geschichtsverlauf der Deutschen seit Beginn des 20. Jahrhunderts von wiederholten „Aufholjagden“ charakterisiert ist, denen Krieg und Niederlage folgten. Darauf reagierte man mit neuen Aufholjagden, um eine stärkere Machtposition in der internationalen Arena zu erreichen.<sup>13</sup> Bekanntlich war die Alt-BRD vor der Wende der einzige Staat in Europa, der die bestehenden Grenzen in Frage stellte und mittels militärischer Macht die „Neuordnung Osteuropas“ anvisierte, damit aber die dritte deutsche Katastrophe riskierte, dieses mal die atomare Apokalypse!<sup>14</sup>

Das „Lernen aus historischen Pleiten“ bestand beim deutschen Großbürgertum vor allem darin, daß es statt im Alleingang nun im Militärbündnis mit den USA seine expansiven Ziele zu erreichen trachtete.<sup>15</sup> Nach 1990 änderte sich die außenpolitische Prioritätensetzung. In einem Strategie-Dokument rückte man das Bündnis mit den USA auf einen nachgeordneten Platz, während Deutschland und dessen zu stärkende ökonomische und politische Potenz auf den ersten Platz rückte.<sup>16</sup> Die Teilnahme an Kriegen kennzeichneten die maß-

<sup>12</sup> Vgl. W. Berthold (Hrsg.), Kritik der bürgerlichen Geschichtsschreibung, Köln 1970.

<sup>13</sup> L. Knorr, Kontinuitäten deutscher Außen- und Geopolitik, in: R. M. Leutke/P. Strutynski, Nach dem Jahrhundert der Kriege, Kassel 2000.

<sup>14</sup> G. Heinemann, Verfehlte Deutschlandpolitik, Frankfurt/M. 1966.

<sup>15</sup> Vgl. W. Schäuble, Und der Zukunft zugewandt, Berlin 1994.

<sup>16</sup> K. Kinkel in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19. 3. 1993.

geblichen Politiker als „Rückkehr zur Normalität“! Nun bestimmen neue weltpolitische Rivalitäten die Lage. In der erweiterten EU, die ökonomisch stärker als die USA ist, erkennen manche die vergrößerte Basis für erfolgreiche Weltmachtspolitik, gestützt auf eine „Europäische Sicherheits-Identität“, d.h. Interventions-Streitmacht.<sup>17</sup> Gesteigerte Risikobereitschaft zeichnet sich ab.

### An Warnungen vor Geschichtsblindheit fehlte es nicht

Dem Soziologen U. Beck ist Recht zu geben, wenn er schreibt: „Man muß es den Neoliberalen weltweit hinter die von historischer Erfahrungslosigkeit tauben Ohren schreiben: wer ausschließlich auf den Markt setzt, zerstört mit der Demokratie auch diese Wirtschaftsweise.“<sup>18</sup> Geschichtsblindheit ist gewiß z.Zt. nicht nur ein Problem des deutschen Großbürgertums, wenn es auch hier ein besonderes Gewicht erreicht. Beck ignoriert wie mit folgendem Zitat die Unterminierung des Friedens, wenn er in dem Buch mit dem aufschlußreichen Titel „Freiheit oder Kapitalismus“ notiert: „Die Verfassungsfeinde des 21. Jahrhunderts sind die neoliberalen Welt(Markt)-verbesserer“. Er erkennt den unversöhnlichen Gegensatz „von der Kultur der Freiheit und dem aggressiven Kapitalismus.“<sup>19</sup>

Der als „König der Spekulanten“ apostrophierte Milliardär G. Soros verkennt das neue Kriegsrisiko nicht: „Woran es uns gebricht ist die Fähigkeit, Frieden zu bewahren ... Der heutige Marktfundamentalismus ist eine wesentlich größere Bedrohung für die offene Gesellschaft als jede totalitäre Ideologie ... Ein entscheidender Fehler des kapitalistischen Marktsystems liegt darin, daß es bestimmten Marktmechanismen und Profitmotiven in Bereiche vorzudringen gestattet, in denen sie nichts zu suchen haben ... Das Eindringen der Marktideologie in Bereiche, die jenseits von Wirtschaft und Ökonomie liegen, hat zweifellos zerstörerische und demoralisierende Folgen für die Gesellschaft ... Um die globale Wirtschaft zu stabilisieren und zu regulieren, benötigen wir ein globales System der politischen Entscheidungsfindung.“<sup>20</sup> Auch im Interesse des Friedens sollte reguliert werden, was seit 1990 total dereguliert wird! Eine solche Regulatur forderte auch O. Lafontaine<sup>21</sup>, wie viele andere Experten auch. Lafontaine scheiterte jedoch keineswegs allein an den Kapitalherren!!!

Aufmerksamkeit erregte vor allem die Warnung des Ex-UNO-Generalsekretärs Butros Ghali: „Das ist eine wirkliche Gefahr: wird ein autoritäres System die Globalisierung steuern oder ein demokratisches? Wir brau-

<sup>17</sup> Vgl. G. Polikeit, in: Marxistische Blätter 6/2000, S. 56ff.

<sup>18</sup> U. Beck, Kinder der Freiheit, Frankfurt/M. 1997, S. 24.

<sup>19</sup> Ders., Freiheit oder Kapitalismus, Frankfurt/M. 2000, S. 192.

<sup>20</sup> G. Soros, Die Krise des globalen Kapitalismus, Frankfurt/M. 2000, S. 18, 21, 23 und 27.

<sup>21</sup> O. Lafontaine/C. Müller, Keine Angst vor der Globalisierung, Bonn 1998. O. Lafontaine, Das Herz schlägt links, München 1999.

chen dringend eine Agenda, einen Weltplan für die Demokratisierung ... Was nützt es uns, wenn die Demokratie in einigen Ländern verteidigt wird, während das globale System von einem autoritären diktiert wird? ... Als Deregulierungsfolgen werden die Einflußmöglichkeiten der einzelnen Staaten geringer und geringer, während die Kompetenzen der Global Player etwa im Finanzbereich wachsen und wachsen, ohne daß sie kontrolliert werden.“<sup>22</sup>

Im Unterschied zum Ex-Bundespräsidenten R. Herzog, der zur gegenwärtigen Entwicklung manches beitrug<sup>23</sup>, erklärte Bundespräsident J. Rau in seiner Rede „Was ist mit den Werten, die nicht an der Börse gehandelt werden?“ u.a.: „Nun scheint der unbeschränkte globalisierte Markt weiter zu greifen und mehr erfassen zu wollen als die Wirtschaftswelt. Seine Herrschaft scheint alles in Frage zu stellen, was bisher Gewicht und Bedeutung hatte: kulturelle und regionale Identität, nationale Souveränität, religiöse und weltanschauliche Überzeugungen und Wertorientierungen ... Die Ökonomie, der Wettbewerb scheint das einzige Koordinatensystem zu sein, das über Wert und Unwert von Ideen und Plänen, Projekten und Orten bestimmt. Es wird manchmal so getan, als gebe es keine anderen tauglichen Maßstäbe mehr für das Zusammenleben der Menschen als die ökonomische Realität. Dieses Denken und eine Praxis, die sich daran orientiert, trägt Züge einer Ideologie, die Demokratie und soziale Stabilität gefährdet.“<sup>24</sup> Alles deutliche Warnungen, auch wenn die volle Breite der Gefährdungen nicht genannt wird. Die totale Verfügbarkeit des „flexiblen Menschen“ und die Auflösung sozialer Bindungen verschärfen das inhumane Szenarium noch weiter.<sup>25</sup>

### Kombinierte sozioökonomische und militärische Deregulierung

Die neue Militärstrategie der Nato, zum 50. Jahrestag ihres Bestehens 1999 beschlossen und in Jugoslawien modellhaft praktiziert, belegt ebenfalls Entregelung und Entrechtlichung. Die „Selbstmandatierung“ und die globale Ausdehnung militärischer Interventionen bedeuten Ignoranz gegenüber UNO-Charta und weiteren Verträgen. Das hängt mit der ökonomischen Deregulierung eng zusammen.<sup>26</sup>

Rasch wächst die materielle und kulturelle Verelendung, die von der Skrupellosigkeit profitwirtschaftlicher Praxis und enthemmtem „sacro egoismo“ hervorgebracht wird. Die Perspektivlosigkeit, vor allem der Jugend, sowie die

<sup>22</sup> Zit. Nach H. P. Martin, Die Globalisierungsfalle, Hamburg 1996, S. 254f.

<sup>23</sup> Vgl. seine „Einsatz-von-Leib-und-Leben“-Rede vom 8. 5. 1995, die ein manipulatives Geschichtsverständnis vermittelte (vgl. dazu kritisch: L. Knorr, in: Dritter Griff nach der Weltmacht, Frankfurt/M. 1995, S. 13ff.) und seine Gedenkrede vom 19. 1. 1996, mit der er das NS-Regime und dessen Verbrechen völlig personalisierte.

<sup>24</sup> In: Frankfurter Rundschau, 17. 10. 2000.

<sup>25</sup> Vgl. R. Sennett, Der flexible Mensch, Berlin 1998.

<sup>26</sup> Vgl. isw, Welt-Sheriff NATO, München 1999; isw, NATO, Rüstung, Krieg, München 1999.

Sinnentleerung des Lebens selbst dort, wo materielle Güter zu konsumieren sind, häufen sozialen Zündstoff an. Empörung, Hass und Widerstand gegen die „Neue Welt-UN-Ordnung“ und ihre Folgen können in Aufruhr und Gegengewalt umschlagen. Im Konfliktfall greifen die Verursacher der Misere militärisch ein, oft getarnt als „Schutz der Menschenrechte“, real um ihre Sonderinteressen mit allen verfügbaren Mitteln durchzusetzen. Wenn örtliche Rivalitäten nicht auszunützen sind, um Konflikte zu schüren, erfindet man andere Vorwände zum militärischen Eingreifen. Es gibt genügend Beispiele für die Destabilisierung bestimmter Regionen. Vor allem in Rohstoffzentren und globalstrategisch wichtigen Zonen ist das zu konstatieren. Mitunter agieren örtliche Stellvertreter.<sup>27</sup> Der Modellfall für das Zusammenwirken ziviler und militärischer Deregulierer ist Jugoslawien. Dieser einst funktionierende multi-kulturelle Vielvölkerstaat geriet durch kräftige Ölpreisverteuerung und beeinflußt von einer globalen Krise sowie durch eigene Fehler in finanzpolitische Schwierigkeiten. Die Kredite gewährende Weltbank diktierte Privatisierungen. Damit zerstörte man in wichtigen Objekten die Arbeiterselbstverwaltung und löste zudem eine folgenschwere soziale Misere aus.<sup>28</sup> An weiteren äußeren Einwirkungen beteiligte sich der „Schattenkrieger“ K. Klinkel, damals Chef des BND.<sup>29</sup> Tudjman, Milosevic und Izetbegovic entdeckten und instrumentalisierten den Nationalismus als neues Herrschaftsmittel. Zerfall der im antifaschistischen Kampf gewachsenen gemeinsamen Identität mit zerstörten Lebensperspektiven folgten. Dies führte zu Mißtrauen und Wut, was in Hass und Gewalt ausartete. Die vorprellende völkerrechtliche Anerkennung Kroatiens und Sloweniens durch die BRD förderte Separierung und Bürgerkrieg.<sup>30</sup> Bezüglich Kosovo gab es rechtzeitige Warnungen. Für vorbeugender Streitbeilegung interessierten sich die Nato-Staaten nicht! Die Aggression der Nato „zum Schutz der Humanität“ vermittelte man mit den perfidesten Mitteln sowie mit Lug und Irreführung.<sup>31</sup>

Den Nato-Krieg gegen Jugoslawien nützten die USA zur Eroberung eines globalstrategisch wichtigen Stützpunktes, die EG zur Schaffung einer eigenständigen Interventionsmacht.<sup>32</sup>

<sup>27</sup> Der Irak fungierte zunächst als „Stellvertreter“ gegen den Iran, bis er zum „Schurkenstaat“ umfunktioniert wurde. Mit Noriega in Panama verhielt es sich ähnlich, ebenso mit Honduras gegenüber Nicaragua.

<sup>28</sup> Vgl. M. Chossudovsky, in: Z 29, 1997. R. Hartmann, „Die ehrlichen Makler“, Berlin 1999 (4). Göbel/Khella/Thörner, Der Fall Jugoslawien, Hamburg 1997.

<sup>29</sup> E. Schmitt-Eenboom, Der Schattenkrieger, Düsseldorf 1995.

<sup>30</sup> W. Richter u.a. (Hrsg.), Die Wahrheit über den NATO-Krieg gegen Jugoslawien, Schkeuditz 2000. H. Loquai, Der Kosovo-Konflikt - Wege in einen vermeidbaren Krieg, Baden-Baden 2000. H.R. Mironow u.a., Der Terror des Krieges, München 2000.

<sup>31</sup> P. Gingold/U. Sander, Gegen eine neue Art der Auschwitz-Lüge, Frankfurt/M. 1999.

<sup>32</sup> Z. Brzezinski verweist in seinem Buch: Die einzige Weltmacht, Berlin 1997 (!) darauf, dass der „Balkan geopolitische Beute“ und ein „ökonomisches Filetstück“ sei (S. 182). In der „Festung Europa“ wird ein ökonomischer und machtpolitischer Fremdkörper nicht geduldet. Die weltpolitische Rivalität mit den USA erfordert à la longue globalstrategische Souveränität!

Ernst Theodor Mohl

## In memoriam: Wolfgang Jahn

Einen orthodoxen „Partei-Marxisten“ – er übernahm von mir zur Selbstbezeichnung diese Vokabel und gab ihr eine positive Konnotation – also so einen post mortem beschreiben, bedenken und gar beurteilen – wie macht man das? Vielleicht so: Ich beginne mit einer Leichenrede, die ganz und gar nicht paßt: „Links“ ist für manch ehemaligen Linken schon fast ein Schimpfwort. Solche haben es dann streng. Sie müssen ganze Strecken ihrer Vergangenheit ausmerzen oder überschweigen, oft die beste Zeit ihres sonst nicht gerade strotzenden Lebens. An was hat man nicht alles geglaubt: Klassenkampf zum Beispiel, welcher die Existenz von Klassen voraussetzt; unglückliches Bewußtsein, welches Bewußtsein voraussetzt ...“. Und weil man nicht gewußt sondern blind geglaubt hat, muß man nun wenn nicht öffentlich abschwören, so doch leise mutieren.<sup>1</sup> Positiv aufnehmen: Nichts „überschweigen“. Und die erste Begegnung erinnern: So um 1965 herum stieß ich bei meiner „Kapital“-Lektüre auf den impliziten Systemzusammenhang, auf die sich über den Waren-, Geld-, Lohn- zum Kapitalfetischismus und die Subjekt-Objekt-Verkehrung steigernde Verdinglichung aller sozialen Beziehungen. Nur: Keiner meiner damaligen Gesprächspartner (mit Ausnahme von Alfred Schmidt) war in der Lage, mir meine „Lesart“ des Marxschen Hauptwerks zu bestätigen. Das änderte sich erst Anfang der siebziger Jahre, als Helmut Reichelt und sein Kreis daran gingen, „die logische Struktur des Kapitalbegriffs bei Karl Marx“ von Hegel her aufzurollen, und dann, welche Überraschung, Wolfgang Jahn!

Herrschte „drüben“, im anderen Teil Deutschlands, unter der Ägide der Sowjetmarxisten, nicht ausnahmslos ein platter Ökonomismus? Jahn (Halle/Saale) dozierte auf jenem „Internationalen Kolloquium zur Marx-Engels-Forschung an der Universität Hannover“ (Dezember 1983) so, als sei das bei seinen Genossen Konsens: „Es geht nicht nur darum, daß Marx wie im ‚Kapital‘ dem ‚Fetischcharakter‘ einen selbständigen Abschnitt widmete, sondern der Fetischismus ist bei ihm, auch dort, wo er ihn nicht ausdrücklich nennt, ein durchgehendes Erkenntnisprinzip ... Jeder Erkenntnisritt im ‚Kapital‘ und seinen Vorarbeiten ist ein Schritt bei der Aufdeckung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich hinter der dinglichen Erscheinungsform verbergen.“<sup>2</sup> Ich kannte damals nur Jahns breit angelegte, eminent belesene Habilitationsschrift mit dem Titel: „Die Marxsche Wert- und Mehrwertlehre im

<sup>1</sup> Nikolaus Meienberg, Apostaten, Renegaten, Konvertiten, in: Der wissenschaftliche Spazierstock, 3. Aufl. Zürich 1985, S. 261.

<sup>2</sup> Peter Brokmeier u.a. (Hg.), Internationales Kolloquium zur Marx-Engels-Forschung. Neues aus der MEGA: Produktivkräfte, Maschinensystem, Charakter der Arbeit, Lage der Arbeit, Wuppertal o. J. (1984), S. 45.

Zerrspiegel bürgerlicher Ökonomen“.<sup>3</sup> Hoch polemisch war das, denn auch in den Hörsälen und Forschungseinrichtungen tobte der Kalte Krieg – hier wie dort. Meine Fraktion wurde darin wie folgt eingeführt: Die „bürgerliche Marxologie“ sei eine entscheidende Quelle der Konzeptionsbildung in der gesamten bürgerlichen Ideologie. Aber sie sei nicht einheitlich, also müsse man „sorgsam zwischen den einzelnen Vertretern differenzieren“. Immerhin: „Manche Entstellung von Marx entspringt (hier) ... nicht bössartiger Feindschaft, sondern einem inneren Ringen mit Marx, der einfach noch nicht verstanden ist“.<sup>4</sup>

Im Sommer 1989, kurz vor der sogenannten Wende, traf ich Wolfgang Jahn wieder, denn ich versuchte seinerzeit die wie ein kapitalistisches Betriebsgeheimnis gehüteten Interna der ostdeutschen Marx-Engels-Forschung aufzuhehlen. Und hierbei entpuppte sich dieser Mann als eine der zentralen Figuren, auf die sich die Nummer Eins der sowjetischen Marx-Exegeten – Witali Wygodski – wie folgt bezog: Er, Wygodski, gehöre zwar formell nicht zur Halenser Schule (sic!), aber er wisse sehr gut, daß viele Resultate seiner eigenen Forschung zur Geschichte des ‚Kapitals‘ „unter dem direkten und indirekten Einfluß der Arbeit Professor Jahns entstanden sind“.<sup>5</sup> – Allerdings in jenen vier hochsommerlichen Wochen in Halle, als gerade die SED-Führung die gewaltsame Niederschlagung der Pekinger Studentenrebellion beklatschte, destruierten die aktuellen Probleme unseren Versuch, das in Hannover begonnene Gespräch fortzusetzen. Nachgeholt haben wir das in den Jahren 1990ff. Jährlich ein-, zweimal trafen wir uns und traktierten uns mit marxexegetischen Fragen. Schwierig war es, mit meinem Gesprächspartner über seinen eigenen Anteil an der MEGA-Arbeit und die diese vorbereitende und begleitende Marxforschung zu sprechen, denn Jahn hatte die Vorstellung verinnerlicht, alles in seinen Arbeitsfeldern habe sich so sehr vergesellschaftet vollzogen, daß jeder einzelne Akteur da nur eine marginale Bedeutung gehabt habe. Von seinem Handeln „in der ersten Person Einzahl“ berichtete er allenfalls anekdotisch. Zum Beispiel: Wenn „Berlin“ (gemeint war die Zentrale, das Institut für Marxismus-Leninismus) sich zu einer wichtigen organisatorischen Frage nicht verhalten konnte, dann habe er das mit seinem Freund Wygodski diskutiert und der, mit einem der Kreml-Fürsten verschwägert, habe dann die Genossen an der Spree mit einem entsprechenden Ukas versorgt.

Ich mußte mir immer wieder klar machen, ich sprach da mit einem, der das gewaltige Werk von Marx und Engels in seiner Breite und Tiefe kannte wie wenige, vor allem kannte er eben auch wesentliche Teile der bisher nicht oder gerade eben in der vierten Abteilung publizierten Nachlaßschriften. Warum

<sup>3</sup> Wolfgang Jahn, Die Marxsche Wert- und Mehrwertlehre im Zerrspiegel bürgerlicher Ökonomen, Berlin 1968.

<sup>4</sup> Ebd., S. 15f.

<sup>5</sup> Witali Wygodski, Zur Erarbeitung der Struktur der ökonomischen Theorie durch Marx in den Jahren 1859–61, in: Rolf Bauermann u. a. (Hg.): Arbeitsblätter zur Marx-Engels-Forschung. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, H. 14, Halle (Saale) 1982, S. 5.

nur stellte er sein Licht unter den Scheffel und wußte stets viele Namen zu nennen, nur um seinen eigenen nicht erwähnen zu müssen?

Ausgerüstet mit dem Kant-Wort „Es ist schwer, den Menschen ganz abzulegen“, versuchte ich wenigstens einige Fakten zu seiner Biographie zusammen zu tragen. Hier sind sie:

Wolfgang Jahn wurde geboren am 22.2.1922 in einem Erfurter Arbeiterviertel. Sein Vater war Funktionär der KPD, im „bürgerlichen“ Beruf Lagerist und Packer; seine Mutter, ursprünglich Blumenbinderin, arbeitete von 1933 bis Kriegsende als Putzfrau und Gelegenheitsarbeiterin, und bewahrte so ihre Familie vor Hunger und der „Betreuung“ durch die NS-Volkswohlfahrt. Wolfgang's Vater wurde von den Nationalsozialisten nach ihrer sogenannten Machtergreifung inhaftiert und war zuletzt im Konzentrationslager Buchenwald; nach der Befreiung machten ihn die Kommunisten zum ersten Nachkriegsbürgermeister Erfurts.

Sein Sohn Wolfgang absolvierte derweil die folgenden Sozialisationsinstanzen: Volksschule, Realschule und dann eine kaufmännische Lehre bei einem Erfurter Kaffee-Großhändler. Nachts machte er Botengänge für eine kommunistische Zelle, die im Untergrund operierte. Günther Jahn (letzter Bezirkssekretär der SED in Potsdam) beschrieb seine und die Jugend seines älteren Bruders Wolfgang so: Sie seien herangewachsen in der relativen Geborgenheit von Mutterliebe, Verwandtenhilfe und Freundessolidarität; Wolfgang attestierte er, damals wie später, „äußere Robustheit und innere Feinfühligkeit“.

Im Sommer 1939 wurde der eben zum kaufmännischen Gehilfen „Freigesprochene“ zum Reichsarbeitsdienst und dann zur Wehrmacht eingezogen. In Jahns Nachlaß fand ich ein Schreiben seines Kompanieführers an die Mutter, worin dieser ihr mitteilte, ihr anlässlich der schweren Kämpfe gegen die Alliierten in Süditalien 1943 verwundeter Sohn gelte als vermißt. Dieser saß derweil wohlbehalten in amerikanischer Kriegsgefangenschaft, lernte Englisch und realisierte die da übliche Lager-Universität bis zu seiner Entlassung 1947. Eine Anmerkung hierzu kann ich nicht unterdrücken: Jahn erwähnte, dieser Zwangsaufenthalt „im kapitalistischen Ausland“ sei seiner Karriere in der DDR nicht förderlich gewesen. Man sieht, seine moskauzentrierten Genossen haben hier wieder einmal den historischen in einen geographischen Materialismus umgemodelt.

Trotzdem war offensichtlich seine Karriere von der Partei nicht auszubremsen, denn was sie auch von Wolfgang Jahn einforderte, er machte das. Um mit dem Parteauftrag Wirtschaftswissenschaften zu studieren, bezog er alsbald nach seiner Rückkehr die Universität Jena und fungierte dort neben seinem Studium als Parteisekretär der Universität. Abgeschlossen hat er sein Studium an der Ostberliner Humboldt-Universität, wo anfangs noch „bürgerliche“ Hochschullehrer wie der namhafte Keynesianer Andreas Paulsen lehrte. Der Titel seiner dort verfaßten Dissertation lautete, akribisch formuliert – wie er auch später immer eine Art „Generalsekretär für Genauigkeit“ war –: „Die ersten Anregungen zur Aufnahme ökonomischer Studien und der Beginn öko-

nomischer Studien beim jungen Marx“ (Berlin 1956). Noch vor Abschluß seiner Habilitationsarbeit (1965, veröffentlicht Berlin 1968), aus der ich oben zitierte, beordnete ihn die Partei an die Martin-Luther-Universität Halle, wo er mit seiner Professur das Amt des Prorektors übernahm, und zwar gleich für ein Jahrzehnt. Diesem, nicht dem Rektor, oblag die politische Leitung der Universität. Bei seinen universitären Gegnern galt Jahn als „hardliner“.

Aber er war eben nicht nur Exekutor der Parteibeschlüsse, sondern mit kaum reduziertem Lehrdeputat immer auch Hochschullehrer, von dem es im Nachruf eines seiner Schüler heißt, er habe „legendäre ‚Kapital‘-Seminare“ veranstaltet. Da wurde offensichtlich von ihm nicht doziert, sondern gemeinsam „forschend gelernt“, denn der, der sich da erinnert, schließt mit einem Platon-Zitat; es lautet: „Das Eigentliche wenigstens ist nicht sagbar wie andere Erkenntnisse, sondern wenn gemeinsame Erörterung stattfindet und man wirklich miteinander lebt, dann entsteht jenes Eigentliche plötzlich wie ein von abspringenden Funken entzündetes Licht und nährt dann weiter durch sich selbst.“<sup>6</sup> Eine Insel der Seligen – eine Gelehrten-Republik unter den Fittichen eines „totalitären Regimes“? Oder eben eine jener Nischen, deren Existenz man widerwillig duldet, wenn man sie zur „Kader-Rekrutierung“ braucht? Sicher ist, daß das um die Mitte der 60er Jahre beschlossene Mega-MEGA-Unternehmen nicht nur einen erheblichen finanziellen und organisatorischen, sondern ebenso einen bemerkenswerten personellen und intellektuellen Aufwand erforderte.<sup>7</sup> Was seinerzeit das „Londoner Denkzentrum“ aus zwei Köpfen heraus produzierte, sollte nun von einer interdisziplinären Forschergruppe in Kompaniestärke historisch-kritisch aufgearbeitet werden.

Hierzu galt es erst einmal einen Teil der zukünftigen Mitarbeiter-Qualifikationen selbst zu produzieren und dabei entstand das, was Wygodski, wie oben zitiert, die „Jahn-Schule“ nannte. Dokumentiert ist der hier eingeschlossene Lehr- und Lernprozeß nicht zuletzt in den mehr als vierzig Hallenser Diplomarbeiten und mehr als fünfzig Dissertationen (A und B), die in Halle im Zeitraum von 1970-1989 entstanden sind und welche, wie immer auch mit unterschiedlichem Niveau, der dortigen Marx- (und Engels-) Forschung zuarbeiteten. Die unmittelbar an der Edition Beteiligten veröffentlichten ihre Studien in den oben erwähnten „Arbeitsblättern zur Marx-Engels-Forschung“,

<sup>6</sup> Ehrenfried Galander, Wolfgang Jahn, Nestor der Marx-Engels-Forschung verstorben., in: Neues Deutschland vom 16.1.2001, S. 10.

<sup>7</sup> Horst Baier schreibt dazu (in: Walter Jaeschke u. a. [Hg.], Buchstabe und Geist. Zur Überlieferung und Edition philosophischer Texte. Hamburg 1987, S. 216): Unter den historisch-kritischen Gesamtausgaben der Sozialwissenschaften sei die MEGA „die große Ausnahme. Aber zum einen haben die Klassiker des Sozialismus und der Sozialwissenschaften eine unvergleichbare Stellung in der Weltgeschichte wie Weltpolitik und zum anderen ist das Zentrum der Edition das Moskauer Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der KPdSU. So hilfreich die Marx- u. Engelsforscher der DDR sein mögen – Art, Bedeutung und Ausmaß der MEGA sprengen allemal deutsche Verhältnisse.“ – Was Baier dabei übersah: An der Titelei der zwischen 1975 und 1989/90 erschienenen Bänden kann man ablesen, daß rund zwei Drittel der Redakteure und Bearbeiter in Forschungseinrichtungen der DDR tätig waren.

von welchen insgesamt zwei Dutzend Hefte erschienen sind.<sup>8</sup> Im Zentrum der Hallenser MEGA-Arbeit standen die Marxschen sogenannten „Londoner Hefte 1850-1853“, welche Wolfgang Jahn so charakterisierte: Sie dokumentieren eine wichtige Etappe des Marxschen Forschungsprozesses, denn sie bilden die un-mittelbare Materialgrundlage, auf deren Verallgemeinerung gestützt Marx die „Grundrisse“ und das „Kapital“ ausarbeitet, eine Grundlage, auf die Marx „bis an sein Lebensende als Wissensspeicher zurückgriff“.<sup>9</sup> Besagte Exzerpt-Hefte wurden und werden erstmals in den Bänden IV.7 bis IV.11 veröffentlicht.

Von den insgesamt 130 projektierten Doppelbänden dieser ultimativen Marx-Engels-Gesamtausgabe sind bis zum Zusammenbruch des kommunistischen Lagers knapp ein Drittel erschienen. Aus der Sicht des akademischen Benutzers qualifizierte ich diesen Bücherturm so: Der Positivismus der Text-Präsentation sichert diesen MEGA-Bänden ihren zeitenthobenen Rang. Die „Beigaben“ der Bearbeiter und Redakteure zum Text, von den Einleitungen bis zu den Sachregistern, indizieren diese als Erzeugnisse einer bestimmten Marx-Engels-Rezeption – der marxistisch-leninistischen. Ihre Beurteilung kann man getrost der zukünftigen Rezeption überlassen.<sup>10</sup>

Die berufliche Tätigkeit Jahns vollzog sich in universitären Einrichtungen, die, so scheint mir als Außenstehendem, während der 40 Jahre DDR einen institutionalisierten Antagonismus darstellten, nämlich einen zwischen der per se unparteilichen Theorie, die abzielt auf die eine einheitliche Wahrheit, und der herrschenden Einheitspartei der Kommunisten, die von ihrer Gefolgschaft eine parteiliche Haltung zur Theorie (und Wissenschaft) verlangten, zumal zu der, von welcher sie behauptete, sie leite ihre Programmatik und Politik an. Ein anderer Akteur in besagtem „Spannungsfeld“ meinte rückblickend, man habe da halt, so gut es ging, die je zuge dachte „Rolle“ gespielt. Ich entgegnete, Adorno hätte darauf geantwortet: Erborgt ist der Rollenbegriff vom Theater, wo Schauspieler nicht real die sind, welche sie spielen und entsprechend haben die Menschen Rollen „in einem Strukturzusammenhang der Gesellschaft, der sie sowohl zur puren Selbsterhaltung dressiert wie die Erhaltung ihres Selbst verweigert.“<sup>11</sup>

Man sterbe nicht an einer Krankheit, nein, man sterbe an seinem ganzen Leben, las ich jüngst. Wolfgang Jahns tödliche Herzkrankheit begann einen Tag nach seiner altersbedingten Pensionierung mit einem Infarkt.

<sup>8</sup> Vgl. hierzu: Ernst Theodor Mohl, Zur Marx-Forschung in Halle (Mai 1989), in: AG Marx-Engels-Forschung (Hg.): Naturwissenschaften und Produktivkräfte bei Marx und Engels. Marx-Engels-Forschung heute, Bd. 3. Frankfurt am Main 1991, S. 116ff.

<sup>9</sup> Wolfgang Jahn, „Die Londoner Hefte 1850-53“ in der Entwicklung der politischen Ökonomie von Karl Marx, in: IMSF Frankfurt am Main (Hg.), Internationale Marx-Engels-Forschung. Marxistische Studien 36. Jahrbuch des IMSF, Bd. 12/1, Frankfurt/M. 1987, S. 152.

<sup>10</sup> Ernst Theodor Mohl, Noten zur MEGA<sup>2</sup>, in: Z 30 (Juni 1997), S. 82ff., hier: S. 96.

<sup>11</sup> Theodor W. Adorno, Artikel „Gesellschaft“, in: Hermann Kunst u.a. (Hg.): Evangelisches Staatslexikon. Berlin 1966, S. 639 und in: Gesammelte Schriften, Bd. 8, Frankfurt/M. 1972, S. 13.

Schopenhauer sah einen Menschen nicht nur durch das definiert, was einer ist und was er gilt, sondern auch durch das, was einer hat.<sup>12</sup> Also ergänze ich: Jahn besaß keine nennenswerten materiellen Güter, kein Haus, kein Stück Land, kein Auto und in seiner Wohnung in einem der Wohnsilos in Halle-Neustadt suchte man vergeblich nach einer Bibliothek oder nach einem größeren wissenschaftlichen Handapparat. Aber er hatte einen Traum, dessen Titel lautete: Es ist möglich, den Marxschen 6-Bücher-Plan zu realisieren. Lesen wir ihn selbst: „In der Einleitung zu den ‚Grundrissen‘ von 1857 faßte Marx seine Vorstellungen über die Einteilung einer umfassenden Darstellung der politischen Ökonomie zusammen, die er in präziserer Form im Brief vom 22. Februar 1858 Ferdinand Lassalle mitteilte: ‚Das Ganze ist eingeteilt in 6 Bücher. 1. Vom Kapital ... 2. Vom Grundeigentum. 3. Von der Lohnarbeit. 4. Vom Staat. 5. Internationaler Handel. 6. Weltmarkt.‘ (MEW 29, S. 551) Marx hat nach unserer Auffassung diesen umfassenden Plan der Darstellung der ökonomischen Theorie niemals aufgegeben, er konnte ihn nur nicht realisieren. ... Es finden sich bis ins hohe Alter hinein Verweise, daß Marx nach wie vor die Ausarbeitung von selbständigen Lehren plante, zu denen neben der Lehre von der Konkurrenz und vom Kredit auch die Themen gehören sollten, die ursprünglich für die Bücher 2 bis 6 vorgesehen waren. ... (Und:) Die MEGA schafft die Voraussetzungen dafür, die Materialien für die geplanten Bücher 2-5 zusammenzustellen und zu verallgemeinern. ... Die Londoner Hefte 1850-1853 nehmen dabei eine Schlüsselstellung ein, weil sie eine Materialgrundlage bei der Aufstellung des umfassenden Planes der Darstellung des ökonomischen Hauptwerkes waren und viele Materialien enthalten, die Gegenstand der Bücher 2-5 sein sollten.“<sup>13</sup>

Unterstützung erhielt Jahn für dieses Projekt wiederum aus Moskau. Wygodski und Albert Kogan bekräftigten: „Die Methodologie des Planes der Jahre 1857/59 erlaubt es, richtig an das Studium noch nicht gelöster Probleme der allgemeinen Theorie des Kapitalismus heranzugehen.“<sup>14</sup>

Auch ich bleibe dabei: Mit diesem Projekt eröffnete Jahn einer zukünftigen Marx-Forschung eine neue Perspektive: Das Marxsche ökonomische und gesellschaftskritische Werk ist nicht mehr als quasi abgeschlossenes in der finalen Gestalt der drei „Kapital“-Bände kulminierendes Theoriemonument zu sehen, sondern wird en bloc rückversetzt in den Status einer neu auszuschöpfenden Primärquelle. Mit diesem Material als Anregung und Anleitung ist sein System neu zu entwerfen und fortzuschreiben.<sup>15</sup>

<sup>12</sup> Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke, hg. von Arthur Hübscher, Bd. 5: Parerga und Paralipomena I, Mannheim 1988, S. 367ff.

<sup>13</sup> Wolfgang Jahn, „Die Londoner Hefte 1850-53“ ..., a.a.O., S. 161f.

<sup>14</sup> Vgl. hierzu Wolfgang Jahn, Zur Entwicklung der Struktur des geplanten ökonomischen Hauptwerkes von Karl Marx, in: Arbeitsblätter H. 20, S. 6ff.

<sup>15</sup> Vgl. hierzu meinen oben zitierten Beitrag zur Marx-Forschung in Halle, a.a.O., S. 124ff.

Durch den Zusammenbruch des kommunistischen Lagers verlor Wolfgang Jahn seinen gewohnten Arbeitszusammenhang und die sachlichen Produktionsmittel. Im Thüringer Wald, in einem Nest mit dem bezeichnenden Namen Crawinkel hat er jahrelang mit abnehmender Kraft versucht, im Problemfeld „Konkurrenz“ aufzuzeigen, „was da abzuholen und wie auszugestalten ist“. ... Kurz vor seiner letzten schweren Krankheit hat er eigenhändig seinen wissenschaftlichen Nachlaß vernichtet. Elegisch gewendet: In magnis et voluisse sat est (In großen Dingen ist es genug, den Willen gehabt zu haben; Properz: Elegiae 2, 10, 6).

Zeitung für Linke

**ak**

analyse und kritik

www.akweb.de

garantiert  
regierungsunabhängig

Probeexemplar (3DM in Briefmarken)  
oder gleich ein Abo:  
ak - Rombergstr. 10 - 20255 Hamburg  
Tel: 040-40170174 Fax: 040-40170175  
Email: ak-redaktion@chh.comlink.de



**Kubanisch-  
europäische  
Perspektiven  
Internationaler  
Kuba-Solidaritätskongress**

23. bis 24. Juni 2001

Berlin, Kongresshalle am Alexanderplatz

info@cuba-congress2001.com;  
www.cuba-congress2001.com  
Tel.: +49 30/24 00 94-55/-56;  
Fax: +49 30/24 00 94-09

Veranstalter:



Cubasi



junge Welt

## „Ich war, ich bin, ich werde sein!“

Rosa Luxemburg-Tagung in Leipzig, 16.-18. März 2001

Vom 16. bis 18. März 2001 fand in Leipzig die Konferenz „Ich war, ich bin, ich werde sein! Historische und aktuelle Dimensionen des theoretischen Werkes von Rosa Luxemburg“ statt. Sie wurde von der „Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V.“, die ihr zehnjähriges Bestehen beging, gemeinsam mit der „Rosa-Luxemburg-Stiftung, Gesellschaftsanalyse und Politische Bildung e.V.“ und der „Rosa-Luxemburg-Stiftung Brandenburg e.V.“ veranstaltet und stieß auf das Interesse von weit über 100 Teilnehmern aus der gesamten Bundesrepublik.

Eröffnet wurde die Konferenz im Leipziger „Haus des Buches“ durch mit viel Beifall bedachte Vorträge von *Annelies Laschitzka* (Berlin) und *Volker Caysa* (Münster). Während Laschitzka exzellent Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht biographisch verglich, sprach Caysa exzeptionell über Rosa Luxemburgs Leben als permanente Sinnsuche. Beide Vorträge fanden eine glückliche Vertiefung und Ergänzung durch eine von *Andrea Franke* (Chemnitz), *Christel Hartinger* (Leipzig) und *Gabriele von Kienlin* (Friedrichshafen) künstlerisch gestaltete literarisch-musikalische Hommage zum 130. Geburtstag von Rosa Luxemburg.

Zum Auftakt der Diskussion am folgenden Tag, nunmehr in der historischen „Moritzbastei“, referierte *Helmut Seidel* (Leipzig) (vgl. den Beitrag von Helmut Seidel in diesem Heft), der Spiritus rector der Konferenz, zu Rosa Luxemburgs Marx-Rezeption, die für sie, so Seidel, kein einmaliger Akt, sondern ein Prozess war, der ihr gesamtes kampferfülltes Leben prägte. Rosa Luxemburg hat Marx verehrt und seine theoretischen Leistungen gewürdigt, aber, so Seidels Fazit, „personenkultische ‚Götzendienerei‘ war ihre Sache nicht“. Sie war vielmehr eine eigenständige Denkerin, die das Marx'sche Gedankengut mit Herz und Verstand positiv-kritisch rezipierte, propagierte, verteidigte und vor allem im politischen Kampf anwandte. Durch ihre Arbeiten ziehe sich, fern jeglicher Theoriefeindlichkeit, das große Interesse an marxistischer Theorie und ihrer Geschichte. „Dies ist besonders deshalb zu betonen, weil in der Vergangenheit ihre theoretischen Leistungen herabgewürdigt wurden. Es gibt auch keine Spur von Intelligenzfeindlichkeit, die in der nach ihr kommenden kommunistischen Bewegung leider nicht selten anzutreffen war.“ Rosa Luxemburg war, wie Seidel abschließend resümierte, zwar in erster Linie Ökonomin und Politikerin, aber es sei völlig verfehlt, daraus auf eine Philosophie-Abstinenz zu schließen. Ihre Philosophie sei die materialistisch-dialektische Geschichtsauffassung gewesen, die bei ihr die Frage nach dem Verhältnis von Denken und Sein in spezifischer Weise eingeschlossen habe. Dabei sei es Rosa Luxemburg weniger um den abstrakten Unterschied von Denken und Sein gegangen als vielmehr um die Herstellung der Übereinstimmung beider.

Im Verlauf der Konferenz zeigte es sich, dass im Unterschied zur Charakterisierung Rosa Luxemburgs als Ökonomin die als einer Philosophin keine einhellige Zustimmung fand. *Wolfgang Fritz Haug* (Berlin), der nach Seidel über „Rosa Luxemburg und die Frage nach einer marxistischen Philosophie“ sprach, verwies darauf, dass es von Rosa Luxemburg keine philosophischen Exzerpte gebe, sondern nur eine implizite Herausarbeitung der Philosophie. Sie habe niemals den Begriff Dialektischer-Materialismus gebraucht, sondern sich vielmehr stets sofort dem Historischen-Materialismus zugewandt. Für Rosa Luxemburg, die von der Marx'schen Denk- und Arbeitsweise erfüllt gewesen sei, sei die Übereinstimmung von Denken und Handeln nicht a priori gegeben gewesen, sondern sie habe vielmehr immer das überraschende, das unerwartete in Rechnung gestellte, dem man rechtzeitig und ausreichend Beachtung schenken müsse. Eine Spontanitätsauffassung, die ihr angelastet worden sei, sei nicht gegeben.

Die Freiheitsauffassung von Rosa Luxemburg und die sozialphilosophischen Dimensionen ihrer Kritik an den Bolschewiki behandelte *Michael Brie* (Berlin). Sein Fazit war: Freiheit, die nicht die jeder und jedes einzelnen ist, ist keine Freiheit, sondern ein Privileg weniger oder vieler. Ein Anspruch auf Selbstbestimmung, der anderen diese Selbstbestimmung versagt, ist Unterdrückung und Ausbeutung. Freiheit ist daher eine Grundbedingung moderner sozialer Entwicklung, die Fähigkeit zur ständigen Umwälzung aller gesellschaftlichen Bedingungen und Verhältnisse ist an Freiheit gebunden. Dabei sei zu beachten, dass Rosa Luxemburgs Verständnis von Freiheit vom Freiheitsverständnis des Liberalismus abweiche. „Während für diesen das freie Individuum der Ausgangspunkt ist, ist es für Rosa Luxemburg der Bezugspunkt. Nicht die eigene Freiheit, sondern die Freiheit der Anderen wird gefordert ... Sie entschlüsselt Freiheit als soziales Verhalten von Menschen, durch das gesellschaftliche Verhältnisse entstehen sollen, die die Freiheit der Anderen und dadurch auch die eigene Freiheit ermöglichen.“

*Rainer Thiel* (Brandenburg) nutzte seinen Vortrag, um auf sein in der Endredaktion befindliches Buch „So geht man nicht mit der Jugend um. Drum: Schülerstreik in Storkow Brandenburg 11. bis 19. September 2000“ hinzuweisen und sich dann dem Thema: „Marx, Engels, Luxemburg – Option und Verantwortung versus Voraussagefetischismus und Verwechseln von Aufstand und Revolution“ zuzuwenden.

Die Reihe der mehr philosophisch orientierten Beiträge schlossen *Frigga Haug* (Berlin) und *Uwe-Jens Heuer* (Berlin) ab.

Haug behandelte Rosa Luxemburgs Konzept revolutionärer Realpolitik und plädierte dafür, „die Politikvorstellungen von Rosa Luxemburg jenseits der gewählten Sprache auf ihre Aktualität, ihren möglichen Nutzen für heute zu überprüfen“. Rosa Luxemburg sei es darum gegangen, „im Bestehenden Politik zu machen, politisch handlungsfähig zu sein in der Perspektive einer großen Veränderung“. Voraussetzung für die Entwicklung revolutionärer Realpolitik waren für sie „wissenschaftliche Analyse und genaues Studium der

Bewegung in der Gesellschaftsformation“. Und: „Revolutionäre Realpolitik braucht Presse/Öffentlichkeit.“ Denn es ging ihr darum, Wissen und Information über reale Entwicklungen so zu verbreiten, dass begreifendes Erkennen als selbsttätiger Prozess möglich wird. „Daher wird angesetzt beim beherrschten Volk und seinem Sinn für Gerechtigkeit und Moral, beim Alltagsverstand“, sind „Sprichworte und Wortspiele, Metaphern aus dem Haushalt und ähnliches ... stets Mittel ihrer Reden“. Haug unterstrich eindrucksvoll: „Der Transport solch sinnlicher Erfahrungen in große Politik macht dabei Sprache zu einem Bewegungsmedium mit stets wechselnden Bedeutungen und Regierungspolitik so verständlich wie das Terrain, aus dem die Sprache und die Bilder entlehnt sind.“

Heuer, der daran anknüpfte, betonte, dass Rosa Luxemburg die Revolution greifbar nahe sah. Daher müsse man die Frage stellen, was kann sie uns heute sagen in einer Zeit, wo keine Revolution zu erwarten ist? Heuer im Klartext: „Wenn man die Beseitigung des heutigen Systems für nicht möglich hält, dann kann man sich nicht auf Rosa Luxemburg beziehen!“

*Ernstgert Kalbe* (Leipzig) und *Volker Politt* (Leipzig), die zu Nation und nationale Frage bei Rosa Luxemburg sprachen, berührten eine Problematik, die in der marxistischen Theorie offensichtlich sträflichst unterschätzt wurde.

Kalbe verwies darauf, dass sich Rosa Luxemburg mit der nationalen Problemstellung vor allem im Kontext mit dem imperialistischen Krieg und den beiden russischen Revolutionen beschäftigt hat. Dabei gelte es zu beachten, dass für sie der zentrale Bezugspunkt für die Lösung der nationalen Frage die Weltrevolution war. Aus der Sicht heutiger Erfahrungen müsse man „die sozial-politische Reifestufe der damaligen Verhältnisse in Russland und Osteuropa, die historisch erreichte Reife der Nationsformierung in der osteuropäischen Region, erst recht die Chancen für die sozialistische Revolution als internationale Revolution sehr kritisch einschätzen“.

Politt, der den von Kalbe problematisierten Gegenstand aus der Sicht der polnischen Frage behandelte, vermerkte kritisch, dass Rosa Luxemburg, indem sie Konzepte, die sich an die Arbeiter Polens richteten und in denen die Unabhängigkeit Polens als ein relativ eigenständiges oder gar erstrangiges Ziel gesehen wurde, als Verrat am Sozialismus und als Betrug an der Arbeiterklasse brandmarkte, keinen Blick für vorhandene Differenzen in der PPS hatte. Dadurch habe sie mögliche Bündnispartner von sich abgestoßen.

Für *Ingo Wagner* (Leipzig), zum Thema „Sozialreform oder Revolution? Historisch passé – oder?“ sprechend, drängt sich die Gretchenfrage auf, in welchen Bahnen sich gegenwärtig die Luxemburg-Rezeption vollzieht. Er sehe einen Haupttrend darin, „von der marxistischen Essenz Luxemburgs total zu abstrahieren“. Was an „marxistischen Gedanken Luxemburgs wirklich unsterblich bleibt und für die Gegenwart und Zukunft – durchaus kritisch – marxistisch weiterzudenken wäre, wird sorgsam ausgeblendet“, was prononciert André Brie unter dem Titel „Ein Zeichen für Rosa Luxemburg“ in „Disput“ 3/2000 vorgeführt habe. Aus Wagners Sicht wird die „Entkernung Luxem-

burgs vor allem durch den Sozialismus der Moderne (Modernen Sozialismus) praktiziert, der seinen ‚Sozialismus‘ nach Rainer Land als ‚Kapitalverwertung durch gesellschaftliche Institutionen‘ gestalten will. Bei der Lektüre von Luxemburgs Schrift (gemeint ist „Sozialreform oder Revolution“ – K. Sch.) könnte man meinen, dass der eigentliche Adressat bereits vor hundert Jahren dieser Moderne Sozialismus sei.“ Wagner, der den „Modernen Sozialismus“ als ein „soziales Produkt des modernen Kapitalismus“ wertet, sieht so Rosa Luxemburgs Schrift als „ein Sprengsatz, der mitten hineinwirkt in die theoretischen und politischen Kämpfe unserer Zeit – wenn man ihn zündet“. Diesen Sprengsatz könne man nicht entschärfen, ohne sich offen und permanent vom Marxismus zu verabschieden.

Doch wer nach diesem in das Zentrum aktueller Programmdebatten der PDS zielenden polemischen Beitrag mit einer dazu geführten Diskussion rechnete, wurde enttäuscht. Frappiert konnte er feststellen, dass Widerspruch ausblieb!

In einem gewissermaßen ökonomischen Block behandelten *Joachim Tesch* (Leipzig) Rosa Luxemburgs Spuren in der krisentheoretischen Debatte der Bundesrepublik Deutschland, *Eva Müller* (Taucha) Luxemburgs Beiträge zur Reproduktionstheorie und *Wladislaw Hedeler* Bucharins Kritik der Akkumulationstheorie von Rosa Luxemburg. Ihnen folgte *Manfred Lauer mann* (Bielefeld) mit „Imperialismustheorie aus dem Blick von Weltgeschichte“.

*Helmut Steiner* (Berlin), der Rosa Luxemburg und Alexandra Kollontai im Vergleich darstellte, bezog hierfür auch Clara Zetkins Sicht ein. Obwohl sich Luxemburg und Kollontai nicht persönlich kannten, hegte Kollontai größte Hochachtung gegenüber Luxemburg, in der sie das „Herz der Partei“ sah.

*Wolfgang Eichhorn* (Berlin) plädierte in seinem Vergleich von Rosa Luxemburg und Eduard Bernstein für eine differenziertere Betrachtung der Auffassungen Bernsteins. Seine thesenartig vorgetragenen Gedanken lösten Lust auf Diskussion aus, wofür es leider an Zeit mangelte. Sein kurzes Fazit: „Man muss Bernstein wieder ausgraben!“

Ebenso anregend sprach *Werner Abel* (Freiberg) zu Hannah Ahrendts Sicht auf Rosa Luxemburg, wodurch er, gewissermaßen ein Nebeneffekt, zugleich das Nachdenken über Ahrendt anregte. Diese hatte zu erklären versucht, warum „immer wieder und meist mit denunziatorischer Absicht bestimmte Legenden geschaffen wurden, die die wahre Luxemburg unter sich begraben und einen Zugang zu ihr versperren sollen“. Aber von ihr stammt auch die Aussage, dass Rosa Luxemburg so wenig orthodox gewesen sei, „dass sich bezweifeln lässt, ob sie überhaupt Marxistin war“. Die Begründung dafür glaubte Ahrendt in Schlussfolgerungen gefunden zu haben, zu denen Luxemburg in ihrer „Akkumulation des Kapitals“ gelangt war. „Worüber sich Ahrendt mit Luxemburg am meisten einig war und wo sie die intensivste Differenz zwischen Luxemburg und Lenin auszumachen glaubte“, schlussfolgerte Abel, „war das Problem der revolutionären Avantgarde und das des Zustandekommens der Revolution.“

Mit Beiträgen von *Klaus Kinner* (Leipzig) zur Luxemburg-Rezeption in KPD und Komintern sowie von *Monika Gibas* (Leipzig) zu Luxemburgs Demokratiekonzeption und die dazu in der SED eingenommene Haltung klang die Konferenz aus.

Kinner benannte die Ursachen der Diffamierung der Fortführung der Linie Rosa Luxemburgs, des Niedergangs der Streitkultur unter Marxisten und der Verhinderung des Weges zu einem demokratischen Sozialismus. Die positive Luxemburg-Rezeption innerhalb der KPD und der Komintern hatte ihren Abschluß gefunden und war nur noch außerhalb von ihnen möglich. Die verhängnisvollen Auswirkungen des Fortbestehens dieses Zustandes auf die SED zeigte Gibas auf. Sich in der zweiten Hälfte der 80er Jahren allmählich abzeichnende positive Veränderungen konnten nicht mehr wirksam werden, die gesellschaftlichen Deformierungsprozesse waren bereits zu weit fortgeschritten.

*Evelin Wittich* (Berlin) konnte in ihren Schlussbemerkungen der Konferenz insgesamt kreatives Nachdenken über Rosa Luxemburg bestätigen. Es sei deutlich geworden, dass Rosa Luxemburg keine Ikone ist, sondern dass vielmehr ihr gesamtes Leben dazu anregt, marxistisches Denken in seiner vielfältigen Pluralität weiterzuentwickeln, wozu gerade die Rosa-Luxemburg-Stiftung beitragen müsse. Zugleich wies sie auf die Notwendigkeit hin, künftig bei derartigen Veranstaltungen von Anbeginn mit geeigneten Mitteln und Methoden junge Menschen in die Vorbereitung und Durchführung einzubeziehen.

Kritisch wäre hinzuzufügen, dass es von Gewinn gewesen wäre, wenn die Problemstellung „Rosa Luxemburg und die soziale Frage der Gegenwart“ eine theoretische Ausprägung erfahren hätte. Es bleibt zu hoffen, dass der beachtete Protokollband recht bald vorliegt.

*Kurt Schneider*

## „Geld und Kredit auf der Ebene des Zirkulationsprozesses des Kapitals“

Kolloquium der Marx Gesellschaft e.V. am 16. bis 18. März 2001 in Oer-Erkenschwick

Die Marx Gesellschaft e.V. ist aus einem Diskussionsforum entstanden, das 1992 auf Initiative von Hans Georg Backhaus, Diethard Behrens und Hans-Joachim Blank ins Leben gerufen wurde. Sie veranstaltet seitdem halbjährlich Kolloquien zu Problemen der Marxschen Theorie und der Marx-Rezeption und begreift sich als kontinuierlichen Diskussionszusammenhang.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Erste Ergebnisse liegen vor in dem Band: Diethard Behrens (Hg.), „Geschichtsphilosophie oder das Begreifen der Historizität“ (Schriften der Marx-Gesellschaft; Bd.1), Freiburg (Breisgau) 1999.

Das Thema des Kolloquiums „Geld und Kredit auf der Ebene des Zirkulationsprozesses des Kapitals“ knüpfte an vorausgegangene Kolloquien an, die sich mit der Problematik des zweiten Bandes des „Kapital“ beschäftigten. Zunächst ging es unter der Fragestellung nach dem „Kapital im Allgemeinen“ (7. bis 9.4. 2000 in Villigst) darum, wie dieser Begriff zu verstehen und ob er von Marx aufgegeben worden sei. Zusammen mit den Beiträgen zur Marx-Engels-Forschung und mit Unterstützung des Vereins „Helle Panke“ fand vom 22. bis 24.9.2000 in Werftpuhl ein Kolloquium statt, das sich u.a. mit der Problematik der Verarbeitung der Marxschen Manuskripte zum zweiten Band des „Kapital“ auseinandersetzte und über den Stand der Edition informierte.

Diesmal stand zunächst ein Papier von Jürgen Behre und Nadja Rakowitz: „Vorläufige Bemerkungen zum Marxschen Kritikverfahren, vorgeführt an der Darstellung des Kreislaufs des Geldkapitals“ zur Diskussion. Es ging um die Charakterisierung des Marxschen Kritikverfahrens im Zusammenhang mit einem Text, in bezug auf den solches – anders als bei den Grundrissen (Reichelt) oder den Wertformanalyse (Backhaus etc.) – bisher nicht versucht wurde. Dabei verstehen die Autoren ihren Beitrag als Erläuterung eines im Vorjahr von Nadja Rakowitz vorgelegten Diskussionspapiers zu den Kapitalkreisläufen.

Das Marxsche Kritikverfahren wurde von Jürgen Behre in Bezug auf drei Dimensionen skizziert: als Aufzeigen von Kategorienfehlern, hier Fehlern, die mit der Neigung der Ökonomen verbunden seien, Geld für Geldkapital zu nehmen; als Destruktion scheinbar selbständiger Formen (Verweis auf andere Kreisläufe) und als Perspektive auf die praktische Aufhebung des Kapitalverhältnisses als Totalität. Es bleibe die Frage, wie Marx in seiner Kritik die Politische Ökonomie umgruppiere, wie er die Abfolge der ökonomietheoretischen Vorstellungen begründe und wie daher mit der Kritik die Diskussion des Gegenstandes einhergehe.

Die anschließende Debatte wandte sich der schwierigen Frage der Differenz der Kritikverfahren bei Hegel und Marx zu. Auf Hegel bezogen ging es um die Form und Konstitution von Gegenständen, Form der Gegenständlichkeit und die Frage, wie sich Form konstituiert. Für Helmut Reichelt ist das Problem der Kritik das der Konstitution der Form. Jürgen Behre versuchte die Differenz der Kritikverfahren bei Hegel und Marx festzuhalten, indem er herausstellte, Hegels Kritik gründe auf die Entfaltung der Polarität begrifflicher Implikate, das wissenschaftliche Wissen des 18. Jhs. und die transzendente Logik Kants. Marxs Kritik dagegen gründe auf Alltagsvorstellungen, den Alltagsumgang (mit Ware und Geld) und der politische Ökonomie als wissenschaftliche Systematisierung von beidem. Der Unterschied zwischen beiden Kritikverfahren liege aber vor allem in der Perspektive auf die praktische Aufhebung jener Formen, die in der Kritik zur Darstellung gebracht würden. Helmut Reichelt sieht das Marxsche Verfahren als eines, dem es primär darum geht, die Konstitution der Form der Gegenständlichkeit mit dem Schein des „An-sich“ an jeder einzelnen Form zu entwickeln, die innere Einheit auf-

zuzeigen, zu zeigen, was die Bewusstseinsform der Verstandestätigkeit anrichtet, wenn sie glaubt, es mit fixierten Gegenständen zu tun zu haben, an der neuen Form der Gegenständlichkeit zu zeigen, wie in ihr die vorausgegangenen verschwunden sind.

Abschließend drehte sich die Diskussion um die von Michael Heinrich aufgeworfene Frage, inwieweit Kritik als „Motor“ der Darstellung fungiere. Dabei ging es um das komplizierte Verhältnis zwischen dem „Erfassen des realen Systems“ und der „Kritik der Ökonomie“ als Wissenschaft in Bezug auf den Darstellungsgang in den verschiedenen bei Marx vorliegenden Fassungen.

Ein zweites Diskussionspapier legte Christoph Lieber unter dem Titel, „Aspekte der Aktualität des ‚Zweiten Bandes‘ des Kapitals“ vor. Christoph Lieber bezog sich vor allem auf das 3. Kapitel des ersten Manuskripts zum zweiten Band des Kapital (MEGA<sup>2</sup> II 4.1) und stellte die „Auflösung des Smithschen Dogmas vom Verschwinden des constanten Kapitalteils und der Auflösung des Gesamtprodukts in Revenue“ ins Zentrum seiner Argumentation. Dies charakterisiert er als Durchbruch im Forschungsprozess, der das Scharnier markiere zur Oberfläche und rationellen Fassung der Revenuezirkulation. Christoph Lieber betonte, dass Kapital- und Revenuezirkulation auf vertracktere Art und Weise miteinander verwoben seien, als es den Anschein habe, wenn man das Augenmerk nur auf Geldströme richte. Dass sich die „Wertschöpfung und die von ihr ausgehende Revenuezirkulation“ auf die eine oder andere Weise mit der Produktion des konstanten Kapitals ins Maß setzen müsse, stoße nicht nur bei den Ökonomen, mit denen sich Marx auseinandersetze, auf Unverständnis. Bruttoinvestitionen und Endnachfrage sind, so Christoph Lieber, im Bruttosozialprodukt als Nachfragekomponenten ununterschieden miteinander verbunden. Als entscheidende Kennzeichnung des Gesamtproduktionsprozesses hielt er fest: „weder nur Kreislauf noch Reihenfolge ..., sondern zugleich parallele Produktion...“ (S. 368)

Die anschließende Diskussion konzentrierte sich zunächst auf in der Darlegung enthaltene Momente der Ideologiekritik und wandte sich dann in diesem Zusammenhang aktuellen Entwicklungen zu. Gestritten wurde über die Frage, ob und inwieweit die Dimension der „parallelen Produktion“ eine solche Ausweitung erfahren habe, dass diese zu qualitativen Veränderungen geführt habe, wenn im öffentlichen Bewusstsein Bestimmungen des Kapitals zu Bestimmungen der Arbeitskraft gemacht würden. Jedermann glaube als Vermögensbesitzer zu agieren. Neue Legitimationsprobleme ergäben sich durch den Verlust der Verbindung von Lohn und Leistung. Hierüber gab es heftige Kontroversen. Verwiesen wurde auf alte Formen „selbständiger Arbeit“, unterschiedliche Varianten neuer Lohnformen u.a.m. Mehrheitlich wurde Skepsis gegenüber der Annahme einer „neuen Qualität“ geäußert. Abschließend wandte sich die Diskussion dem „Proportionalitätsproblem“ zu. Fritz Fiehler verwies auf dessen Bedeutung im Zusammenhang mit freigesetztem Geldkapital als Möglichkeit und Notwendigkeit des Kredits.

Zu den Arbeitsweisen der Marx-Kolloquien gehört auch, dass von Zeit zu Zeit direkt am Text diskutiert wird. Bei der Märztagung war das „Manuskripts I“

aus MEGA<sup>2</sup> II 4.1 (S. 169-179) Gegenstand der Debatte, in dem die Formen des Zirkulationsprozesses und seine „Totalität“ thematisiert werden.

Ausgangspunkt der Diskussion waren Marxens Ausführungen darüber, dass in dieser Darstellung „der gesamte Reproductionsprozeß Circulationsprozeß“ und andererseits „der Circulationsprozeß Reproductionsprozeß“ (178) ist. Nicht ohne Verweise auf die Marx-Engels-Forschung bezweifelten Nadja Rakowitz und Michael Heinrich, daß die Engelssche Edition dieser Differenzierung gerecht wird. Die Frage nach der „Continuität“ bezog Fritz Fiehler auf die Dimension des Nebeneinander, das eine Verteilung des Kapitals erforderlich mache, die Buch II vollständig in Beschlag nehme. Helmut Reichelt stellte die Frage nach der ‚Einheit‘ des Kapitals ins Zentrum. Als ‚reale Einheit‘ müsse das Kapital für eine Existenz in verschiedenen Formen und für beständigen Formwandel sorgen. Als ‚abstrakte Einheit‘ stelle das Kapital den sich verwertenden Wert dar, der gegen seine verschiedenen Existenzformen gleichgültig sei und in seiner Maßlosigkeit allein auf Kontinuität dränge. Dann wandte sich die Diskussion dem Problem „bedingter Totalität“ zu und am Schluss der Frage, inwieweit Marx zu einer Zeit, in der die Ökonomie noch weit entfernt von „Kreislaufvorstellungen“ und gesamtwirtschaftlichem Rechnungswesen war, Pionierarbeit geleistet habe und wie dies zu bewerten sei.

Das nächste Kolloquium findet am 21. bis 23. September 2001 zum Thema „Die Marxsche Methode als Ideologiekritik“ statt. Ausgangspunkt der Beiträge und Diskussion sollen ausgewählte Aspekte des gerade erschienenen Buchs von Nadja Rakowitz „Einfache Warenproduktion – Ideal und Ideologie“ sein. Beiträge sind vorgesehen von Michael Heinrich zu Problemen des Wertbegriffs, von Christoph Lieber zu Aspekten der Ideologiekritik, von Helmut Reichelt zur Frage „Begriff und Wirklichkeit des Werts“. Hans-Georg Backhaus wird um eine Erwiderung auf die Kritik von Nadja Rakowitz gebeten.

Die Frühjahrstagung im April 2002 soll wieder in Kooperation mit den „Beiträgen zur Marx-Engels-Forschung“/ „Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition e.V.“ stattfinden und von diesem organisiert werden. Vorgeesehenes Thema: „150 Jahre ‚18. Brumaire‘ von Karl Marx“.

*Kornelia Hafner*

## „Der skandinavische Weg – Umbau oder Abbau des Sozialstaates?“

Tagung am 31. März in Kiel

Unter der Fragestellung „Der skandinavische Weg – Umbau oder Abbau des Sozialstaates?“ luden am 31. März 2001 der Verein Projekt Moderner Sozialismus Norddeutschland (Proms Nord), die Lübecker Jusos und der sozialpolitische Sprecher der SPD-Landtagsfraktion Schleswig-Holstein, Wolfgang

Baasch, zu einer Tagung ins Kieler Landeshaus ein. Baasch und der SPD-Fraktionsvorsitzende im Landtag, Lothar Hay (Flensburg), verwiesen zur Begrüßung auf die grenzübergreifende Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratie in Dänemark und Schweden, die Ostseekooperation des Landes und die hohe Aufmerksamkeit für die dänische Arbeitsmarktpolitik, die sich nun auch in einer Bundesratsinitiative des Landes für die Verankerung der Jobrotation im SGB III niedergeschlagen habe. Die Teilnahme von Silke Hinrichsen vom SSW wurde ebenfalls als Beleg für skandinavische Impulse in der schleswig-holsteinischen Landespolitik hervorgehoben.

Werner Kinds Müller, Leiter der Europaabteilung in der Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen und bis vor kurzem in gleicher Funktion in Schleswig-Holstein tätig, stellte sein Referat unter die Leitthese, dass gerade im Übergang zur Wissensgesellschaft und –ökonomie der Sozialstaat modern ist und sich als internationaler Wettbewerbsvorteil erweist. Er skizzierte zunächst die Elemente des schwedischen Modells bis 1991 mit egalitärer Einkommensverteilung, dem weitgehend realisierten Vollbeschäftigungsziel, einem großen öffentlichen Sektor und einem spezifischen Korporatismus. Der Wohlfahrtsstaat in Skandinavien insgesamt sei mehr gewesen als die Sicherung der Reproduktionsverhältnisse, sondern ein Gesellschaftsmodell. Dieses habe sich als historische Alternative zur autoritären Antwort auf die Weltwirtschaftskrise seit den dreißiger Jahren herausgebildet. Bis ca. 1989 sei es insbesondere in Schweden eine soziale und ökonomische Erfolgsgeschichte gewesen. Anfang der 90er Jahre sei ganz Skandinavien in einer Krise gewesen, welche die Folge veränderter weltpolitischer und ökonomischer Rahmenbedingungen gewesen sei, verschärft gerade in Finnland durch den Zusammenbruch der Sowjetunion. Danach sei eine „Wurzelbehandlung des Sozialstaats“ erfolgt, an deren Ende keine Zerstörung, sondern ein neues Fundament stehe. Die Haushaltspolitik der Defizitreduzierung sei Voraussetzung für die Förderung strategischer Potenziale gewesen.

Heute zeichneten sich die skandinavischen Länder aus durch niedrige Arbeitslosigkeit, hohe Löhne und ein hohes Sicherungsniveau, eine innovationsfreudige Gesellschaft und eine strategische Konsensorientierung der gesellschaftlichen Kräfte. Allerdings gebe es auch Brüche und Friktionen, die sich etwa in Rechtsradikalismus und einer rigiden Einwanderungspolitik sowie Defiziten im Bereich der Bildungsinstitutionen zeigten. Insgesamt sei der Übergang vom Industriekapitalismus zum wissensbasierten Kapitalismus gut gelungen, wobei sich Egalitarismus und die Betonung der Humanressourcen als Wettbewerbsvorteile erwiesen hätten. Schweden sei heute mit einer Internet-Nutzung von über 50 Prozent der Bevölkerung vor den anderen skandinavischen Ländern weltweit führend. Schweden und Finnland seien mit vier und drei Prozent des BIP weltweit führend bei den Ausgaben für Forschung und Entwicklung. Auf dem „Information Society Index“, der Infrastruktur, Bildung und Kultur misst, belege Schweden den ersten Platz vor den USA, denen Finnland, Norwegen und Dänemark folgten. Auf dem Innovationsbarometer der EU wiesen die nordischen Staaten die meisten Beschäftigten in hochquali-

fizierten Dienstleistungen und die meisten Patente auf. Die Vernetzung zwischen Wissenschaft und Wirtschaft sei weit fortgeschritten.

Kindsmüller folgerte aus diesen Entwicklungen, dass im Rahmen der ökonomischen und kulturellen Globalisierung die regionale Diversität erhalten bleibe. Eine Homogenisierung trete nicht ein. Gerade die Wissensökonomie mit ihrer Schlüsselfrage Innovation sei kulturell und sozial eingebettet und standortgebunden. Die new economy sei weniger produkt- als vielmehr lösungsorientiert. Die Schnelligkeit der Zyklen zwingt zur Nachhaltigkeit der Entwicklung einer breiten Wissenskultur und einer Lerngesellschaft, um das Wissensvermögen einer Gesellschaft zu pflegen. Die Wissensarbeiter der new economy seien keine einsamen Forscher, sondern auf eine kulturelle Einbettung angewiesen. Die Produktivität der Wissensökonomie werde durch die Möglichkeit zur Differenz erzeugt. Diese Faktoren seien sämtlich, so Kindsmüller, am besten in einem Sozialstaat zu verwirklichen. Nur dort gebe es Mut zur Innovation, weil dieser den Mut zum Scheitern voraussetze. Dieser sei nur in einer Gesellschaft vorhanden, die immer eine weitere Chance garantiere. In Skandinavien werde dies auf der Grundlage von Solidarität, Toleranz und dem nachhaltigen Umgang mit Kultur weitgehender verwirklicht als anderswo.

Weitergehende Ausführungen zum schwedischen Weg in den neunziger Jahren machte die Journalistin *Gisela Pettersson* (Hamburg). Zu Beginn der Dekade sei vielfach das Ende des schwedischen Wohlfahrtsstaates prognostiziert worden. Die Verschuldung sei hoch gewesen und die Arbeitslosenrate zweistellig. Die Sozialdemokratie mit Göran Persson habe dann unter dem Motto „Keine Wohlfahrt mit geborgtem Geld“ ein Sanierungsprogramm durchgesetzt, das nicht nur aus Leistungskürzungen, sondern auch aus Steuererhöhungen bestanden habe. Das oberste Fünftel der Gesellschaft sollte zwei Fünftel der Lasten tragen. Ziel sei es gewesen, den Zugang zu Bildung und Gesundheit zu erhalten. Das Ziel sei erreicht worden: Die Arbeitslosigkeit wurde halbiert, das Haushaltsdefizit abgebaut. Im Einzelnen bestand das Sanierungsprogramm aus einem befristeten Steuerzuschlag ab einem Jahreseinkommen von umgerechnet 46.000 DM, der Kürzung der Lohnersatzleistungen von 90 auf 75 Prozent, der Selbstbeteiligung an Kosten und der Ausweitung der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall durch die Arbeitgeber von 14 auf 28 Tage, um die Sozialversicherung zu entlasten. Heute gebe es Überschüsse in der Sozialversicherung, die Leistungen für Familien und Arbeitslose würden wieder erhöht und der öffentliche Sektor werde wieder ausgebaut. Weltweit führend sei Schweden gerade bei der bezahlten Elternzeit der Beschäftigten, die in der Krise unumstritten gewesen und noch ausgebaut worden ist, um mit dem obligatorischen „Papamonat“ den Väteranteil zu steigern. Die gesteckten Ziele in diesem Bereich seien übererfüllt worden. Heute nähmen 35 Prozent der Väter die Elternzeit. Auch der Bildungsetat sei in der Krise ungekürzt geblieben. Kein anderes Land gebe soviel für Forschung und Entwicklung aus wie Schweden. Informationstechnologie, Biochemie und Biotechnik seien dabei die Schwerpunkte. Weiterbildung werde stark gefördert, auch für eingewan-

derte Personen und ältere Beschäftigte, weswegen die deutsche „Green-Card“-Diskussion mit Unverständnis beobachtet werde. Für die Anschaffung von PCs erhalten Beschäftigte Steuervergünstigungen. Gender Mainstreaming sei seit 1994 Regierungsleitlinie; die schwedische Gleichstellungspolitik habe sich als Motor für Wachstum und Beschäftigung erwiesen. In diesem Rahmen würden auch die Dienstleistungsberufe neu bewertet und etwa der Pflegeberuf aufgewertet. Kein Jugendlicher bliebe länger als 100 Tage arbeitslos. Im Rahmen der schwedischen Rentenreform sei eine kapitalgedeckte Prämienrente als Pflicht eingeführt worden. Nach der gelungenen Haushaltssanierung werde jetzt über Steuererleichterungen für untere Einkommen und für die Unternehmen diskutiert. Insgesamt könne die Modernisierung der Ökonomie durch aktive Sozialpolitik als geglückt betrachtet werden.

*Thorsten Braun* von der privaten Forschungsinstitution Sociologisk Analyse aus Aarhus/Risskov stellte die Ergebnisse einer Evaluation von 500 Arbeitsmarktprojekten im Auftrag der dänischen Regierung vor. Die Arbeitslosigkeit in Dänemark sank von 349.000 Personen (11,4 Prozent) im Jahre 1994 auf 158.000 Personen (5,4 Prozent) im Jahre 1999. Dies sei, so Braun, durch eine Verbindung von expansiver Finanzpolitik, passiver und aktiver Arbeitsmarktpolitik erreicht worden. Im ersten Schritt wurde durch die Ausweitung von Elternzeiten, Ausbildungsfreistellungen und Sabbatjahren bei jeweils 80 Prozent des vorherigen Lohnes eine Arbeitsmarktentlastung erzielt. 1993 wurden individuelle Aktivierungspläne für Arbeitslose und eine Dezentralisierung der Arbeitsmarktpolitik eingeleitet. Seit 1995 wurde die Aktivierung der Arbeitslosen in Beschäftigungsprojekten schrittweise als Rechtsanspruch und Verpflichtung eingeführt. Zunächst nach vierjähriger Arbeitslosigkeit, seit 1996 nach zweijähriger Arbeitslosigkeit, soll die obligatorische Aktivierung ab 2001 bereits nach einjähriger Arbeitslosigkeit stattfinden. Für Jugendliche bis 25 wurde die Schwelle bereits auf ein halbes Jahr abgesenkt. Ein weiteres wichtiges Element ist die Jobrotation, bei der Beschäftigte zur Fortbildung freigestellt werden und auf ihrem Arbeitsplatz bisher Arbeitslose in einem Praktikum und Jobtraining qualifiziert werden. Sie erhalten nach einem Jahr eine garantierte Anschlussbeschäftigung, ein Element, das, worauf Braun hinwies, in deutschen Modellen zur Jobrotation zumeist fehlt. Der Beschäftigungseffekt betrage 80 bis 90 Prozent, dazu komme der Qualifikationseffekt. Dänemark habe eine lange Tradition der Erwachsenenbildung, so dass anders als in Deutschland weder Beschäftigte noch Unternehmen sich der Weiterbildung verweigerten. Die Erwerbsbeteiligung von Männern liegt in Dänemark inzwischen bei 81,2 Prozent (Deutschland: 72,4 Prozent) und von Frauen bei 71,6 Prozent (Deutschland: 57,1 Prozent), was auch durch die ausgebaute soziale Infrastruktur ermöglicht wird. Braun räumte ein, dass die qualitativen Effekte der Aktivierung durchaus unterschiedlich seien, weil es keine einheitliche Kontrolle und Evaluation gebe. Dänemark habe eine zweigeteilte Sicherung bei Arbeitslosigkeit. Während die qualitativen Effekte im Bereich der freiwilligen und von den Gewerkschaften dominierten Arbeitslosenversicherung besser seien, gebe es im kommunalen Bereich, der für den Rest zustän-

dig sei, noch Probleme. Insgesamt bemühe sich die Regierung aber, die Qualität zu verbessern. Fälle von Ausbeutung und Abbau von Arbeitnehmerrechten unter dem Mantel der Aktivierung seien zwar vorgekommen, es handle sich aber um Einzelfälle. Diese Frage blieb in der Diskussion kontrovers. Baasch wies darauf hin, dass der schleswig-holsteinische Gesetzentwurf zur Jobrotation ebenfalls eine garantierte Anschlussbeschäftigung vorsehe.

*Hildegard Theobald* (Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung) stellte schließlich Forschungsergebnisse zum Zusammenhang von Geschlecht, Qualifikation und Wohlfahrtsstaat vor, die sie am Beispiel der sozialen Dienstleistungen insbesondere der Altenpflege erforscht. Die Regulation dieses sozialen Dienstleistungsbereichs werde im konservativen Wohlfahrtsregime Deutschlands primär von der Familie, im sozialdemokratischen Regime Schwedens primär durch den Staat vorgenommen. Die signifikant höhere Frauenerwerbsquote in Schweden im Vergleich zu Deutschland ergebe sich vor allem im niedrigeren Qualifikationssegment, während die Beschäftigung von Frauen im höheren Qualifikationssegment ähnlich sei. Dies zeige sich auch durch ein niedrigeres Qualifikationsniveau der Beschäftigten im sozialen Dienstleistungssektor Schwedens. Die Etablierung von Pflegediensten in den achtziger Jahren sei unter der Leitlinie universeller sozialer Rechte und der Geschlechtergleichheit erfolgt. Die Restrukturierung in den neunziger Jahren sei im Zeichen einer Ökonomisierung der Finanzierung, einer Arbeitsverdichtung und Professionalisierung bei den Beschäftigten und einer größeren Restriktion bei der Nutzung der Dienstleistungen durchgeführt worden. Die Dezentralisierung habe die regionale Ungleichheit erhöht und es seien auch soziale Ungleichheiten im Zugang größer geworden. Im Vergleich zur deutschen Pflegeversicherung werde aber immer noch ein höherer Grad an Universalität des Zugangs erreicht, da es in Schweden nicht wie in Deutschland aufgrund der Geldleistung einen Anreiz zum Verzicht auf professionelle Pflegedienste gibt. Die berufsspezifische Segregation des Lohnniveaus führe auch in Schweden zu Lohnungleichheit zwischen den Geschlechtern, die aber zunehmend thematisiert werde. Eine Diskussion über einen Niedriglohnsektor im Bereich der sozialen Dienstleistung gebe es in Schweden aber anders als in Deutschland nicht. Während in Deutschland ein Rückgang der Geburtenrate in Folge unzureichender sozialer Infrastruktur vor allem bei besser ausgebildeten Frauen zu verzeichnen sei, sei die Geburtenrate in Schweden in den neunziger Jahren bei den geringer qualifizierten Frauen zurückgegangen, übertreffe aber bei beiden Gruppen immer noch das im europäischen Vergleich sehr niedrige deutsche Niveau. Insgesamt setzte Theobald einige kritischere Akzente als die anderen Referate, betonte aber dennoch die im Vergleich zu Deutschland günstigeren Effekte des schwedischen Wohlfahrtsstaates für Geschlechtergleichheit und soziale Gleichheit.

Die Referate der Tagung sollen in der Zeitschrift für sozialistische Politik und Wirtschaft (spw) dokumentiert werden.

*Felix Welti*

## Nachdenken über neue Wege zum Sozialismus

### 7. Elgersburger Konferenz, März/April 2001

Ende März/Anfang April fand die 7. Elgersburger Konferenz (Thüringen) statt. Ihr Anliegen galt der Perspektive der sozialistischen Bewegung. Eingeladen hatte wiederum das Organisationskomitee um Professor Theodor Bergmann. Die 38 Teilnehmer, vornehmlich Wissenschaftler, waren aus Australien, China, Großbritannien, Indien, Japan, Südkorea, Österreich, Russland, Schweden, USA und Deutschland angereist, um ihre in den letzten Jahren gewonnenen Erkenntnisse über die weitere Entwicklung der sozialistischen Bewegung in die allgemeine Debatte einzubringen. Kennzeichnend für den Meinungsaustausch war das Bestreben, bisherige Theorien kritisch zu hinterfragen, progressives Gedankengut über den „pluralen Marxismus“ hinaus aufzugreifen und die sozialistische Bewegung der einzelnen Länder im organischen Kontext mit der neuen Stufe der kapitalistisch geprägten Globalisierung zu erörtern. Verlauf und Arbeitsweise der Konferenz lassen sich in fünf Worten zusammenfassen: informativ, sachlich-kritisch, konstruktiv, optimistisch und solidarisch.

Im Mittelpunkt eines ersten Themenkreises stand die Frage nach einer Alternative zum derzeit global agierenden kapitalistischen System. M. Johnstone (London) wies darauf hin, dass der Sozialismus nicht tot ist, wie A. Giddens behauptet hatte, der Kampf um eine sozialistische Alternative zum kapitalistischen Heute jedoch ein langer historischer Prozess sein werde. So bedeute der zunehmende Antikapitalismus vor allem der jüngeren Generation in der Auseinandersetzung mit der derzeitigen Globalisierung nicht automatisch Akzeptanz des Sozialismus. P. Neelsen (Tübingen) und J. D. Holst (Minneapolis) vertraten in diesem Kontext die Auffassung, dass die marxistische These von einer dualistischen Evolution der bürgerlichen Gesellschaft nicht aufrechtzuerhalten sei. A. Busgalin (Moskau) hielt es ebenfalls für ein dringendes Erfordernis der Linken, im Kampf gegen das globalisierte Kapital an einer neuen Konzeption zu arbeiten. H.-G. Conert (Bremen) äußerte den Gedanken, im Kampf gegen die kapitalistische Globalisierung die emanzipierte bürgerlich-demokratische Gesellschaft als heutige Alternative auf dem langem Weg zum Sozialismus zu wählen. N. Ito (Kamakura) hinterfragte in diesem Zusammenhang einige bisher gängige marxistische Theorien. Unter Berufung auf Rosa Luxemburg stellte er den bisherigen Zusammenhang von Krieg, Revolution und Sozialismus für die künftige Entwicklung des Sozialismus in Frage. Er sprach sich auch für ein international legalisiertes „Recht gegen den Krieg“ aus.

Th. Bergmann (Stuttgart) hielt es für dringlich, auf der Grundlage des „magischen Dreiecks“ Selbstständigkeit der Parteien, internationale Solidarität und Kritik eine breite und offene neue sozialistische Bewegung zu formieren. Sie müsse jedoch die unterschiedlichen nationalen Bedingungen und Aufgaben

der Parteien berücksichtigen. Am Beispiel der PDS erläuterte H. Scholz (Berlin) Vorstellungen über eine mögliche internationalistische europäische Partei im Rahmen des Netzwerkes der New European Left. Linke Parteien seien gefordert, vorhandene progressive Ideen aufzugreifen und konstruktiv weiterzuentwickeln. Daran anknüpfend legte H. Neubert (Berlin) seine Überlegungen zum sozialistisch-kommunistischen Parteiverständnis in der Gegenwart dar. Ihre antikapitalistische Identität leite eine moderne linke Partei aus den heutigen Realitäten ab. Mit Blick auf die PDS betonte er, dass die Führung einer pluralistischen linken Partei die Einheit in der Vielfalt ständig festigen müsse. U.-J. Heuer (Berlin) vermittelte in diesem Zusammenhang einen Einblick in vier Streitpunkte der Programmdiskussion der PDS (Charakterisierung der heutigen Welt, Ziele des Sozialismus, Verhältnis vor allem zur DDR und zu militärischen Einsätzen).

Konferenzschwerpunkte am zweiten Tag waren zunächst verschiedene spezifische Fragen wie das Verhältnis von linken Parteien zu den Gewerkschaften, Parlamenten und Mittelschichten, linke Bündnisstrategien und Parteigründungen. Dazu sprachen B. Taft (Melbourne), D.-H.-Yoon (Seoul), S. D. Gupta (Kalkutta), D. Malik (Varanasi), M. Wojekow (Moskau) und S. Serebrjakowa (Moskau). In den teilweise sehr informativen Beiträgen widerspiegelten sich besonders deutlich linker Erkenntniszuwachs wie neue Probleme, vor die Linke heute im nationalen Rahmen gestellt sind. Reges Interesse fanden z.B. die Probleme in Vorbereitung der Gründung einer linken Partei in Südkorea und die Ablehnung des „deutschen Weges“ zur Wiedervereinigung Koreas durch die dortigen Linken. Besondere Aufmerksamkeit fanden auch die Auseinandersetzung der Linken in Indien mit dem rechtsextremen Fundamentalismus der regierenden Bharatiya Janata Party und dem „Neo-Imperialismus“ sowie die damit verbundenen Bündnisfragen. Am Beispiel Indiens zeigte sich gleichfalls, dass der langfristige Kampf der Linken für den Sozialismus heute vielfach (oder allgemein?) das Eintreten für eine bürgerlich-demokratische, liberale und gegen den „Neo-Imperialismus“ ausgerichtete Gesellschaft bedingt. Mit der sozialistischen Perspektive der vielgestaltigen 3. Welt befaßte sich J. Heidrich (Berlin). Er zeigte auf, dass die derzeitige kapitalistische Globalisierung für die Mehrzahl der Menschen in den Gesellschaften dieses Bereichs verheerende soziale Auswirkungen hat. Unter diesen Bedingungen seien dauerhafte gesellschaftliche Umgestaltungen in Richtung Sozialismus nur über eine Transitionsphase mit Hilfe einer politischen Koalition sozial fortschrittswilliger, antiimperialistischer Kräfte zu erreichen.

Am Ende des zweiten Konferenztages begann die letzte Debattenrunde, deren Thema die Entwicklung der VR China war. Dazu waren zehn Beiträge über die Reform- und Öffnungspolitik eingereicht, vielfach fokussiert auf das Verhältnis von Sozialismus und Marktwirtschaft (Wei Xiaoping, z. Zt. Berlin; Zhang Wencheng, Beijing; Xiao Feng, Beijing; Nie Yunlin, Wuhan), über die Entwicklung von Demokratie (Zhang Guangming, Beijing), über die Entwicklung der chinesischen Arbeiterklasse (H. Peters, Berlin) und über die Beziehungen zwischen dem Aufbau eines Sozialismus chinesischer Prägung und derzeitiger ökonomischer

Globalisierung (Mei Rongzheng und Qin Zaidong, beide Wuhan). Mit der Skizzierung der bisher erfolgreichen Entwicklung seit Ende der 70er Jahre wurde die gegenwärtige Entwicklung mehr oder weniger, zumeist jedoch sehr kritisch hinterfragt. Das betraf vor allem die zurückbleibende politische Reform, die derzeit schwache soziale Basis für die Reform- und Öffnungspolitik und die Auswirkungen der sogenannten sozialistischen Marktwirtschaft, deren Charakter umstritten ist (sozialistisch oder – wie H. Peters meinte – notwendiges Instrument sozialistischer Politik). Letztlich zeigt auch die VR China, dass unter Bedingungen historisch überkommener Rückständigkeit der Übergang zum Sozialismus nur über eine oder mehrere Zwischenetappen möglich ist (Lenin).

Die Konferenz war ein Erfolg, auch wenn der Disput etwas zu kurz kam. Sie veranschaulichte, dass die Linken in den vertretenen Ländern und Erdteilen wieder begonnen haben, Mut und Schritt zu fassen.

*Helmut Peters*

## Ist sozialistische Marktwirtschaft möglich?

Kolloquium in Leipzig am 21. April 2001

Es gibt wohl kein zweites sozialökonomisches Problem, an dem sich sowohl im wissenschaftlichen Diskurs als auch in politischen Debatten die Geister in einem solchen Maße scheiden wie an dem der wirtschaftlichen Regulierungsmechanismen. Ist der Markt vorzuziehen oder eine staatliche Lenkung, oder auch eine Kombination beider? Die Implosion des Staatssozialismus und mit ihr die offenkundige Ineffizienz seiner zentralistischen Wirtschaftsplanung scheinen denen Recht gegeben zu haben, die auf die Dominanz der Marktregulierung schwören. Privatisierung und Deregulierung sind die Schlagworte der Marktfundamentalisten. Der Staat soll sich ihrer Vision nach seiner wirtschaftlichen Betätigung weitestgehend enthalten. So könnten das Wachstum der Wirtschaft und deren Gleichgewicht gesichert werden.

Vertreter alternativer wirtschaftstheoretischer und -politischer Konzepte stehen mithin vor dem Problem, auf welchen Regulierungsmechanismus sie setzen. Sozialisten, deren visionäres Selbstverständnis davon ausgeht, dass mit der Dominanz des kapitalistischen Profitstrebens noch nicht das Ende der Geschichte erreicht ist, müssen ihr Verhältnis zur Marktregulierung nicht zuletzt auch mit dem Blick auf ihre Geschichte neu formulieren. Sie stehen vor der existenziellen Frage: Ist eine sozialistische Marktwirtschaft möglich?

Diesem anspruchsvollen Gegenstand widmete sich ein Kolloquium der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen am 21. April in Leipzig. Es lag in der Natur der Sache, dass sich der weitaus umfangreichste Teil sowohl der vorbereiteten Vorträge als auch der Diskussion den historischen Dimensionen des Problems zuwandte. Schließlich hatte schon Karl Marx als Stammvater aller modernen Sozialisten sowohl mit seiner Werttheorie eine Analyse der kapitalistischen Marktregulierung vorgenommen als auch grundlegende Aussagen zu den

Grundproblemen der sozialistischen Wirtschaft hinterlassen. Horst Richter (Dresden) wandte sich deshalb in seinem Beitrag der Frage zu: Ist Marx' Theorie der Warenproduktion und des Werts mit einer sozialistischen Marktwirtschaft vereinbar?<sup>2</sup> In seinen Vorbemerkungen verwies er auf die systembedingte politische Stigmatisierung aller Reformversuche des bürokratisch-zentralistischen Planungssystems in den 50er und 60er Jahren als revisionistische Entgleisungen. Kurios dabei war, dass sich sowohl die Befürworter eines Marktsozialismus als auch dessen Gegner auf Marx beriefen. Richter ging deshalb der Frage nach, ob eine Konzeption der sozialistischen Marktwirtschaft überhaupt auf seine Theorie der Warenproduktion zurückgreifen kann.

Dreh- und Angelpunkt bei der Beantwortung dieser Frage ist für ihn die Charakterisierung der Warenproduktion und der mit ihr verbundenen Kategorien als historische. Neben der Arbeitsteilung sei für Marx die „Arbeit von einander unabhängiger Produzenten, von privaten selbständigen Produzenten“ Voraussetzung und somit Ursache der Warenproduktion. Soziale Kategorie als Ware ist das Produkt demnach erst, wenn es von selbständigen Produzenten hergestellt und zwischen diesen Wirtschaftssubjekten auch ausgetauscht wird. Ohne Tausch der in ihren Entscheidungen unabhängigen und freien Produzenten und somit ohne Markt und die hier obwaltenden Regeln existiert keine Warenproduktion. Die Stofflichkeit als Gebrauchswert des Produkts selbst sei schon sozial determiniert, weil – so Richter sich auf Karl Marx beziehend – der Gebrauchswert eines Produkts stets „Gebrauchswert für andere“ und somit gesellschaftlicher Gebrauchswert sei. Warenproduktion setzt nach Marx Privateigentum voraus. Und deshalb – so Richter – sei es folgerichtig, „dass nur unter Bedingungen der unabhängigen, selbständigen Privatarbeit die hergestellten Produkte die Warenform annehmen und zu ihren Werten ausgetauscht werden.“ Im Umkehrschluss bedeutet dies allerdings auch, dass Marx in einer Gesellschaft, die auf Gemeineigentum beruhe, für die Existenz der Warenproduktion „weder eine Grundlage noch eine Notwendigkeit“ gesehen habe. Vertreter einer solchen Auffassung waren unter anderem auch Rosa Luxemburg, N. Bucharin und W.I. Lenin, unter dessen Führung die Bolschewiki zwischen 1918 und 1921 während des „Kriegskommunismus“ zur Überwindung der Folgen des Krieges und der Invasion auf eine staatlich reglementierte Naturalwirtschaft setzten.

Mit dem Ausbleiben der erhofften Revolution in Zentraleuropa und den wachsenden wirtschaftlichen Problemen wandte sich Lenin theoretisch und praktisch ab 1921 mit der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP) dem Problem der Warenproduktion und des Marktes im Sozialismus zu, wie Siegfried Liebing (Leipzig) nachzeichnete. Seiner Meinung nach war der Übergang zur NÖP keine rein taktische Frage, sondern „als eine langfristige Politik konzipiert“. Ohne dass sie in ihren Wirkungen voll zum Tragen gekommen sei, wurde sie jedoch bereits 1929, dem „Jahre des großen Umschwungs“, unter Stalin abgebrochen. „Über den nüchternen ökonomischen Sachverstand siegte die pseudorevolutionäre Unduld-

<sup>2</sup> Vgl. den Beitrag von Horst Richter in diesem Heft (Anm. d. Red.).

samkeit.“ Damit wurden auch die theoretischen Überlegungen von sowjetischen Ökonomen wie Paschkow, Wosnessenski und anderen, die auf der These von einer „Warenproduktion historisch besonderer Art“ aufbauend einer sozialistischen Warenproduktion und den damit verbundenen Marktbeziehungen positiv gegenüberstanden, zu Grabe getragen. Es kam, restümierte Liebing, zur folgenschweren Dominanz der Stalinschen These vom „Nichtwarencharakter der Produktionsmittel“, die dem Subjektivismus vor allem im Bereich der staatlichen Investitionspolitik Tür und Tor öffnete.

Dennoch hat es sowohl in der wissenschaftlichen Diskussion als auch in der wirtschaftspolitischen Praxis des Staatssozialismus Vorstöße gegeben, die starre zentralistische Wirtschaftsregulierung durch die Betonung ökonomischer, auf Marktbeziehungen setzender Regulierungsmechanismen zu reformieren. Sie scheiterten letztlich am machtpolitischen Kalkül der herrschenden Parteien. So meint auch Hans-Georg Draheim (Leipzig), die NÖP sei letztlich aus politischen Gründen abgebrochen worden. In seinem Beitrag schilderte er den wissenschaftlichen Vorstoß von Fritz Behrens und Arne Benary in der DDR Ende der fünfziger Jahre. Sie griffen das Problem der sozialökonomischen Triebkräfte und deren innovative Wirkungen auf und meinten, sie kämen durch die herrschende administrative Führungsmethode nicht zur nötigen Wirkung. Unter der Regie zentraler SED-Gremien wurde die durch Behrens und Benary ausgelöste Debatte mit dem vernichtenden Vorwurf des Revisionismus abgewürgt, was nicht etwa der subjektiven Unfähigkeit einzelner Parteiführer geschuldet war, sondern in der Logik des politischen Systems selbst lag. Schließlich lag mit ihren theoretischen Überlegungen zur Selbstständigkeit der Wirtschaftssubjekte letztlich auch die Frage der politischen Strukturen und seiner Demokratisierung in der Luft.

Auch das zu Grabe Tragen des Neuen Ökonomischen Systems der Leitung und Planung (NÖS) Ende der sechziger Jahre in der DDR, das unter der Leitung Walter Ulbrichts gleichfalls auf eine Verstärkung der Eigenverantwortung der Wirtschaftssubjekte und auf mehr Selbstregulierung setzte, hatte hier seine wesentlichen Ursachen. Joachim Tesch (Leipzig) und Siegfried Wenzel (Berlin) schilderten in ihren Statements Erfahrungen aus ihrer Tätigkeit in zentralen staatlichen Wirtschaftsgremien. „Eine wesentliche Erfahrung der Praxis der gescheiterten Planökonomie besteht darin“ – so Wenzel – „dass Wert und Preis als grundlegende Faktoren des Wirtschaftsgeschehens nicht künstlich nachgebildet werden können, ohne ihr Wesen als einheitlicher Wertmaßstab zu verlieren.“ Folglich komme auch eine Alternative zur jetzigen kapitalistischen Gesellschaft nicht ohne den Markt aus. Sie müsse deshalb auf der Basis von Eigentumspluralismus durch die Nutzung demokratisch kontrollierter Marktmechanismen charakterisiert sein.

Im Herbst 2001 erscheint der Protokollband der Veranstaltung. Kontakt: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V., Harkortstraße 10, 04107 Leipzig, Tel.: 0341/9608531, Fax: 0341/2125877, e-mail: RosaLuxemburg-Stiftung.Sachsen@t-online.de.

## Einige Notate zu Dieter Klein: Die Linke und die Moderne, Z-Nr. 44, Dezember 2000, S. 56 ff.

Meine Kritik am Sozialismus der Moderne (Moderner Sozialismus) läuft keinesfalls auf die vereinfachende Feststellung Dieter Kleins hinaus, die Modernen Sozialisten „seien von Marx zur bürgerlichen Modernetheorie übergewechselt.“<sup>1</sup> Seine angeführte Belegstelle berührt meine Auseinandersetzung mit Gregor Gysis „Zwölf Thesen für eine Politik des modernen Sozialismus“, die ich als programmatische Entfaltung des Modernen Sozialismus charakterisierte.<sup>2</sup> Und diesen habe ich gelegentlich als modernisierten „Bourgeoisozialismus“ bezeichnete, wie er im Kommunistischen Manifest von Marx und Engels charakterisiert wurde.<sup>3</sup> Das Begründungsgefüge für eine solche historische Parallele in meinen diesbezüglichen Publikationen belegt, daß diese bewertende Folgerung das Ergebnis einer jahrelangen wissenschaftlichen Näherung ist.<sup>4</sup>

Klein meint, meine Attacken gegen die Modernen Sozialisten seien „unredlich, sachlich nicht begründet und gefährlich, weil den Angegriffenen abgesprochen wird, beide Seiten des Selbstverständnisses der PDS als systemkritische demokratische Opposition und als gestaltende Reformkraft gleichermaßen mit zu tragen.“<sup>5</sup> Aber schon hier wechselt Klein die Betrachtungsebene. Ein solches Selbstverständnis, welches im geltenden PDS-Parteiprogramm überhaupt nicht zu finden ist, habe ich den „Angegriffenen“ nie abgesprochen. Denn für die Modernen Sozialisten ist es zweifelsohne so, daß „irgendwie“ alle demokratischen Kräfte im politischen System - wenn sie nicht Regierungsverantwortung tragen - „systemkritische demokratische Opposition“ sind; und sie sind auch gemäß ihrer Interessenlage „gestaltende Reformkräfte“. Aber wirkliche Systemopposition sind sie nicht.<sup>6</sup>

<sup>1</sup> D. Klein: Die Linke und die Moderne, in: Z-Nr. 44, Dezember 2000, S. 54.

<sup>2</sup> Siehe I. Wagner: Quo vadis PDS? Sozialismus der Moderne (Moderner Sozialismus) oder modernes Sozialismusbild in marxistischer Sicht, in: Klaus Höpcke u. a. (Hrsg.); Nachdenken über Sozialismus, Schkeuditz 2000, S. 390 ff.

<sup>3</sup> „Die sozialistischen Bourgeois wollen die Lebensbedingungen der modernen Gesellschaft ohne die notwendig daraus hervorgehenden Kämpfe und Gefahren. Sie wollen die bestehende Gesellschaft mit Abzug der sie revolutionierenden und auflösenden Elemente. Sie wollen die Bourgeoisie ohne das Proletariat.“ K. Marx/F. Engels, MEW, Bd. 4, S. 488. Während Marx und Engels „Bourgeoisozialismus“ formulierten, heißt es in den Ausgaben 1872, 1883 und 1890 im Text auch: „Der Sozialismus der Bourgeoisie besteht“; siehe ebenda, S. 499.

<sup>4</sup> Sie setzte ein mit I. Wagner: Moderner Sozialismus als sozialistische Moderne. Kritische Anmerkungen zum Kommentar „Zur Programmatik der Partei des Demokratischen Sozialismus“, in: Marxistisches Forum, Heft 17/18, Berlin, Februar 1998. Vgl. auch ders.: Der Sozialismus der Moderne in der programmatischen Debatte der PDS, in: Marxistische Blätter, 5-00, S. 58 ff.

<sup>5</sup> D. Klein: Die Linke ..., a. a. O.

<sup>6</sup> Daß Helmut Holter dieses „Selbstverständnis“ bereits vor Jahr und Tag über Bord gehen ließ, dürfte wohl noch nicht vergessen sein.

Schon aus dieser Sicht ist eine knappe methodologisch-theoretische Antwort nötig - aber auch deshalb, weil Klein meint: „Es gibt für die Linke Wichtigeres als Streit um die Moderne.“<sup>7</sup> Diese Einsicht scheint sich formell auch im Parteivorstand der PDS durchgesetzt zu haben. Lothar Bisky erklärte bereits vor einiger Zeit, daß der in den Thesen der Grundsatzkommission benutzte „Moderne-Begriff“ noch einmal bedacht werden müsse.<sup>8</sup> Und Gabi Zimmer sprach sich im Berliner Marxistischen Forum (18.01.2001) u. a. dagegen aus, die „Theorie der Moderne“ zum roten Faden des künftigen Parteiprogramms zu machen. Aber: Es war doch gerade dieser von den Modernen Sozialisten angezettelte Streit, der bislang Linke auseinandertrieb.

In der Zwischenzeit liegen die „Grundlinien der Überarbeitung und Neufassung des Parteiprogramms der PDS“ vor.<sup>9</sup> Auf den Begriff „Moderne“ wird dort zwar verzichtet, aber de facto bleibt es beim Ansatz eines „modernen Sozialismus“. Denn Sozialismus soll als ideelles Konstrukt fungieren.<sup>10</sup> Aus meiner Sicht wird de facto nach wie vor davon ausgegangen, „daß die Strukturen der kapitalistisch-modernen Gesellschaften durch Reformen so verändert werden können, daß dabei die Dominanz der Kapitalverwertung zurückgedrängt und letztlich überwunden werden kann.“<sup>11</sup> Daß dies bei Aufrechterhaltung der kapitalistisch-ökonomischen Grundstruktur erfolgen soll, hat Gysi jüngst so beschrieben: „Es ist keine Schande für eine sozialistische Partei, in einer Gesellschaft - zumindest vorübergehend - linke Sozialdemokratie zu ersetzen, wenn diese, aus welchen Gründen auch immer, ausfällt. Nur darf sie dabei ihre sozialistische Vision - das heißt ihre Vorstellung von einer Welt, in der die sozialen, kulturellen und ökologischen Interessen der Menschen das gesellschaftliche Geschehen dominieren und nicht die allerdings weiterexistierenden Kapitalverwertungsinteressen - nicht aufgeben.“<sup>12</sup> Dies ist die Vision vom Modernen Sozialismus in Reinkultur, der de facto sozialistischer Kapitalismus sein soll; nach Rainer Land: „Der moderne Sozialismus ... ist nicht ‚anti-kapitalistisch‘ im Sinne der Ablehnung seiner Kapitalverwertungsökonomie, er will Kapitalverwertung durch gesellschaftliche Institutionen gestalten.“<sup>13</sup> Eine solche Vorstellung betrachtet im Grunde genommen den Kapitalismus nur als einen nachgeordneten Spezialfall der modernen Gesellschaft, die es weiter zu modernisieren und bis zu einem gewissen Grade auch zu zivilisieren

<sup>7</sup> D. Klein: Die Linke ..., a. a. O., S. 69.

<sup>8</sup> L. Bisky, in: Disput 2000, S. 3.

<sup>9</sup> Siehe PDS Pressedienst, Nr. 12/2001, S. 2 ff.

<sup>10</sup> Den kritischen Einwänden von Uwe-Jens Heuer in seinem Minderheitenvotum zu den „Grundlinien der Überarbeitung und Neufassung des Parteiprogramms der PDS“ stimme ich voll zu; in: Pressedienst PDS, Nr. 13/2001, S. 5 f.

<sup>11</sup> M. Brie, in: Die PDS im Parteiensystem, Berlin 2000, S. 33 f.

<sup>12</sup> G. Gysi: Ein Blick zurück, ein Schritt nach vorn, Hamburg 2001, S. 334 f.

<sup>13</sup> R. Land: Moderner Sozialismus versus Neoliberalismus, in: Das Argument, Nr. 233/1999, S. 811.

gilt.<sup>14</sup> Abschied vom Marx'schen Sozialismus-Denken führt so faktisch dazu, Linke den sozialen und ökonomischen Notwendigkeiten des Kapitalismus unterzuordnen, sie in den politischen Mainstream der bürgerlichen Gesellschaft einzuordnen und in ihre kulturelle Hegemonie einzubeziehen.

Der Moderne Sozialismus wird von einer kleinen intellektuellen Minderheit in der PDS seit langem vertreten. Er geht bis in die Endzeit der DDR zurück. Im Kommentar „Zur Programmatik der Partei des Demokratischen Sozialismus“ fand er eine systematisch-theoretische Gestalt. Plädiert wurde in Variationen für den Übergang von einer kapitalistischen zur sozialistischen Moderne: „Der Sozialismus beginnt nicht ... erst jenseits des Kapitalismus ..., sondern ist Ziel und innerhalb der kapitalistischen Moderne sich entfaltende Bewegung zugleich.“<sup>15</sup> Moderner Sozialismus erscheint so als theoretischer Reflex einer sozialistischen Vision auf dem Boden und im Rahmen des Kapitalismus.

Um diesen Sachverhalt zu kaschieren, vollführt Klein einen diffusen begrifflichen Eiertanz zur Moderne, Modernisierung und dem Bestreben der Menschen, modern zu sein. Er fragt: „Wer möchte nicht lieber als modern denn als unmodern gelten? Warum sollte die Linke nicht daran anknüpfend deutlich machen, was für sie modern ist und was sie für einen wünschenswerten Verlauf der Modernisierung hält?“<sup>16</sup> Daß Menschen zeitgemäß leben wollen, ist eine Binsenwahrheit. Anzunehmen, daß sie hierbei ihr individuell-soziologisches Sein in Form des marxistischen Termini sind hierfür nicht erforderlich - einmal ganz davon abgesehen, daß die übergroße Mehrheit der Menschen sie nicht kennt. Aber dieser Mehrheit ist das Gefühl für soziale Gerechtigkeit, Recht und Unrecht in der kapitalistischen Gesellschaft keineswegs verlorengegangen. Kleins folgende Antwort belegt unmißverständlich, daß faktisch hiervon ausgehend eine modern-sozialistische Bestimmung als „Sozialismus“ im Kapitalismus vorgenommen wird; denn „Was könnte eine positive Bestimmung von Modernisierung sein? Anknüpfend an das Verständnis der modernen Gesellschaften als entwicklungsöffener Gesellschaften und an der Aufklärung sollte Modernisierung als ein Prozeß der Überwindung aller Blockierungen gegen soziale und ökologische Nachhaltigkeit verstanden werden, als Durchsetzung gesellschaftlicher Verhältnisse, die dem Maßstab der Gerechtigkeit und der Würde des Menschen entsprechen und in denen die freie Entfaltung der Einzelnen zur Bedingung der freien Entwicklung aller wird.“<sup>17</sup> Der berühmte Gedankengang des Kommunistischen Manifestes, ge-

<sup>14</sup> Inwieweit eine solche Positionierung noch im Entwurf des künftigen Programmtextes der PDS so oder so enthalten sein wird, bleibt bei Abfassung dieser Anmerkungen natürlich abzuwarten.

<sup>15</sup> Zur Programmatik der Partei des Demokratischen Sozialismus. Ein Kommentar, Berlin 1997, S. 114.

<sup>16</sup> D. Klein: Die Linke ..., a. a. O., S. 60.

<sup>17</sup> Ebenda, S. 67.

dacht für eine „Assoziation“ ohne Klassen, ohne Staat und Privateigentum an den Produktionsmitteln wird einfach an das „Verständnis der modernen Gesellschaften“ geknüpft.

Weiter. Das Wort „Moderne“ bezieht sich zunächst auf einen (bestimmten) faktisch-soziologischen Gesellschaftszustand, wie er in Europa etwa seit dem siebzehnten Jahrhundert zum Vorschein gekommen ist. Dies bringt die Moderne mit einem Zeitabschnitt und einem geographischen Ausgangsort in Zusammenhang. Klein setzt einmal die Begriffe „moderne bürgerliche Gesellschaft“ und „Moderne“ gleich, führt aber zugleich eine „besondere“ Differenzierung ein: die begriffliche Aufteilung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft in „kapitalistisch“ und „modern“: „Kapitalismus ..., wenn im Umgang mit der modernen bürgerlichen Gesellschaft deren ökonomische Grundstruktur - die Kapitalverwertung - und die von ihr bestimmten gesellschaftlichen Verhältnisse hervorgehoben werden sollen. Den Begriff der Moderne ... wenn auch auf jene Seiten der Gesellschaft aufmerksam gemacht werden soll, die zwar erst durch die kapitalistische Dynamik möglich wurden, teils Bedingung für sie sind, teils aber in Widerspruch zur ihr stehen und Handlungsbedingungen für antikapitalistische Kräfte bieten.“<sup>18</sup> Warum ist diese Konstruktion, die mit der Marx'schen Bestimmung der Totalität der bürgerlichen Ordnung bricht, überhaupt notwendig? Der Grund hängt mit der Grundposition aller Modernen Sozialisten zusammen: die modernen bzw. zivilisatorischen Errungenschaften der modernen Gesellschaft sind fortzuführen, und zwar durch Aufrechterhaltung der ökonomischen Grundstruktur - der Kapitalverwertung - bei Überwindung der Profitdominanz.<sup>19</sup>

Die Moderne zeigt sich aber auch als ein Versuch, nach der theozentrischen Weltanschauung des Mittelalters ein neues Weltbild zu entwickeln, das der Lage und den Bedürfnissen der bürgerlichen Klasse besser entsprach, die sich aus der Auflösung feudaler Strukturen langsam zu entwickeln begann. Dieser Ansatz versucht - und das bis heute - das Individuum in den Mittelpunkt des Universums zu rücken und von dort aus die Komplexität der Welt zu erfassen und zu gestalten. Dies spiegelt sich auch in einem nahezu unübersehbaren Knäuel von Denkansätzen, Entwicklungen und Wirkungen in den Sozialwissenschaften, der Philosophie bis hin zu ästhetischen und ethischen Denkformen mit diesbezüglicher Praxisrelevanz wider. Allerdings ist diese Begriffswelt der Moderne eine bürgerlich-kapitalistische. Sie gibt auf eine besondere Art und Weise Aspekte des gesellschaftlichen und individuellen Lebens in einer vom monopolkapitalistischen Kapitalismus dominierten Gesellschaft bürgerlich-rechtsstaatlichen Charakter - mit teilweise hohem Lebensniveau der Bevölkerung - wieder. „Mit ‚Moderne‘ werden im bürgerlichen Denken pri-

<sup>18</sup> Ebenda, S. 56.

<sup>19</sup> Im Prinzip folge ich der kritischen Auffassung von Horst Heining: Ist die „Profitdominanz“ innerhalb der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung zu überwinden? Zum Kapitalismusbild in der programmatischen Debatte der PDS, in: Z-Nr. 43, September 2000, S. 20 ff.

mär Zustände geistiger Verfaßtheit des kulturellen und weltanschaulichen Klimas westlicher Gesellschaften, weniger reale Strukturen und Prozesse beschrieben.<sup>20</sup>

Richtig ist, „dass ein beträchtlicher Teil wissenschaftlicher Annäherung an die Analyse bürgerlicher Gesellschaften unter dem Begriff der Moderne verläuft.“<sup>21</sup> Sie impliziert auch eine punktuelle und partielle Kritik des modernen Kapitalismus. Die Begriffswelt der Moderne kann auch als bürgerlich-kapitalistische nicht in Bausch und Bogen durch eine marxistische Gesellschaftsbetrachtung verworfen werden. Marxistisches Denken involviert stets diesbezügliches Weiterdenken gemäß neuer gesellschaftlicher Erfordernisse. Und dies schließt selbstverständlich auch ein, die von der bürgerlichen Moderne aufgezeigten Probleme und Tatsachen - insofern sie einer wissenschaftlichen Bearbeitung überhaupt zugänglich sind - aufzugreifen und in die Erkenntnis sozialer Prozesse mittels der Marxschen Methodologie einzubeziehen. Marxisten sind insofern offen für die Moderne.

Die „Öffnung“ Kleins sieht jedoch vollkommen anders aus. Gysi hat sich einmal darüber beklagt, daß sich entgegen seinen Erwartungen nur sehr wenige linksliberale Intellektuelle aus Westdeutschland auf eine Zusammenarbeit mit der PDS eingelassen haben.<sup>22</sup> Mit dem Brückenschlag, per Moderne „mit den Zugehörigen zu wichtigen sozialen Gruppen und Milieus der Gesellschaft der Bundesrepublik intensiv zu kommunizieren und sich in die Gesellschaft hinein zu öffnen“<sup>23</sup>, scheint es bislang noch nicht weit her zu sein. Aber das nur nebenbei. Wesentlich ist, daß die Verankerung eines Modernen Sozialismus in der Moderne bedeutet, dem Marxismus Valet zu sagen. Daß Linke das Recht haben, so - oder auch anders - zu denken, ist unbestritten. Wer aber anderen vorwirft, mit einer marxistischen Kritik des Sozialismus der Moderne Linke auseinanderzutreiben, sollte zumindest gleichfalls seinen Abschied vom Marxschen Denken offenlegen, um hieraus „logisch“ folgern zu können, daß die noch vorhandene marxistische Denkströmung in der PDS der eigentliche Spaltpilz der Linken sei. Aber weit gefehlt. Klein gibt sich zunächst als weiser Salomo: „Die hier vertretene These ist nicht, dass die Linke die Aussagen bürgerlicher Moderne-Theorien zu übernehmen hat, gar kritiklos noch, oder dass sie Marx, Engels, Gramsci, Luxemburg, Hilferding, Bebel und andere eigene Wurzeln aufzugeben habe ...“<sup>24</sup> Halten wir uns lieber an eine Maxime Lenins: „Aufs bloße Wort glauben nur Narren.“<sup>25</sup> Prüfen wir deshalb abschließend das wirkliche Wort.

<sup>20</sup> G. Stiehler, in: Neues Deutschland vom 28./29. Oktober 1995.

<sup>21</sup> D. Klein: Die Linke ..., a. a. O., S. 60.

<sup>22</sup> Neues Deutschland vom 22./23. Juli 2000, S. 3.

<sup>23</sup> D. Klein: Die Linke ..., a. a. O.

<sup>24</sup> Ebenda.

<sup>25</sup> W. I. Lenin, Werke, Bd. 20, S. 359.

Im modernen pluralistischen Theoriemix von Klein<sup>26</sup> gibt es natürlich auch Kritisches zur bürgerlichen Moderne. Ja, es gibt auch Bezüge zu Marx, die ja ebenfalls im Schrifttum der Modernen zu finden sind. Entscheidend ist aber die methodologisch-theoretische Grundposition des Wissenschaftlers Klein, die er in einem Vortrag anlässlich seiner Verabschiedung als „Professor für ökonomische Grundlagen der Politik“ an der Humboldt-Universität zu Berlin im Februar 1997 kund tat: Sozialwissenschaftliche Verantwortung angesichts globaler Verantwortung verlange „neue paradigmatische Zugänge zu den Problemen unserer Zeit“.<sup>27</sup> Es galt zu lernen, „daß hyperkomplexe Zusammenhänge nur im Zusammenwirken unterschiedlicher Theorieansätze adäquat zu bearbeiten sind.“<sup>28</sup> Solche sind vor allem zu suchen bzw. tangieren Ansätze bei Anthony Giddens, Adam Smith, John Maynard Keynes, Ralf Dahrendorf, Josef Schumpeter, Wolfgang Zapf, Jürgen Habermas, Fritz Scharpf, Peter Katzenstein, Helmuth Wieselthaler, Max Weber, Claus Offes, Talcott Parsons. Auch Marxens Lehre kommt zum Zuge, da in ihr „trotz ihrer unbezweifelbar reduktionistisch-ökonomistischen Züge keineswegs nur von unausweichlicher Unterwerfung unter objektive Zwänge die Rede“ ist.<sup>29</sup> Und diese „Subjektivität der Akteure ... gegenüber objektiven Zwängen“<sup>30</sup> wird von Klein deshalb gebraucht, um die eigene „realitätsgebundene Vision“ - als „Arbeit im und am Gewohnten“ zugleich als „Suche nach mehrheitsfähigen Konturen einer neuen Entwicklungslogik und nach den Grundeigenschaften möglicher Weg dorthin“<sup>31</sup> begreifen zu können. „Nun erkundet Klein unentwegt „mögliche und wünschenswerte Entwicklungskorridore zu einer freien, sozial gerechten, nachhaltigen Entwicklung ... Denn: Wo keine Vision ist, wird das Volk wüst und leer“ (Salomo, Sprüche 29.18).“<sup>32</sup> Daß diese Kleinsche Vision nur der sozialistische Kapitalismus sein kann, bedarf keiner weiteren Erörterung. Setzt sich eine solche Positionierung in der PDS-Programmdebatte - wenn auch kaschiert - durch, könnte dies faktisch dazu führen, die marxistische Strömung in der PDS zu paralysieren. Deshalb ist zunächst entschlossene Gegenwehr ange-sagt.

Ingo Wagner

<sup>26</sup> Es sei in diesem Kontext erwähnt, daß Werner Seppmann die philosophisch-soziologische Verwurzelung des Modernen Sozialismus in der bürgerlichen Moderne kritisch analysiert und exzellent offengelegt hat; siehe: ders.: Kapitalismus oder Moderne? Die PDS auf der Suche in ihrem Sozialismus-Verständnis, in: Marxistische Blätter, Heft 5-00, S. 40 ff.; ders.: Zivilisierung und Unterdrückung. Über die Zukunftsfähigkeit einer kapitalistischen „Moderne“, in: Z-Nr. 45 März 2000, S. 26 ff.

<sup>27</sup> D. Klein: Sozialwissenschaftliche Verantwortung angesichts globaler Handlungszwänge, in: Berliner Debatte INITIAL 8 (1997) 4, S. 76.

<sup>28</sup> Ebenda.

<sup>29</sup> Ebenda.

<sup>30</sup> Ebenda.

<sup>31</sup> Ebenda, S. 86 f.

<sup>32</sup> Ebenda, S. 86.

## Wohin führt die PDS?

Eine der wichtigsten Fragen bei den Debatten innerhalb der PDS ist die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Sozialismus und Demokratie. Diese Debatte findet in einer sehr schwierigen Situation statt. Insbesondere die Tatsache, daß die autoritären Systeme, die als sozialistisch bezeichnet wurden, ökonomisch hinter den westlichen Industrieländern zurückblieben und keine demokratische Legitimierung innerhalb der Mehrheiten ihrer Bevölkerung fanden und deshalb scheitern mußten, kann allzu leicht zu simplifizierenden Argumenten verleiten.

Beispielsweise wird gesagt: In den westlichen Ländern konnte sich auf der Grundlage der Marktwirtschaft die Demokratie etablieren, und im Osten fehlte die Marktwirtschaft, und deshalb gab es auch keine Demokratie. Daraus wird abgeleitet, daß nur eine auf der Marktwirtschaft beruhende Ordnung demokratische Strukturen garantieren kann. Daraus wird der Schluß gezogen, daß auch ein demokratischer Sozialismus nur auf der Grundlage der Marktwirtschaft verwirklicht werden kann. So einfach diese Erklärungen auch sein mögen, sie sind nur für den oberflächlichen Beobachter überzeugend. Sie können zum Beispiel nicht erklären, daß marktwirtschaftliche Systeme vielerorts nicht nur kein Garant von demokratischen Strukturen waren, sondern im Gegenteil nur unter brutalster Unterdrückung demokratischer Prinzipien bestanden haben. Noch ist es nicht vergessen, daß Franco in Spanien oder Pinochet in Chile vehemente Vertreter der Marktwirtschaft waren und die Marktwirtschaft auch mit einer grausamen Diktatur vereinbar war. Und es war kein Widerspruch, daß einer der radikalsten Vertreter der Marktwirtschaft, der Ökonom Milton Friedman, der engste wirtschaftspolitische Berater von Pinochet war.

Auch in der Frage des Scheiterns des russischen und osteuropäischen Modells des Sozialismus ist es sehr vereinfachend zu sagen, daß dies mit dem Fehlen von marktwirtschaftlichen Strukturen zusammenhing. Stellen wir uns einmal vor, im Jahre 1918 hätte die sozialistische Revolution in den USA stattgefunden und nicht in Rußland. Dann hätten wir den Sozialismus im Westen und den Kapitalismus im Osten. Wie würde sich in einer solchen Situation die wirtschaftliche Entwicklung vollziehen? Würde sich die Marktwirtschaft unter dem Banner der russischen Zaren gegenüber eine sozialistische Ökonomie des Westens auch dann als effizienter erweisen? Laßt uns weiter imaginieren und fragen, wie es denn in einer solchen Konstellation mit der politischen Legitimation und demzufolge mit der Demokratie in den östlichen marktwirtschaftlichen Systemen aussehen würde. Es besteht kein Zweifel, daß diese Systeme nur durch massive Repressionen aufrecht zu erhalten wären. Nun ist es eine geschichtliche Realität, daß der Versuch einer sozialistischen Entwicklung, entgegen der Marx'schen Vorstellung, am falschen Ort begangen wurde, und die oben aufgezeigte Vision eine Fiktion ist. Ich wollte damit nur veranschaulichen, daß die Herstellung eines linearen Zusammenhangs zwischen Marktwirtschaft und Demokratie eine äußerst vereinfachende Auffassung verkörpert.

In der Geschichte und in der Gegenwart waren und sind viele der Auffassung, daß der Mensch von Natur aus egoistisch, wetteifernd etc. sei und die heutige kapitalistische Gesellschaft der menschlichen Natur geschuldet sei. Von Hobbes über Ricardo bis zu den heutigen Verfechter der radikalen Marktwirtschaft wird propagiert, daß der marktorientierte Charaktertyp nichts anderes verkörpert als die der menschlichen Natur innewohnenden Grundtendenzen. Andere große Denker der Menschheitsgeschichte wie Spinoza, Feuerbach und Marx hingegen wiesen auf genuin menschliche Bedürfnisse hin, die durch Gerechtigkeit und Solidarität gekennzeichnet sind. Und in der Tat ist die menschliche Charakterstruktur keine statische Erscheinung und hat sich während der vergangenen Jahrhunderte drastisch geändert. Der mittelalterliche Mensch ließ sich von anderen Normen und Motiven leiten als der moderne Mensch. Und auch der künftige Mensch kann sich nach anderen Normen und Motiven richten. Was jedoch die gegenwärtige Gesellschaft betrifft, besteht kein Zweifel, daß die Mehrheit der Bevölkerung eine konsumorientierte Lebensweise führt und der dominierende Sozialcharakter tief von den markt- und konkurrenzwirtschaftlichen Leitmotiven beseelt ist. Diese Realität stellt für jede sozialistische Partei eine schwierige Situation dar.

Auf der anderen Seite ist nach wie vor ersichtlich, daß diese auf Marktwirtschaft beruhende Gesellschaft unvermeidlich Wirtschaftskrisen und Arbeitslosigkeit zur Folge hat, daß die Beziehungen zwischen den Menschen ihren unmittelbaren humanen Charakter verloren haben. Es liegt auf der Hand, daß in einer Gesellschaft, in der die Konkurrenz die treibende Kraft ist, die zwischenmenschlichen Beziehungen von einer Gleichgültigkeit, wenn nicht von einer Feindschaft, geprägt sind. Ob man nun die Beziehungen zwischen dem Unternehmer und dem Arbeiter nimmt oder die zwischen dem Geschäftsmann und dem Kunden, in ihnen wird der Mensch als Mittel zum Zweck betrachtet. Der Wert eines jeden wird in dieser Gesellschaft dadurch bestimmt, ob er sich auf dem Markt verkaufen kann. Wer seinen Wert auf dem Markt nicht beweisen kann, dem wird jede Wertigkeit, ja sogar seine Existenzberechtigung abgesprochen. Die Selbstachtung eines jeden wird somit davon geprägt, wie hoch seine Nachfrage ist.

Gewiss hat Gregor Gysi Recht, wenn er in seiner Abschiedsrede sagt, daß diese Gesellschaft keine absolut kapitalistische – und ich würde hinzufügen – keine absolut marktwirtschaftliche Gesellschaft ist. Daß diese Gesellschaft überdies soziale und humane Errungenschaften aufzuweisen hat. Auch ist es richtig, daß die PDS nicht nur eine Vision der Zukunft propagieren soll, sondern auch unter den gegenwärtigen Bedingungen mit den Gewerkschaften, mit anderen sozialen Bewegungen und mit der Sozialdemokratie (soweit sie den Willen hat) für die Verteidigung dieser Errungenschaften und für ihre Vertiefung zusammenarbeiten muß. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Nun bieten jedoch die gegenwärtigen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen immer weniger Handlungsspielräume für die Erhaltung, geschweige denn für die Vertiefung der sozialen und demokratischen Elemente innerhalb der westlichen Industriestaaten.

Wenn wir von den Entwicklungen seit der Französischen Revolution ausgehen, beobachten wir, daß die kapitalistische Produktionsweise einerseits verheerende Folgen wie Wirtschaftskrisen und Kriege hatte. Andererseits brachte sie jedoch aufgrund der Arbeiterbewegung und des hohen Produktivitätszuwachses Möglichkeiten hervor – zumindest in den Industriestaaten –, die Armut zu bekämpfen, die Arbeitszeit zu verkürzen und die Lebensverhältnisse der Lohnabhängigen zu verbessern. Insbesondere nach dem zweiten Weltkrieg sehen wir eine stetige Entwicklung des Lebensstandards breiter Bevölkerungsschichten. Und in der Tat beobachten wir bis in die 70er Jahre ein steigendes Masseneinkommen. Aber seitdem sind wir Zeugen einer Krise, in der, trotz wachsender Arbeitsproduktivität und wachsenden gesellschaftlichen Reichtums, Armut und Arbeitslosigkeit kontinuierlich zunehmen. Was sind die Ursachen dieser Trendwende?

Die Ursache dieser paradoxen Situation liegt in der wirtschaftlichen Orientierung des kapitalistischen Systems begründet. Kapitalismus bedeutet die Ausrichtung aller wirtschaftlichen Aktivitäten auf einen einzigen Hauptzweck, nämlich den Gewinn. Vom Erfolg des Gewinnstrebens hängen Stabilität der Wirtschaft, Beschäftigungsniveau und letztlich die gesamte Lebenssituation der Menschen ab. Seit Anfang der 70er Jahre hatten sich jedoch die Verwertungsbedingungen des Kapitals drastisch verschlechtert. Wenn die Kapitalrentabilität in der Bundesrepublik Mitte der 60er Jahre über 15 Prozent betrug, reduzierte sie sich Anfang der 80er Jahre auf etwa fünf Prozent. Dies war auch der Grund dafür, daß der soziale Wohlfahrtsstaat an seine Grenzen stieß und die Sozialdemokratie ihre Hegemonie einbüßte und die Wahlen verlor. Diese Entwicklung zeigte sich neben der Bundesrepublik auch in den USA und den meisten anderen westeuropäischen Staaten. Daß die Sozialdemokratie in eine Krise geriet und ihren Einfluß so schlagartig verlor und später immer mehr zum Neoliberalismus übergang, hing damit zusammen, daß sie ihre objektiven Möglichkeiten, innerhalb des kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Systems weitere humane und soziale Ziele zu verwirklichen weitgehend verloren hatte.

Mit der Wahl von Kohl und der Bildung der Regierungskoalition von CDU und FDP kam dann die neoliberale Wende. Diese Wende zeichnete sich dadurch aus, daß die Steuern für die Kapitalbesitzer ständig reduziert wurden und eine Umverteilung von unten nach oben stattfand. Parallel dazu fand in der Weltwirtschaft und auf der europäischen Ebene eine Liberalisierung der Kapitalmärkte statt. Die neue Regierung wies auf die niedrigen Profite hin und begründete den Abbau des Sozialstaates damit, daß man für die Unternehmer neue Anreize für Investitionen schaffen müsse. Seitdem beobachten wir eine Entwicklung, in der die Reallöhne stagnieren, der Gewinn aber steigt. Aber im Gegensatz zu den Versprechungen der Kohlregierung hat sich die Investitionsbereitschaft der Kapitaleigner nicht erhöht. Statt dessen sind enorme Summen in internationale Kapitalmärkte geflossen und haben sich in spekulatives Kapital verwandelt. Bereits seit den 70er Jahren sind wir Zeugen eines Rückgangs der Konsum- und Investitionsbereitschaft der Kapitalbesitzer. Und seit-

dem haben sich auch Wachstum und Beschäftigung reduziert. Wie kam diese Situation zustande?

Während der vergangenen Jahrzehnte ist der Reichtum dank der gestiegenen Arbeitsproduktivität in einer historisch unvergleichbaren Dimension gewachsen. Er ist nicht nur absolut gewachsen, sondern auch die Reichtumskonzentration hat zugenommen. Insbesondere während der vergangenen zwei Krisenjahrzehnte ist die Verteilungsungleichheit der Vermögen und Einkommen extrem gewachsen. Die Konsumbereitschaft der Schichten mit höherem Einkommen stößt jedoch an Grenzen. Steigendes Einkommen führt zwar zunächst zu wachsendem Konsum aber mit zunehmendem Konsumniveau nähern sich mehr und mehr Haushalte mit höherem Einkommen der Sättigungsschwelle. Je höher das Einkommen ist, desto höher wird auch die Rücklagenbildung. Solange nun die Gewinnempfänger noch hohen ungedeckten Konsumbedarf haben, wie beispielsweise in der unmittelbaren Nachkriegszeit, kann auch mit hohem Zuwachs des Unternehmerkonsums und, damit verbunden, mit erweiterten Investitionen gerechnet werden. Wenn hingegen das Konsumniveau der Gewinnempfänger kaum noch Wünsche offenläßt, sinken auch die Erweiterungsinvestitionen. Die Abwärtsspirale beginnt mit der Sättigung. Dann kommt allerdings noch ein Faktor hinzu. Aufgrund der sinkenden Wachstumsraten und des daraus folgenden Anstiegs der Arbeitslosigkeit geraten immer mehr Menschen wegen ihres sinkenden Einkommens in eine Situation, in der sie nicht einmal mehr den ganz normalen Bedarf decken können. Diese Kaufkraftverluste bewirken ihrerseits eine weitere Senkung des wirtschaftlichen Wachstums. Das führt wiederum zu einer weiteren Senkung der Kaufkraft. Und so setzt sich dieser Teufelskreis fort. Der technische Fortschritt hat das Produktivitätsniveau so stark angehoben, daß ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung einen Wohlstand genießt, der weit mehr als nur den lebenswichtigen Konsum umfaßt, und ein noch beträchtlicher Teil der Bevölkerung so große Einkommenseinbußen erfährt, daß diese ihrerseits Kaufkraftverluste zur Folge haben, so daß Sättigungserscheinungen einerseits und Armutserscheinungen andererseits allmählich eine Dimension erreichen, die weiteres Wachstum von der Nachfrageseite begrenzt.

Die gegenwärtige Krise des Sozialstaates und das Problem der Arbeitslosigkeit rühren ihrem Kern nach von der Tatsache her, daß nicht der Mensch, sondern die Kapitalverwertung im Zentrum der wirtschaftlichen Orientierung steht. Die wichtigste Frage, mit der sich die herrschende Wirtschaftslehre beschäftigt, ist nicht das Wohlergehen der Bevölkerung, sondern die Bedingungen des rentabelsten Kapitaleinsatzes. Die technologische Entwicklung, die eine hohe Arbeitsproduktivität hervorgebracht hat, birgt in sich die objektive Möglichkeit eines allgemeinen Wohlstandes. Diese Möglichkeit war in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit bis Mitte des 20. Jahrhundert nicht vorhanden. Wenn die gesamtwirtschaftliche Organisationsmacht im Interesse der Mehrheit der Bevölkerung ausgeübt worden wäre, wäre auch eine andere Verteilung der Arbeit und der Einkommen erfolgt und Beschäftigung und

Wohlstand für alle erreicht worden. Die gegenwärtige Krise ist demnach eine reine Frage des ökonomischen Systems und wurzelt in den Organisationsentscheidungen der politischen und ökonomischen Machträger. So läßt sich diese Krise nur bewältigen, wenn die reichen Ökonomien ihr Wirtschaftssystem einer tiefgreifenden Reform unterwerfen. Denn Stagnation ist kein behebbarer Betriebsunfall, sondern signalisiert den Beginn einer neuen Wirtschaftsepoche. In allen entwickelten Volkswirtschaften ist festzustellen, daß kaum noch gewinnorientierte Wachstumsbereiche vorhanden sind. Da der Wachstumsweg im Rahmen der kapitalorientierten Gewinnmaximierung sein Ende erreicht hat, gibt es letztlich keine andere Möglichkeit, humane, menschenwürdige Lebensperspektiven zu gewährleisten, als diesen Rahmen zu sprengen.

Was ich jetzt mit bitterer Ironie in der Debatte um die Beziehung zwischen Sozialismus, Demokratie und Marktwirtschaft feststelle, ist die Paradoxie, daß viele marxistisch orientierte Sozialisten, solange der Kapitalismus und die Marktwirtschaft noch humane und soziale Potentiale besaßen, mit aller Vehemenz die Möglichkeit der Verbesserung der Lebenschancen innerhalb der kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Grenzen geleugnet haben. Dieser ideologische Dogmatismus hat wesentlich dazu beigetragen, daß sie ihre Glaubwürdigkeit bei der Bevölkerung einbüßen mußten. Die Sozialdemokratie hingegen konnte in dieser Zeit mit der Ausschöpfung dieser Potentiale gewaltige Fortschritte bei der Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen erzielen. Aber seit den 70er Jahren, wo die Grenzen des Kapitalismus erreicht sind, befindet sich die Sozialdemokratie in einer Identitätskrise. Die Hauptursache dieser Krise besteht darin, daß im Rahmen des bestehenden Systems perspektivisch progressive Reformmöglichkeiten, unter ihnen auch die Demokratiefähigkeit, sich stark reduziert haben. Die Partei des Demokratischen Sozialismus wird einen großen Fehler begehen, wenn sie nun glaubt, mit dem Rechtsdruck innerhalb der SPD die traditionelle Rolle der Sozialdemokratie übernehmen und damit Erfolg haben zu können. Die Sozialdemokratie konnte diese Rolle nur deshalb spielen, weil die objektiven Rahmenbedingungen für die Erfüllung dieser Rolle vorhanden waren. Wenn also die traditionelle sozialdemokratische Wirtschafts- und Sozialpolitik Gewaltiges für die Humanisierung der kapitalistischen Marktwirtschaften vollbringen konnte, ist sie heute zu einem Anachronismus geworden. So sympathisch uns auch die Linken innerhalb der sozialdemokratischen Partei Deutschlands sein mögen, auch sie haben für die Lösung der gesellschaftlichen Fragen der Zukunft keine umfassenden Antworten, die über den Rahmen des bisher Gewohnten hinausgehen. Dies ist mit eine Ursache, daß sie innerhalb der SPD zu eine Randerscheinung geworden sind. Deshalb ist für die PDS die Erarbeitung eines alternativen Gesellschafts-systems, das über die traditionellen Konzepte der Sozialdemokratie hinausgeht, keine Aufgabe für die nächsten 100 Jahre, sondern eine höchst aktuelle Angelegenheit. Diese Aufgabe ist mit der Sozialdemokratisierung der PDS nicht vereinbar. Im Gegenteil: Wenn die Sozialdemokraten ihre Krise überwinden und weiterhin ihre Ideale der Demokratie und der sozialen Gerechtigkeit aufrechterhalten wollen, müssen sie über die Schranken der Marktwirt-

schaft hinausgehen und über ihren eigenen Schatten springen. Sie müssen also zu Sozialisten werden. Paradoxerweise aber wollen nun eine beträchtliche Zahl von Sozialisten in einer Situation, in der die kapitalistische Marktwirtschaft ihre Zukunftstauglichkeit einzubüßen beginnt, den Sozialismus mit der Marktwirtschaft verbinden. Über ein Jahrhundert lang haben Sozialisten irrtümlicherweise geglaubt, daß der Kapitalismus seinen Zenit überschritten habe und deshalb obsolet und zu überwinden sei, und jetzt wo diese Einschätzung mit der Realität übereinstimmt, wollen viele von ihnen es selbst nicht mehr glauben.

Maziar Jafroodi

# WIDERSPRUCH

Beiträge zur  
sozialistischen Politik

40

## Zukunfts- Perspektiven

Wirtschaftsdemokratie; Internationale Finanzmärkte, Europäischer Wohlfahrtskapitalismus; Wissensökonomie, Care Economy, Solidarisches Arbeiten; Ethik der Nachhaltigkeit, Ökosteuer, Neue Energiepolitik; Sozialisierung des Marktes, Sozialgenossenschaften; Gewerkschaften, Neuer Internationalismus

A. Künzli, E. Altwater, M.R. Krätke, A. Gorz, M. Madörin, C. Möller, M. Massarrat, M. Müller, W.Brüggen, B. Flieger, M. Creydt, H. Busch, A. Rieger, D. Gallin

### Diskussion

A.Demirovic: Kritische Gesellschaftstheorie  
M.Jäger: Kapitalismus als Religion  
M. Züfle: Psychoanalyse und Dissidenz

Marginale / Rezensionen / Zeitschriftenschau

21. Jg./1. Halbjahr 2001

20 Jahre

208 Seiten, Fr./DM 25.- (Abonnement Fr./DM 40.-)  
zu beziehen im Buchhandel oder bei  
WIDERSPRUCH, Postfach, CH-8026 Zürich  
Tel./Fax 0041 (0)1 - 273 03 02  
vertrieb@widerspruch.ch www.widerspruch.ch

## Im Jahrhundert der Katastrophen

*Theodor Bergmann, Im Jahrhundert der Katastrophen. Autobiographie eines kritischen Kommunisten. VSA-Verlag, Hamburg 2000, 286 S., 39,80 DM*

Was Theodor Bergmann als seine Biographie vorstellt, ist weit mehr als das. Es ist ein am Beispiel seiner Lebensgeschichte und Erfahrungen und aus seiner heutigen persönlichen Sichtweise breit angelegter gehaltvoller Rückblick auf die Kämpfe, die Erfolge und Niederlagen der Arbeiterbewegung, auf die verhängnisvolle Politik der herrschenden kapitalistischen Eliten, auf die „Katastrophen und Tragödie dieses kurzen Jahrhunderts der Extreme“, wodurch eine gewisse Anlehnung an Eric Hobsbawm deutlich wird, den er allerdings nicht einmal im Literaturverzeichnis erwähnt. Seine Lebensgeschichte wie die politische Geschichte des 20. Jahrhunderts betrachtet er, wie er es selbst bekundet, durch das Prisma eines undogmatischen Marxisten, eines kritischen Kommunisten und Antistalinisten, eines nichtjüdischen Juden und Internationalisten und eines – im Kontrast zu den Katastrophen des Jahrhunderts stehenden – bekennenden Optimisten. Vieles, was an Eigenschaften und Engagement aus den schriftlichen Bekenntnissen im Buch zu entnehmen ist, wird erst, dies sei eingefügt, richtig verständlich, wenn man Theo Bergmann persönlich kennengelernt hat. In seiner Persönlichkeit verbindet sich politische, kritisch-konstruktive Rigorosität mit gleichzeitiger Toleranz, beeindruckender Kontaktfreudigkeit und großer Auf-

geschlossenheit, mit einer kosmopolitischen Weltsicht. Beeindruckend ist auch seine unermüdliche Selbstlosigkeit, die aus aufrichtiger politischer Überzeugung resultiert. Er ist ein Mensch, der trotz Wechselhaftigkeit des Schicksals, trotz Enttäuschungen und harter Prüfungen seinen Lebensmaximen und politischen Überzeugungen stets treu geblieben ist. Zeit seines Lebens fühlte er sich der reformkommunistischen Orientierung von August Thalheimer und Heinrich Brandler verbunden, wie sie für die KPD-Opposition, der er sich als Jugendlischer Ende der 20er Jahre angeschlossen hatte, Leitlinie wurde. Fortwährend war er bestrebt, die Kontakte mit den ehemaligen Mitgliedern dieser Partei aufrechtzuerhalten beziehungsweise zu erneuern. Das Buch ist somit auch ein Compendium der Lebenswege und politischen Aktivitäten dieser seiner Mitstreiter bis zur Gegenwart, soweit sie noch am Leben sind. Gleichermaßen erfährt der Leser sehr viel über das Schicksal der weitverbreiteten Familie des Verfassers.

Die durch die Extreme des Jahrhunderts erzwungene Odyssee seines Lebens begann in Berlin, wo er in der Familie eines Rabbiners 1916 geboren wurde, seine Kindheit verbrachte und im März 1933 am Köllnischen Gymnasium das Abitur ablegte. Sofort nach dem Abitur mußte er wegen der Nachstellungen der SA emigrieren. Der Weg führte ihn über Palästina, wo er in einem Kibbuz tätig war, und die Tschechoslowakei, wo er ein Landwirtschaftsstudium begann, nach Schweden, wo er schließlich als Landarbeiter und als Bergarbeiter bis 1946 tätig war. So-

bald es möglich war, kehrte er nach Deutschland, und zwar in dessen westlichen Teil, zurück, wo er vor allem in Stuttgart und Hannover politisch und wissenschaftlich wirkte. Bis zum heutigen Tage ist er unermüdlich politisch und wissenschaftlich aktiv.

Der größte Teil seines Buches behandelt verständlicherweise sein Leben in der Bundesrepublik Deutschland sowie in diesem Zusammenhang stets deren geschichtliche Wandlungen und die relevanten internationalen Ereignisse nach dem Ende des zweiten Weltkrieges. Nach Beendigung des mehrfach unterbrochenen Landwirtschaftsstudiums entwickelte er sich zu einem international anerkannten Fachmann auf seinem Gebiet, wofür er sich mit der Promotion 1955 und mit der Habilitation 1968 auswies. Seine sowohl praktischen wie wissenschaftlichen Fähigkeiten und Kenntnisse bildeten die Voraussetzungen für die Arbeit in der Landwirtschaftskammer in Hannover (ab 1956), für die Tätigkeit als Lehrbeauftragter und Professor an der Universität Stuttgart-Hohenheim (von 1965 bis 1981), als Gastprofessor in Australien (1971-72), für zahlreiche Forschungs- und Vortragsreisen, unter anderem im Auftrage der ILO, der FAO, des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, der Friedrich-Ebert-Stiftung, nach Tunesien, Indien, Pakistan, Ceylon, in die Türkei, nach China, Venezuela, Israel, Tansania, Ägypten, Portugal, in die USA, nach Jugoslawien, Polen, in die Sowjetunion.

Wie schon angemerkt, hat er sich mit der Entwicklung und den politischen

Kräften in der BRD – als deren engagierter Bürger – besonders ausführlich beschäftigt. In seinen Einschätzungen macht er dabei immer wieder seinen konsequenten Antikapitalismus geltend. Kritisch beurteilt er die Restauration der kapitalistischen Herrschaft „im westlichen Restdeutschland“ nach dem zweiten Weltkrieg, die „Reintegration der Nazis“ durch Adenauer, die Remilitarisierung, die Formierung der westlichen „Klassensolidarität“ und das Bündnis mit den USA mit dem Wunsch der „Rückeroberung der DDR“, den Alleinvertretungsanspruch gegenüber der DDR, den Verzicht der deutschen Sozialdemokratie auf die sozialistische Orientierung und ihre strategische Parteinahme für die Bourgeoisie und den Kapitalismus, die versöhnlerische Rolle der Gewerkschaften usw. Auch nach der deutschen Vereinigung bleibe „die ‚deutsche Frage‘ ungeklärt, solange Deutschland kapitalistisch bleibt“. (254 ff.) Der deutsche Kapitalismus befinde sich heute „in einer Krise besonderer Art. Arbeitslosigkeit, Exporte und Profite wachsen gleichzeitig ... Ermutigt durch den (vorläufigen) Endsieg über das rivalisierende Gesellschaftssystem belastet die Bourgeoisie die Werk-tätigen und die zu ihnen gehörenden Rentner und Arbeitslosen mit den Kosten der Struktur- und Konjunkturkrise ...“ Dem deutschen Kapitalismus, der 1914 und 1939 „zu rationaler Friedenspolitik unfähig“ gewesen sei, sei international Hegemoniestreben immanent; und er entwickelte „auch nach jeder selbstverschuldeten Niederlage eine ungeheure Vitalität und demonstriert

seine imperialistischen und revanchistischen Traditionen“. In dieser Konsequenz läge auch der dritte deutsche Überfall auf Jugoslawien in diesem Jahrhundert.

Von besonderem Interesse sind wohl für jeden, der sich mit der Vielgleichigkeit beschäftigt, in der sich die kommunistische Bewegung seit 1917 entwickelt hat, Bergmanns Bekenntnisse und Einschätzungen wichtiger politischer Vorgänge der Geschichte der Arbeiterbewegung und des Sozialismus. Sie sind informativ und zugleich für eine streitbare Diskussion provozierend, was in Anbetracht der Krise des Marxismus und des Erfordernisses, ihn grundsätzlich zu erneuern, worin auch er seine Angabe sieht, als Anregung begriffen werden muß.

Eine wesentliche Bezugsgröße für Bergmann ist der „reale“ Sozialismus. Trotz aller Kritik sehe er „die Bilanz der Oktoberrevolution von 1917 nicht nur in den Fehlern,“ die er konkret benennt und „die heute jedem Sozialisten einsichtig sein sollten. 1917 wurden auch historisch ungeheuer bedeutsame Entwicklungen eingeleitet und Rußland in vielem vorwärts gebracht: Beendigung der zaristischen Gewaltherrschaft und des ersten Weltkrieges, Bauernbefreiung und Agrarreform, Alphabetisierung, Industrialisierung eines Agrarlandes und schließlich der Hauptbeitrag der Sowjetunion zum Sieg über den deutschen Faschismus, den viele nur allzu gerne vergessen machen möchten.“ (206)

Ein differenziertes Urteil gibt er über den deutsch-sowjetischen Angriffsvertrag von 1939 ab. Man habe die-

sen Vertrag als Kommunist zwar nicht billigen können, doch habe man ihn „als letzten Ausweg verstehen (können), nachdem Stalins Außenpolitik völlig Schiffbruch erlitten und die Sowjetunion in die weltpolitische Isolation getrieben hatte“. An dieser Stelle hätte zumindest erwähnt werden müssen, daß es vor allem Frankreich und Großbritannien waren, die die Sowjetunion ganz bewußt in die Isolation getrieben und zum Opfer faschistischer Aggression vorbestimmt hatten. Zu recht betont er, daß dieser Vertrag zur Verwirrung unter den Linken, zu deren völliger politischer Lähmung geführt hatte. (45) Hier wird ein bisher nicht ausdiskutiertes Problem berührt, nämlich das Vorhandensein und die notwendige Bewältigung der Pluralität von Wirkungsbedingungen und Interessen der verschiedenen linken Kräftekomponenten. Bergmann selbst betont an vielen Stellen seines Buches die notwendige Anerkennung der Pluralität in der kommunistischen Bewegung, für die bereits die KPD-O eingetreten sei.

Es ist verständlich, daß er wie viele kritische Kommunisten große Hoffnungen auf den XX. Parteitag der KPdSU setzte, den er als Wendepunkt bezeichnete, an dem sich die Geister schieden. „Ich fühlte meine optimistische Sicht,“ so schreibt er, „bestätigt, daß der Kommunismus reformfähig ist.“ Er würdigt das Vorgehen Chruschtschows „als Zeichen einer neuen politischen Kultur“, so zum Beispiel auch gegenüber Jugoslawien, und kritisiert jene westeuropäischen Linken, die „die große positive Bedeutung seines Schrittes und seinen Mut“ nicht erkannt hätten und

die Reduktion der Ursachen der Verbrechen und der Deformationen ihrerseits kritisierten, indem sie nicht begriffen, daß „seine Genossen eine tiefgehende Analyse nicht zugelassen hätten“. (101) Ohne Zweifel wurde „die historische Chance der Erneuerung des Kommunismus leichtfertig und selbstsüchtig vertan“, aber nicht nur durch die Bürokraten im Sozialismus und in den kommunistischen Parteien, wie er betont, sondern eben auch durch den engen politisch-ideologischen Horizont Chruschtschows wie auch durch seinen Voluntarismus.

Der „Arbeiterpolitik“ verpflichtet, zeigt er sich durchweg allen sozialistischen Bestrebungen und Entwicklungen aufgeschlossen, die die Reformierung des Stalinschen Modells bezweckten. Das betrifft neben der Rolle Bucharins und der Entstalinisierung Chruschtschows in besonderem Maße auch Jugoslawien, die CSSR 1968, China nach der Kulturrevolution, die Sowjetunion unter Gorbatschow. Was sein Verhältnis zur DDR betraf, solange sie existierte, befand er sich in einer widersprüchlichen Lage. Offenbar hielt er ihre Existenz als sozialistischer deutscher Staat für rechtmäßig und im gewissen Sinne für die Verwirklichung von Zielen der Arbeiterbewegung, die weit in die Vergangenheit zurückreichten. Doch gemäß seiner antistalinistischen Grundhaltung übte er entschieden Kritik am Dogmatismus, an der Parteibürokratie, am Mangel an Demokratie, an der Ausgrenzung kritisch denkender und reformorientierter Kommunisten und an der „Unfähigkeit der DDR-Führung, das gesellschaftliche Po-

tential der deutschen Arbeiterklasse für den sozialistischen Aufbau zu nutzen“. Eben der Weg vieler „KPDO-Genossinnen und Genossen in der DDR zeigt exemplarisch die großen Fähigkeiten von Arbeitern ..., die sich in der schwierigen ersten Aufbauphase nach 1945 entfalteten und bewährten“. (248) Zu recht beklagt er, daß sodann die SED-Führung viele dieser Genossen verfolgte, sie entweder zur Abkehr von ihren früheren Überzeugungen oder zur Flucht zwang. Bergmann erwähnt jene von ihnen, die den „Säuberungsaktionen“ in der SED im Osten und der KPD im Westen zum Opfer fielen. Er selbst galt, weil er Kontakt zu ehemaligen Mitgliedern der KPD-O im Osten suchte und zum Teil auch pflegte, somit als „Rechtsabweichler“, als politischer und ideologischer Feind.

Indem er keinen Zweifel daran läßt, nach wie vor ein Kommunist und Marxist zu sein, sieht er sich zur Einschätzung veranlaßt, daß mit dem Ende der realsozialistischen Länder nunmehr auch „der von (ihnen) gepflegte Marxismus-Leninismus ... erledigt (ist). Die kommunistische Weltbewegung hat sich infolge der erzwungenen Erstarrung aufgelöst“. (266) Wenngleich man ihm in dieser bitteren Einschätzung zustimmen kann, hätte man im Zusammenhang mit der nunmehr dringend notwendigen Erneuerung des marxistischen Denkens gern gewußt, auf welche gültigen Elemente der theoretischen Hinterlassenschaft von Marx, Engels und Lenin er sein positives Bekenntnis zum Marxismus heute gründet.

Da Bergmann die Lage in mehreren „Entwicklungsländern“ und die Ursa-

chen des „Nord-Süd-Konflikts“ vielfach während seiner Studien- und Vortragsreisen kennengelernt, ja untersucht hat, ist es allzu verständlich, daß er in seinem Buch viele Angaben zu den Problemen dieser Länder macht, und zwar vor allem im Zusammenhang mit der Schilderung der Ergebnisse seines jeweiligen Auftrags in diesen Ländern. Deutlich werden die großen Unterschiede in der Lage und in den erforderlichen Wegen zur Lösung der anstehenden Probleme, die sich „oft nicht mehr auf einen Nenner bringen“ lassen. Eine Hauptaufgabe sieht er in der Gewährleistung eigenständiger Entwicklungswege und in der Wahrnehmung und Durchsetzung der Interessen der Werktätigen dieser Länder in Anbetracht der Tatsache, daß es „eine Interessenparallelität zwischen den Kapitalisten der Industrieländer und den Herrschenden von Dritte-Welt-Ländern“ gibt (261f.).

Am Schluß seines Buches bietet Bergmann einen Rückblick und ein Resümee seines Lebens, seiner Auffassungen, eine allgemeine Einschätzung der Situation nach dem Zusammenbruch der sozialistischen Ordnungen in Europa sowie prognostische Vorstellungen hinsichtlich der globalen Probleme und der „Eckwerte einer sozialistischen Alternative“.

Die „Transformation der ehemals realsozialistischen Länder zu ‚Ökonomien der (sozialen) Marktwirtschaft und Demokratie‘“ bewertet er negativ, was im Rückgang der Produktion, in der Arbeitslosigkeit, aber auch in der internationalen Ausdehnung der ökonomischen Macht des deutschen Kapitalismus zum Ausdruck komme. „Die Hoffnungen

vieler Menschen ‚auf den Westen‘ – ein Zeichen des Bankrotts des Kasernenhofsozialismus – sind zerstoben. Ernüchterung und Enttäuschung sind an ihre Stelle getreten.“ (259) Und der kapitalistische „Postsozialismus“ befinde sich inzwischen in einer schweren Krise.

Den Kapitalismus habe der Reformismus schon zuvor nicht dauerhaft zähmen, seinen inneren Mechanismus, die Profitmaximierung nicht beseitigen können. „Die inneren Probleme der kapitalistischen Länder und die internationalen Konflikte der kapitalistischen Wirtschaft rufen zwingend nach alternativen Lösungsvorschlägen. Diese müssen länderspezifisch sein und die Ungleichzeitigkeit und Ungleichartigkeit der sozialistischen Bewegungen in der Welt voll berücksichtigen.“ (269) Deshalb bleibe es die Aufgabe der Arbeiterklasse, der Lohnabhängigen, für Sozialismus zu wirken – „ich sehe kein anderes (Subjekt), keine andere Klasse, die an einer radikalen Veränderung dieser Gesellschaft interessiert sein müßte“ –, die jedoch wegen der Veränderungen ihrer „Lebensgewohnheiten und Lebenswelt ... vielleicht soziologisch neu definiert werden“ müsse. „Ihr Klassenbewußtsein zu wecken, sie zu organisieren und ihre Rechte und Forderungen kämpferisch zu vertreten – das ist eine zentrale Aufgabe der Gewerkschaften ... Sie zu mobilisieren wird aber nur möglich sein mit einem neuen sozialistischen Projekt, das die Fehler der bisherigen Versuche erkennt und benennt und zu vermeiden verspricht. In der Krise des Postsozialismus muß eine sozialistische Alternative den Ausweg zeigen.“ (260) In der Tat, so

ist hinzuzufügen, bedarf es dringend einer zeitgemäßen Analyse und Definition der sozialen Strukturen der heutigen kapitalistischen Gesellschaften, darunter der Struktur der Lohnabhängigen, sowie der entsprechenden politischen Interessen. Dabei wird man jedoch feststellen, daß zu den Lohnabhängigen, die – zumindest potentiell – antikapitalistische Interessen vertreten, beträchtliche Teile der Mittelschichten, darunter der Intelligenz, zu zählen sind, die für sozialistische Optionen, wenn diese mehrheitsfähig sein sollen, gewonnen werden können und müssen. Nicht zufällig ist in den europäischen Industrieländern ein konkurrierendes politisches Ringen um die „Mitte der Gesellschaft“ im Gange.

Schließlich nennt Bergmann einige „Eckwerte für ein sozialistisches Deutschland“, was natürlich die Frage aufwirft, ob – auch wenn man die Ungleichzeitigkeit und Ungleichartigkeit der sozialistischen Bewegungen in der Welt berücksichtigt – es künftig überhaupt noch einem einzelnen Land, insbesondere dem in die Europäische Union fest eingebundenen Deutschland, gelingen kann, allein aus der dominanten Welt des Kapitalismus auszubrechen, ob Sozialismus also nicht von vornherein als internationales Projekt gedacht werden muß. Doch sind seine Vorstellungen von einem künftigen Sozialismus durchaus verallgemeinerungswürdig. Erwähnt seien nur einige dieser Postulate: Beseitigung der Macht des Kapitals und seiner Konzernherren, die in politische Macht umgesetzt wird; Beseitigung des Strebens nach Profitmaximierung und privater Kapitalakkumulation;

Demokratie auch im Wirtschaftsleben; ein neues Verhältnis von Markt und Plan mit dem Erfordernis staatlicher Steuerung; verbesserter Lebensstandard durch erweiterte Bildungsangebote für alle, verbesserte soziale Sicherung, Recht auf Arbeit und Wohnung, Ausbau und Verbesserung der sozialen Dienste; Trennung von Staat und Parteien; Unabhängigkeit der Gewerkschaften und Interessenvertretung seitens aller sozialen Gruppen und Schichten; Sicherung aller bürgerlichen Freiheiten, Demokratie und Pluralismus auch in einer revolutionären Partei; volle und effektive Gleichstellung der Geschlechter; Internationale Solidarität mit den Werktätigen der Entwicklungsländer usw.

Als Optimist, der sich hinsichtlich der Menschheitsperspektive gegen die verbreiteten „Horrorzenarien“ und „apokalyptischen Visionen“ wendet, mit denen die „großen sozialökonomischen Probleme“ – und deren mögliche und notwendige Lösungen – aus dem Bewußtsein verdrängt werden sollen, schließt er: „Der Niedergang des realexistierenden Sozialismus in Europa und die Zerstörung der kommunistischen Weltbewegung waren nicht zwangsläufig, sondern wegen unmarxistischer Strategien und undemokratischer Methoden voraussehbar ..., waren daher aufzuhalten und zu vermeiden. Zum Schaden des Kommunismus wurden Warnungen kritischer Freunde von den selbstherrlich gewordenen Apparatschiks nicht aufgenommen ... Der Kapitalismus kann und darf nicht das letzte Wort der Geschichte sein.“ (267 u. 275)

Harald Neubert

## Größe und Schuld Georgi Dimitroffs\*

*Georgi Dimitroff, Tagebücher 1933-1943; Bd. 1: Tagebücher 1933-1943, hrsg. von Bernhard H. Bayerlein, aus dem Russischen und Bulgarischen von Wladislaw Hedeler und Birgit Schliewenz, 712 Seiten; Bd. 2: Kommentare und Materialien zu den Tagebüchern 1933-1943, hrsg. von Bernhard H. Bayerlein und Wladislaw Hedeler unter Mitarbeit von Birgit Schliewenz und Maria Matschuk, 773 Seiten, Aufbau Verlag, Berlin 2000, 99,90 DM*

*Ernstgert Kalbe, Streit um Georgi Dimitroff. Zum Erscheinen der Tagebücher Georgi Dimitroffs, Diskurs. Streitschriften zu Geschichte und Politik des Sozialismus, Heft 8, Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V., Leipzig 2001, 48 Seiten, 6,00 DM; zu beziehen über die Geschäftsstelle der Stiftung, Harkortstraße 10, 04107 Leipzig, Tel. 9608531. Fax 21254007.*

Das „kurze 20. Jahrhundert“, das als „Jahrhundert der Extreme“ (Hobsbawm) in die Geschichte eingehen könnte, wenn nicht - wie bei der Klimaentwicklung bereits absehbar - auch die gesellschaftliche Entwicklung neuen, bisher nicht gekannten Konvulsionen entgegengeht, ist reich an herausragenden Gestalten, die für dieses zerrissene Jahrhundert stehen.

Zu ihnen gehört zweifellos Georgi Dimitroff. Er steht für eine dieses Jahrhundert prägende Bewegung, den Kommunismus, die trotz ihres Scheiterns nicht als „abgeschlossenes

Sammlungsgebiet“ zu den Akten gelegt werden kann. Dem „übriggebliebenen“ Kapitalismus ist seine Alternative abhanden gekommen. Er steht unverhüllt in seinen neuen Kleidern. Die gescheiterte Alternative gewinnt insofern - wenn nicht alle Zeichen trügen - erneut und neues Erkenntnisinteresse.

Georgi Dimitroffs Tagebücher gewähren einen Einblick in das Innenleben der kommunistischen Weltbewegung in einer Zeit, in der diese einerseits zunehmend gekennzeichnet wurde durch das repressive stalinistische Regime, das mit dem großen Terror einem Exzeß der Gewalt und des Verrats an ihren eigenen Gründungsidealien entgegenging.

Andererseits wirkten diese Ideale in der kommunistischen Weltbewegung weiter. In der Gestalt Sowjetrußlands gewannen sie angesichts des triumphierenden Hitlerfaschismus in den Augen der Zeitgenossen neue Anziehungskraft als einzige antifaschistische Alternative.

In dieses Spannungsfeld stellte die Geschichte den Bulgaren Georgi Dimitroff. Durch seine glanzvolle Verteidigung im Leipziger Reichstagsbrandprozeß wie kein anderer geeignet, den kommunistischen Antifaschismus zu repräsentieren, wurde Dimitroff an die Spitze der Komintern gestellt, deren tatsächliche Steuerung seit dem Ende der zwanziger Jahre in den Händen Stalins und seiner Nomenklatura lag. In dieser Konstellation, so wissen wir Nachgeborenen, gab es für den ersten Mann der Komintern nur die Entscheidung zwischen Akzeptanz und (lebensbedrohlicher) Verweigerung. Akzep-

tanz schloß - wie sich alsbald zeigen sollte - nicht nur Verstrickung, sondern Mitschuld an den Verbrechen des stalinistischen Regimes ein.

Der Name Dimitroffs steht jedoch auch für den Versuch, mit der Volksfrontpolitik eine Wende in der Politik der Komintern durchzusetzen. Dieser Versuch scheiterte. Die Tagebuchaufzeichnungen Georgi Dimitroffs lassen deutlich werden, daß die Politik des VII. Weltkongresses nicht gegen Stalin durchgesetzt werden mußte. Dies wäre in der damaligen Kräftekonstellation auch undenkbar gewesen. Für einen weltgeschichtlich kurzen Moment stimmten außenpolitisches Kalkül Stalins und Notwendigkeiten einer Kurskorrektur in der Komintern überein.

Ohne eine grundsätzliche Revision der programmatischen Grundlagen der Komintern, ohne Überwindung der stalinistischen Strukturen war jedoch eine dauerhafte Neuorientierung der kommunistischen Weltbewegung nicht möglich. So blieb der VII. Weltkongreß letztlich eine verlorene Wende. Seine Ideen wirkten jedoch weiter und beeinflussten das strategische Denken und das antifaschistische Handeln, als seine offiziellen Repräsentanten diese Positionen längst preisgegeben hatten.

Schon seit 1936 und gipfelnd im Stalinschen Verrat am Antifaschismus mit dem Nichtangriffs- und Freundschaftspakt 1939 konterkarierte und desavouierte blanke Machtpolitik das antifaschistische Grundbekenntnis der Kommunisten. Nicht wenige sind an diesem Widerspruch zerbrochen. Was zum Beispiel Dimitroff bewogen haben mag, den Weisungen Sta-

lins zu folgen und den widersetzlichen Willi Münzenberg, der an der Volksfrontpolitik festhielt, aus dem Pariser Exil nach Moskau in den sicheren Tod zu locken, ist schwer nachvollziehbar. Entlastet es Dimitroff, daß dieser Versuch scheiterte? Hatte er an seinem Scheitern Anteil? Wir wissen es nicht. Das Tagebuch schweigt dazu.

In diesem Spannungsfeld agierte Georgi Dimitroff. Seine geschichtlichen Leistungen wie seine Grenzen, seine Größe wie seine Schuld und sein Scheitern sind von ihm geprägt.

Die vorliegenden beiden Bände des Tagebuchs stellen eine bedeutende wissenschaftliche und editorische Leistung dar. Die Herausgeber und Mitarbeiter haben eine aufwendige Edition vorgelegt, die besonders in der Textpräsentation und der Kommentierung hohen Ansprüchen genügt. Hier sei besonders auf den Apparat, die Chronik, die Bibliographie und die Kurzbiographien im zweiten Band verwiesen. Die zwei begleitenden Essays vom Herausgeber Bernhard H. Bayerlein und von Wolfgang Engler nehmen für sich sicher nicht in Anspruch, im strengen Sinne wissenschaftliche Einleitungen in eine Werkausgabe zu sein. Es sind polemische und sicher auch bewußt zuspitzende Betrachtungen über den Gegenstand der Tagebücher, die der Leser nicht in allem teilen muß. Ihre unauffällige Plazierung im zweiten Band wirkt deshalb auch wohltuend unaufdringlich.

Die zweite hier anzuzeigende Arbeit, ein Heft aus der nunmehr auf acht Titel angewachsenen Diskurs-Reihe der Luxemburg-Stiftung Sachsen stellt

\* Vorabdruck in Neues Deutschland vom 28./29.04.2001

auch insofern eine willkommene Ergänzung der deutschen Tagebuchausgabe dar, da ihr Autor – ein ausgewiesener Kenner der osteuropäischen und insbesondere der bulgarischen Geschichte eine wohl bewußte Beschränkung auf die Zeit von 1933-1943 in der deutschen Ausgabe aufbricht und den Leser mit der hierzulande kaum wahrgenommenen, seit 1997 vorliegenden bulgarischen Ausgabe vertraut macht, die die Tagebuchaufzeichnungen vollständig bis zum Tode Dimitroffs 1949 führt und damit das Bild des Kominternführers um das des bulgarischen Staatsmannes ergänzt, der am Ende seines Lebens zunehmend in Konflikt mit Stalin geriet. Von besonderem Interesse sind die Versuche Dimitroffs, die schon seit Jahrhunderten virulente Balkanfrage gemeinsam mit Tito auf dem Wege einer Balkanföderation zu lösen. Das Scheitern einer solchen Föderation – nach anfänglichem Interesse – am Veto Stalins blockierte eine aussichtsreiche Chance für diese schwierige Region und führte zur Zuspitzung des Verhältnisses zur Sowjetunion und letztlich zum Bruch. Dimitroff übte Selbstkritik, flüchtete sich in die Krankheit und starb 1949 verbittert und desillusioniert.

Der Text Ernstgert Kalbes gibt kenntnisreich Auskunft über ein exemplarisches Leben. Weit über die vorliegende deutsche Ausgabe der Tagebücher Dimitroffs hinaus läßt er uns teilhaben an der Vita des Kommunisten und Internationalisten, aber auch des bulgarischen Patrioten und „südslawischen“ Politikers, dessen Visionen zukunftsfähig waren.

*Klaus Kinner*

## Globalisierung und Integration

*Christoph Butterwegge/ Gudrun Hentges (Hg.), Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung. Migrations-, Integrations- und Minderheitenpolitik, Leske + Budrich: Opladen 2000, 288 Seiten.*

Der von den Kölner Politikwissenschaftler/innen Christoph Butterwegge und Gudrun Hentges herausgegebene Sammelband zur Migration im Zeichen der Globalisierung ist erheblich mehr als nur ein Kompendium jüngster Forschungsergebnisse. Denn er erfüllt nicht nur den von Butterwegge und Hentges selbst formulierten Anspruch, die Auswirkungen der ökonomischen, politischen und kulturellen Globalisierung auf Flucht- und Migrationsbewegungen zu analysieren und die Reaktionen der Zuwanderungspolitik auf diesen Transformationsprozess zu beschreiben, um somit Einsichten über Ursachen und Folgen von Flucht/Migration zu vermitteln – obgleich dies allein bereits eine wichtige Leistung gewesen wäre.

Die Besonderheit des Sammelbandes besteht vielmehr darin, dass er neben der fundierten Beschreibung von Auswirkungen und Reaktionen auf weltweite Wanderungsbewegungen auch mit zwei besonders luziden Beiträgen aufwartet, die als wesentliche Impulse für die Migrations- und Rechtsextremismusforschung gelten können. Dabei handelt es sich einerseits um eine Analyse der Differenzen zwischen Minderheiten- und Volksgruppenrecht – also zwischen dem auf Menschenrechtsschutz an-

gelegten Modell und dessen rechts-extremem Gegenpart. Andererseits geht es um Erwägungen zu multikultureller Gesellschaft und Neorassismus, die zum Überdenken eines in der Migrationsforschung bisweilen anzutreffenden Identitäts- und Identifizierungsdiskurses auffordern, weil sie die dichotome Interpretation von „Rasse“ und Kultur hinterfragen und ihr ein historisch-kritisches Modell entgegenzusetzen.

Die Differenzen einer auf individuellen Menschenrechtsschutz ausgerichteten Minderheitenpolitik auf der einen und eines auf völkisch-kollektive Exklusivrechte abzielenden Volksgruppenrechts auf der anderen Seite arbeitet Gudrun Hentges am Beispiel der Minderheiten- und Volksgruppenpolitik in Österreich heraus. Sie skizziert in ihrem Beitrag die Entwicklung dieser Politik in Österreich in historischer und aktueller Dimension. Besondere Brisanz kommt der Thematik zu, weil unter der ÖVP/FPÖ-Koalition der „Schutz von Volksgruppen“ als Staatszielbestimmung in die Verfassung aufgenommen wurde. Hentges bindet die konkrete Analyse in die ideologiekritische Diskussion eines ethnisch orientierten Volksgruppenrechts ein, das von völkischer Seite in Abgrenzung zu demokratischen Modellen mit dem Ziel der Homogenisierung zu einer „ethnischen Schicksalsgruppe“ vertreten wird. „Hauptfeind der Volkstumspolitik ist eine Nation, die sich nicht als Abstammungs-, sondern als politische Willensgemeinschaft versteht.“ (174) Dabei fragt die Autorin auch nach Alternativen zur Volksgruppenpolitik: „Eine Republik, deren konstituierendes

Prinzip ein politisches ist, eröffnet Einwanderern die Möglichkeit, sich gesellschaftlich und politisch zu integrieren. Versteht sich ein Staatsvolk als Demos und nicht als Ethnos, ist gesellschaftliche Integration nicht nur möglich, sondern auch wünschenswert. Um rassistische und antisemitische Diskriminierung zu bekämpfen und rassistisch bzw. antisemitisch motivierte Gewalttaten oder Propagandadelikte strafrechtlich zu verfolgen, bedarf es keines Volksgruppenschutzes, sondern einer wirksamen Antirassismus- und Antidiskriminierungspolitik. Letztlich geht es also um Individual- und damit um Menschenrechte.“ (ebd.)

Den zweiten besonders hervorhebenswerten Ansatz liefert Mark Terkessidis, der in seinem Beitrag die Genese des Neorassismus als spezifische Amalgamierung aus der Verschiebung des Erklärungsparadigmas von der „Rasse“ hin zur Kultur/Ethnie, der Modifikation der Behauptung von der Überlegenheit gegenüber den Anderen hin zur Annahme einer unüberschreitbaren Differenz sowie einer „metarassistischen“, selbstreflexiven Verarbeitung des Rassismus beschreibt: „Da die westlichen Subjekte sich mittlerweile überall von einer bedrohlichen Prämoderne umgeben sehen, erscheint das Eigene in der hiesigen ‚Zivilgesellschaft‘ nun wie ein posthistorisches Paradies. Wenn der Blick nach außen nur noch permanent in Gewalt umschlagende ‚Traditionen‘ sieht, können ‚wir‘ unser Idealbild von uns selbst mit der Realität verwechseln. [...] Ein perfider, selbstreferenzieller Kreislauf kommt in Gang. Denn einerseits wird auf-

grund der Bedrohung durch die Anderen das demokratische System immer weiter ausgehöhlt, schließlich müssen auch wir – zugespitzt formuliert – im Angesicht der Barbaren barbarisch werden. Andererseits strahlen auf der Folie der intoleranten, gewaltbereiten Anderen die scheinbar völlig enttraditionalisierten demokratischen ‚Ideen‘ umso heller, deren Funktionen in der politischen Wirklichkeit offenbar nur noch abseits der Medienöffentlichkeit bezweifelt wird.“ (203)

Dabei haben, wie Terkessidis schreibt, Multikulturalismus und „Ethnopluralismus“ das Feld für das Bestimmungsverhältnis zum Anderen abgesteckt. Denn forderte die koloniale Expansion des 19. Jahrhunderts noch Unterwerfung „der Anderen“, so musste am Ende des 20. Jahrhunderts „der Andere“ unbedingt kulturell anders bleiben, wobei der „Raum für seine Differenz“ von „uns“ definiert wird: „Im Innern darf sich der Unterschied nur als Lebensstil artikulieren, mit genügend Abstand zu sich (Fähigkeit zur Selbstironie), ansonsten fällt er als vormoderne, schicksalhafte ‚Tradition‘ aus den Grenzen des Eigenen heraus.“ (201)

Neben diesen beiden besonders bemerkenswerten Beiträgen finden sich in dem Band noch Analysen des politischen Umgangs mit Flucht, Migration und Minderheiten allgemein in Europa, sowie speziell in der Bundesrepublik, Großbritannien und den USA. Die Ursachen von Flucht und Migration werden theoretisch eingeordnet und an einem regionalen Beispiel sowie aus geschlechtsspezifischer Perspektive zugespitzt. Gleichsam werden Perspektiven einer mul-

tikulturellen Demokratie im Zeitalter der Globalisierung sowie die Verschränkung der globalen Migration mit den integrationspolitischen Potenzialen auf Landesebene diskutiert und Möglichkeiten der kommunalen Integration von Migrantinnen und Migranten erörtert. Schließlich beinhaltet der Band noch einen Beitrag zu den Beziehungen von Zuwanderung und Wohlfahrtsstaat im Zeichen der Globalisierung.

Samuel Salzborn

### Profiteure der NS-Zwangsarbeit, die stiften gehen

Ulrike Winkler (Hg.), *Stiften gehen. NS-Zwangsarbeit und Entschädigungsdebatte*, PapyRossa Verlag, Köln 2000, 272 Seiten, 29,80 DM

Das vorliegende Buch ist ein wichtiges Kompendium für alle, die sich in historischer Forschung und politischer Arbeit mit dem Problem der NS-Zwangsarbeit beschäftigen.

Die Herausgeberin vereint Beiträge von 13 Autorinnen und Autoren und der im Sommer 1999 anlässlich des Berliner Kongresses „Deutschland wiedergutmacht“ gegründeten „gruppe 3 frankfurt a. m.“. Der Band ist von der Herausgeberin thematisch in zwei Abschnitte untergliedert.

Unter dem Thema „Zwangsarbeit im Nationalsozialismus“ werden historische Forschungen zu behördengeschichtlichen und biographischen Aspekten und zum Arbeitseinsatz in einzelnen Wirtschaftsbereichen vorgestellt. Behandelt werden sowohl die in den Arbeitseinsatz involvierten Behörden wie die Arbeitseinsatzverwaltung, das für den Einsatz von KZ-

Häftlingen verantwortliche Wirtschaftsverwaltungshauptamt (WVHA) der SS und die Behörde des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz Fritz Sauckel als auch der Arbeitseinsatz der Kriegsgefangenen und ausländischen Zivilarbeiter in Industrie, Landwirtschaft, Kommunen und Privathaushalten.

Der historischen Analyse folgen im zweiten Abschnitt unter dem Thema „Die Entschädigungsdebatte“ sechs Beiträge, die die ökonomische, juristische, politische und moralische Dimension der Entschädigungsproblematik und die politische Semantik der Berichterstattung über die Entschädigung in den Medien ansprechen.

Einführend gibt Dietrich Eichholtz einen überaus informativen Überblick über die Zwangsarbeit in der deutschen Kriegswirtschaft, wobei er die Rüstungsindustrie besonders berücksichtigt. In seinem Beitrag analysiert er die Besonderheiten des Zwangsarbeitersystems in den Jahren 1939-1945 und hebt dessen rassistische Strukturierung hervor. An Hand der zusammengestellten Zahlen wird die Dimension dieses NS-Verbrechens ersichtlich.

Mit dem Beitrag von Dietrich Eichholtz korrespondieren die Ausführungen von Katharina Hoffmann über Zwangsarbeit in der Landwirtschaft, dem Wirtschaftsbereich, der die ersten Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter in großem Umfange einsetzte und während des Krieges auch weiterhin den höchsten Anteil an Ausländern beschäftigte. Hoffmann beschreibt die Genese des Ausländereinsatzes in der Landwirtschaft seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, gibt ein

differenziertes Bild über die Behandlung der Arbeitskräfte und greift ein Moment auf, das, von wenigen Ausnahmen abgesehen, im Kontext Zwangsarbeit nur marginal betrachtet wird, nämlich die Situation der Kinder und ihrer Mütter. Sie widerlegt vor allem auch an deren Schicksal die im Zusammenhang mit der Entschädigungsdebatte kolportierte These, es sei den ausländischen Arbeitskräften in der Landwirtschaft im Vergleich zur Industrie wesentlich besser gegangen.

Es hätte dem Buch gut getan, diese beiden Beiträge auch in räumliche Nähe zu setzen.

Die Entwicklung der in der Weimarer Republik gegründeten Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung von einer eigenständigen Institution zu einer Abteilung des NS-Reichsarbeitsministeriums bis hin zur Übernahme durch den Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz und die Rolle des Präsidenten der Reichsanstalt Friedrich Syrtup behandelt der Beitrag von Dieter G. Maier. Interessant ist der Blick auf Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Ausländerbeschäftigung in Deutschland. Biographischen Spuren folgt Manfred Weißbecker, indem er den Aufstieg Sauckels von Gauleiter Thüringens zum mächtigsten Mann des Arbeitseinsatzes beschreibt.

Die Ausplünderung der Arbeitskraft von Häftlingen aus Konzentrationslagern und Strafvollzugsanstalten und die Rolle des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamtes beschreibt der Beitrag von Jan Erik Schulte.

Karola Fings widmete sich in ihrem Beitrag der Rolle der Kommunen bei

der Ausbeutung der Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen, ein Tatbestand, der in vielen kommunalen Parlamenten zu heftigen Debatten über die Zahlungen in den Entschädigungsfond führte. Die Herausgeberin Ulrike Winkler stellt den in der historischen Forschung zum Thema Zwangsarbeit bisher wenig berücksichtigten Einsatz von Ostarbeiterinnen in privaten Haushalten dar. Anspruchsberechtigt waren als politisch zuverlässig eingestufte Haushalte. Die Situation der meist sehr jungen Frauen war sehr unterschiedlich und bedarf weiterer differenzierter Bewertungen. Ihr Wohl und Wehe hing auf Gedeih und Verderb von der Einstellung ihrer Arbeitgeber ab. Sicher waren sie in Bezug auf Unterbringung, Verpflegung und Bekleidung oft besser gestellt als die Ostarbeiterinnen in der Industrie. Anders als den in der Industrie in Lagern untergebrachten Ostarbeiterinnen fehlte ihnen aber oft die Nähe ihrer Landsleute. Kritisch zu hinterfragen ist Ulrike Winklers Behauptung, dass die Schwangerschaften der Ostarbeiterinnen regelmäßig unterbrochen wurden. (159) Sie widerlegt diese Behauptung selbst in ihren folgenden Ausführungen. Ein Blick in die Geburten- oder Sterberegister deutscher Städte belegt, dass bis zum Kriegsende Kinder von Ostarbeiterinnen geboren wurden, von denen die meisten allerdings das erste Lebensjahr nicht vollendeten.

Die Berücksichtigung des Schicksals der Ostarbeiterinnen in privaten Haushalten ist mit Blick auf die Entschädigungsfrage von hoher Brisanz, denn diese Frauen sind von den Entschädigungszahlungen ausgeschlossen.

Thomas Kuczynski leitet mit seinen bereits heftig diskutierten Berechnungen der Entschädigungsforderungen den zweiten Teil des Buches ein. In seinem Gutachten, das umfassend in der Zeitschrift „1999“, Heft 1/2000 nachzulesen ist, errechnete er, dass den Zwangsarbeitern eine Lohnsumme in Höhe von 16,2 Milliarden Reichsmark vorenthalten wurde. Mit einem entsprechenden Umrechnungsfaktor ergeben sich nach Kuczynskis Berechnungen 180 Milliarden D-Mark, die die deutsche Wirtschaft den Zwangsarbeitern schuldet. Kuczynski stellt die Berechnungsgrundlagen dar, anhand derer er zu diesem Ergebnis kommt.

Antwort auf die Frage, warum die Debatte um die Entschädigung erst jetzt, ein halbes Jahrhundert nach dem Verbrechen, auf der Tagesordnung steht, gibt der Beitrag von Rolf Surmann, der die Geschichte der verschleppten Entschädigung in der BRD nachvollziehbar macht. Surmann beschränkt sich auf die „alte“ BRD. Dass in der DDR das Schicksal der Fremdarbeiter in der politischen Propaganda ebenfalls, wenn auch aus anderen Interessenlagen, keine Rolle gespielt hat, wird in diesem Beitrag nicht dargestellt. Wolf Klimpe-Auerbach setzt sich mit Entscheidungen deutscher Zivil- und Arbeitsgerichte und deren übergeordneten Instanzen hinsichtlich der Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiter auseinander.

Den Beginn und Verlauf der Verhandlungen um die Entschädigung in den Jahren 1997-1999 und die Reaktion bedeutender bundesdeutscher Unternehmen auf Anfragen hinsichtlich ihrer Geschichte skizziert Lothar

Evers in seinem sehr persönlich gehaltenen Beitrag. Die Bundestagsabgeordnete Ulla Jelpke (PDS) und ihr wissenschaftlicher Mitarbeiter Rüdiger Lötzer charakterisieren das Entschädigungsgesetz als Schlussstrichgesetz, das weniger der zügigen Entschädigung der hochbetagten Opfer als vielmehr dem Schutz der Wirtschaftsunternehmen diene. Ihnen ist zuzustimmen, dass es sich bei dem Umgang mit den Opfern um einen einzigen Skandal handelt.

Einen sehr wichtigen Beitrag, der nicht nur historisch Interessierten, sondern vor allem auch Sprachwissenschaftlern und Journalisten empfohlen sei, lieferte die Gruppe 3, die die Berichterstattung über die Entschädigung einer semantischen Analyse unterzog und altbekannte offene und unterschwellige antisemitische Stereotypen zum Vorschein brachte.

Ulrike Winklers Sammelband, dessen Beiträge sich durchweg gut lesen und das persönliche Engagement der Autoren spüren lassen, bietet allen sich für die Problematik Zwangsarbeit und Entschädigung Interessierenden einen informativen Überblick und verweist auf weiterführende Forschungen. Der Band richtet sich, auch wenn prominente Vertreter dieser Disziplin an dem Buch mitwirkten, in erster Linie nicht an Fachwissenschaftler und die akademische Forschung, sondern greift ein in die politische Auseinandersetzung um die Frage der Entschädigung und soll eine breitere Öffentlichkeit für die Hintergründe der laufenden Auseinandersetzungen sensibilisieren.

*Almuth Püschel*

## Das italo-amerikanische Staatskomplott

*Gerhard Feldbauer, Agenten, Terror, Staatskomplott. Der Mord an Aldo Moro, Rote Brigaden und CIA, Papy-Rossa Verlag, Köln 2000, 222 S., 28,00 DM*

„Am Morgen des 16. März kommt der Saaldiener im Montecirio, dem Sitz der italienischen Abgeordnetenkammer, aufgeregt auf Giulio Andreotti zu: ‚Herr Ministerpräsident, soeben ist Aldo Moro entführt worden!‘ Andreotti: ‚Wieso? Ist es schon 9 Uhr?‘“

Mit diesem in Italien weit verbreiteten politischen Witz, mit dem „der Volksmund treffsicher den Hauptverantwortlichen am Tod des christdemokratischen Parteiführers an den Pranger stellt“ (8), eröffnet Feldbauer vor dem Hintergrund politischer Kräfteverhältnisse in Italien, unter denen es bei den anstehenden Parlamentswahlen zu einer Ablösung des seit 1996 regierenden Mitte-Links-Bündnisses durch den Rechtsblock und damit zu einer zweiten Berlusconi-Regierung kommen könnte, seine Neuverhandlung der „Affäre Moro“.

An jenem Morgen befindet sich der Präsident der Democrazia Cristiana mit seinem Dienstwagen und einer Polizeieskorte auf dem Weg zum Abgeordnetenhaus. Dort ist an diesem Tage die Debatte über das Regierungsprogramm des neuen Kabinetts Andreotti angesetzt, dessen „Architekt“ Aldo Moro war. Es ist das Kabinett des „Historischen Kompromisses“, das die Zustimmung der Kommunisten erhalten und diese – zu einem späteren Zeitpunkt – zum ersten Mal seit 1947 wieder in die Regierungsverantwortung einbezie-

hen sollte. Die aus Sicherheitsgründen wechselnde Fahrtroute führt heute durch die Via Fani. An deren Kreuzung mit der Via Stresa werden sein Wagen und das Begleitfahrzeug von Attentätern überfallen, deren genaue Anzahl bis heute nicht bekannt ist. Moros fünf Begleiter werden im Geschoßhagel getötet (vier sofort, einer stirbt im Krankenhaus), er selber bleibt unverletzt und wird an einen mit Sicherheit im Stadtgebiet Roms gelegenen, aber für den gigantischen Fahndungsapparat offenbar „unantastbaren“ und bis heute nicht identifizierten Ort entführt. Etwa eine Stunde später wird mehreren Zeitungen ein Bekenner schreiben der „Brigate Rosse“ mitgeteilt (14f.). Im Abgeordnetenhaus sollte die Abwesenheit Moros „sofort etwas hervorrufen, was seine Anwesenheit schwerlich bewirkt hätte: eine Ruhe und Einigkeit, die dazu führte, daß die vierte Regierung Andreotti ohne jede Diskussion bestätigt wurde.“ (Leonardo Sciascia, Die Affäre Moro, Frankfurt/M. 1979, S. 19)

Das Parlament spricht der Regierung unter Andreotti mit einer in der Nachkriegsgeschichte bis heute einmaligen Mehrheit von über 90 Prozent das Vertrauen aus (79). Andreotti verkündet die von den Kommunisten unterstützte und bis zu Ende eingehaltene Linie der „unnachgiebigen Härte“, im Gegensatz zu allen früheren Fällen und auch zu der nach der Affäre Moro wieder gängigen Praxis werden jegliche Verhandlungen mit den Entführern abgelehnt (66). Die von den Neofaschisten geforderten Ausnahmegesetze zur Aufhebung elementarer Grundrechte werden mit den Stimmen der Kommunisten ver-

abschiedet, mit „aller Wucht schlägt der Repressionsapparat gegen linke und als linksradikal apostrophierte Linksellektuelle zu“ (83). Am 9. Mai wird Moros Leiche im Kofferraum eines in der Via Caetani, etwa gleich weit von der Parteizentrale der KPI und der der Christdemokraten entfernt, abgestellten R 4 aufgefunden. Die Funktion der Kommunisten für die Regierung Andreotti ist erfüllt: Als sie ihre im zwischen Berlinguer und Moro ausgehandelten „Historischen Kompromiß“ vorgesehene direkte Regierungsbeteiligung einfordern, wird diese mit Andreottis zynischem Verweis auf inzwischen bei einigen Regionalwahlen erlittene Stimmenverluste der KPI verweigert. Im Januar 1979 kündigt die KPI den einseitigen Kompromiß auf, bei den Neuwahlen im Juni verliert sie auch landesweit vier Prozent, im August wird der nach dem Fall Moro als Innenminister demissionierte Francesco Cossiga, „ein Mann des äußersten rechten DC-Flügels“ (66), Chef einer von der PSI tolerierten Minderheitsregierung der DC.

Bedurfte es nach der eher zufälligen Aufdeckung der illegalen Geheimloge Propaganda due (P2) im Jahre 1981 kaum noch weiterer Beweise gegen die Alleintäterschaft der Roten Brigaden, so sind erst mit den nach dem Ende des Kalten Krieges einsetzenden Enthüllungen über die CIA-geführte NATO-Geheimtruppe Stay behind, in Italien Gladio (Kurzschwert) genannt, die weitverzweigten und bis in höchste Staatskreise reichenden Verflechtungen eines von langer Hand vorbereiteten „italo-amerikanischen Staatskomplotts“ (8) ans Licht getreten.

Die Ermittlungen zu Gladio, „die sich zwangsläufig auf das Geflecht von Geheimdiensten sowie Partei- und Staatsapparat der Democrazia Cristiana mit der Staatsstreichloge P2 und der Mafia erstrecken, lösen einen bis dahin nie erlebten Erdrutsch aus. Um Parteien auf antikommunistischem Kurs zu halten, hatte die von der CIA ins Leben gerufene P2 im Laufe der Jahre Milliardensummen an Bestechungsgeldern gezahlt. In die korrupten Praktiken waren nicht weniger als 500 Personen aus Politik und Wirtschaft verwickelt.“ Im Ergebnis dieser Ermittlungen „gehen die Christdemokratische Partei und die Sozialistische Partei im Korruptionssumpf unter“, wird der siebenmalige Ministerpräsident Giulio Andreotti wegen Komplizenschaft mit der Mafia und Anstiftung zum Mord vor Gericht gestellt. 1999 wird er, gegen eine erdrückende Beweislast, von der Anklage freigesprochen, „wenn in einem Falle auch ‚wegen Mangels an Beweisen‘“ (19f.).

Nach Werner Raiths auf fünfjährigen Recherchen beruhenden Untersuchung (In höherem Auftrag. Der kalkulierte Mord an Aldo Moro, Frankfurt/M./Olten/Wien 1986) hat Feldbauer, ehemaliger DDR-Korrespondent in Italien und ein durch zahlreiche Publikationen ausgewiesener Kenner des italienischen Faschismus und Neofaschismus, das Verdienst, auf dem in den 90er Jahren erreichten Forschungsstand das Augenmerk vor allem auf die lange vor der Gründung der Roten Brigaden als Drahtzieher der „Spannungsstrategie“ in Aktion getretene CIA gelenkt zu haben. Wo Raith noch zögert, „ein genau abgesprochenes Komplott zu

unterstellen“, gleichwohl aber einräumt, es könne „vorkommen, daß eine so komplizierte Intervention wie die Entführung und Ermordung eines Spitzenpolitikers nicht nur nach Plan abläuft – sondern daß die ‚Erwartungen‘ weit übertroffen werden“ (Raith 1986, S. 250), läßt Feldbauer gerade von der Präzision und Perfektion der militärischen Planung her keinen Zweifel am Tatbestand eines „Staatskomplotts“ mehr zu.

Was auf den ersten Blick wie eine abstruse Verschwörungstheorie anmuten mag, fügt sich bei Feldbauer aus zunächst unscheinbaren Details zum Spiel der Reorganisation und Selbsterhaltung des Blocks an der Macht, dessen Einsatz vom Tage der Entführung an der Mord an Aldo Moro war: desjenigen, der – so Pasolini bereits 1975 – „am wenigsten von allen in die schrecklichen Ereignisse verwickelt zu sein schien, die von 1969 (das Jahr des Bombenattentats auf der Piazza Fontana in Mailand – R.S.) bis heute organisiert wurden, um die Macht zu erhalten“ (zit. nach Sciascia 1979, S. 8).

Auf der Grundlage eines umfangreichen Quellenmaterials ist Feldbauer bemüht, noch die verborgensten Knotenpunkte des „Spinnennetzes“ freizulegen, auch wenn er gelegentlich, wohl um der Brisanz seines Gegenstandes einen zusätzlichen Schub zu geben, allenfalls für sich betrachtet griffige ‚Connections‘ in einem vielschichtigen Ganzen für dieses selber zu nehmen scheint. Das ändert freilich nichts an dem Nachweis, daß die Vorgeschichte des Staatskomplotts bis in die frühen Nachkriegsjahre zurückzuverfolgen ist, daß es sein „Vorspiel“ im „Fall Mattei“ hat und daß es bereits Mitte der sechziger Jahre, früher

als bisher angenommen, in sein akutes Stadium tritt, das von dem CIA-gesteuerten Übergang von offenen Putschversuchen zu den strategischen Optionen eines mit rotem Etikett versehenen „Colpo bianco“, eines kalten Staatsstreichs“ (42), bis zur schließlich gelungenen Infiltration und Instrumentalisierung der Roten Brigaden reicht.

Feldbauers Sache sind nicht ‚große Erzählungen‘, er geht in der Ordnung seines Materials nicht chronologisch vor. Er nimmt vielmehr in immer neuen und immer weiter ausholenden Ansätzen die in seiner Ausgangstheorie ausgebreiteten Fäden wieder auf, um der Funktionsweise der „P2-Maschinerie“ (66) und ihren Hintermännern auf die Spur zu kommen.

Enrico Mattei, der Präsident der staatlichen Energiegesellschaft, der sich der Unterordnung des staatlichen Energiesektors Italiens unter die Herrschaft der in der Standard Oil zusammengesetzten US-amerikanischen Erdölgesellschaften widersetzte, stürzte 1962 „unter mysteriösen Umständen“ mit seinem Privatflugzeug bei Pavia ab. Erst mit den Ermittlungen gegen die Gladio-Truppe wurden Einzelheiten über einen „kaum ohne das Wissen des damaligen Verteidigungsministers Giulio Andreotti“ geschehenen Mordanschlag der CIA bekannt; bereits 1986 hatte der führende DC-Politiker und mehrmalige Ministerpräsident Fanfani erklärt, „der ‚Absturz des Flugzeuges Matteis‘ sei der ‚erste terroristische Akt in unserem Land, der erste Akt eines großen Übels‘ gewesen“ (19ff.).

„Ins Visier von CIA und Pentagon geriet Moro erstmals im Frühjahr 1949,“

als er demonstrativ der Parlaments-sitzung zur Ermächtigung der Regierung zu Italiens NATO-Beitritt fernblieb, ein Schritt, den man ihm „in Washington nie verziehen“ hat (25). Nach dem Sturz De Gasperis, der ihn deswegen aus der Regierung ausgeschlossen hatte, kehrte Moro in die Politik zurück, 1963 erhielt er den ersten Auftrag zur Regierungsbildung. Da die DC über keine regierungsfähige Mehrheit mehr verfügte, setzte er mit der Regierungsbeteiligung der Sozialisten seine erste *apertura à sinistra* durch, der man in Washington bereits mit einem von CIA und italienischem Geheimdienst geplanten, aber nach Indiskretionen 1964 schließlich abgeblasenen neofaschistischen Staatsstreich begegnen wollte. Nachdem auch die erste linke Zentrumsregierung durch erhebliche Stimmengewinne der KPI ihre Parlamentsmehrheit verloren hatte, steuerte Moro seit 1976 seine zweite Linksöffnung, die Aufnahme der Kommunisten in die Regierung, an, die „in den USA auf unvergleichlich stärkeren Widerstand als die erste gegenüber den Sozialisten (stieß)“ (29).

Bereits 1974 werden Moro bei einem Staatsbesuch in Washington massive Konsequenzen für den Fall der Fortsetzung seiner Zusammenarbeit mit den Kommunisten angedroht. In den folgenden zwei Jahren verschärft Kissinger seine Angriffe auf Moro, bei denen immer häufiger von Italien als einem „zweiten Chile“ und ihm als dem „Allende Italiens“ die Rede ist. Wenige Tage vor seiner Entführung wird Moro eine Bestechungsaffäre mit dem Lockheed-Konzern angehängt. 12 Tage nach der Entführung hebt der nach seiner Ankündigung

von Enthüllungen über Andreotti am 20. März 1979 vor seinem Haus in Rom von Mafia-Killern erschossene „Enthüllungsspezialist“ Mino Pecorelli im „Osservatore Politico“ hervor, daß es sich bei der Entführung und der vorangegangenen Diffamierung um zwei Elemente einer exakt nach der Geheimdienstinstruktion FM (Field Manual) 30-31 durchgeführte Operation handelt. Als letztes Mittel sieht das 1970 von Westmoreland, dem damaligen Generalstabschef der US-Armee, herausgegebene FM 30-31 die physische Liquidierung des Gegners vor (29ff.).

Die entscheidenden Verbindungsglieder in der Befehlshierarchie des Staatskomplotts waren die dem unmittelbar nach der Entführung gebildeten Krisenstab übergeordnete und wie dieser mit P2-Mitgliedern und CIA-Agenten durchsetzte „Supergruppe“ (68ff.) und der nach Ausschaltung der BR-Führer der Gründergeneration (Renato Curcio, Mara Gagol, Alberto Franceschini) in die BR eingeschleuste „Superclan“ (165ff.).

Die Supergruppe sollte den planmäßigen Ablauf der Entführung, die Beseitigung bzw. Neutralisierung von Spuren und die Irreführung des Fahndungsapparats sicherstellen. Superclan nannte sich eine „besonders geheime Gruppe“ von nach den fehlgeschlagenen Unterwanderungsversuchen der Gründungsphase ausgeschlossenen Brigadisten, zu denen der in den BR verbliebene Mario Moretti, der nun die Führung übernahm, rege Kontakte unterhalten hatte. Mit diesem über das von Moretti jahrelang frequentierte Sprachinstitut Hyperion in Paris, eine westeuropäische Tarnorganisation der CIA, lancierten Füh-

rungswechsel wurde nicht nur die „Tötungslinie“ (173), sondern auch der Wechsel der Zielpersonen durchgesetzt. Zielperson einer bereits unter Curcio geplanten Entführung einer herausragenden Persönlichkeit der regierenden *Democrazia Cristiana* war Giulio Andreotti, bei dessen engen Verbindungen mit dem damaligen Konzernchef und Präsidenten des Industriellenverbandes *Confindustria*, Eugenio Cefi, einem der führenden Financiers der Neofaschisten, „die Aufdeckung eines Komplotts zwischen Wirtschaft und Politik“ gelungen wäre, so Franceschini 1990 in seinem Buch „Das Herz des Staates treffen“ (177). Die neue Zielperson hieß Aldo Moro, der um Andreottis Beziehungen zur CIA wußte, über ihn als einzigen DC-Politiker in einem seiner letzten Briefe aus dem „Volksgefängnis“ ein vernichtendes Urteil fällte und der dem von ihm an maßgeblicher Stelle organisierten Staatskomplott zum Opfer fiel.

So sehr alte und neue Illusionen die damals der gesamten Linken erteilte Lektion verdrängt haben mögen, so unüberhörbar klingt sie in Pietro Ingrao und Rossana Rossanda's Wahlaufruf für die *Rifondazione Comunista* nach: „Wir teilen nicht die Einschätzung, eine Regierung Berlusconi-Fini-Bossi sei wenig gefährlich oder nur von kurzer Dauer. ... Nichts deutet darauf hin, das ein modernes, intelligentes und demokratisches Kapital diese Lawine (der hinter dem Rechtsblock stehenden Kräfte wie IWF, OSZE, Europäische Zentralbank, *Confindustria* – R.S.) aufhalten würde: Die liberale Rechte ist ein Wunschtraum einiger Väter des Vaterlandes, der schon einmal ein Desaster herbeige-

führt hat. Wir teilen also nicht die Versicherung, uns stehe nur ein reibungsloser Wechsel zwischen zwei Koalitionen bevor. Aber wir teilen auch nicht die Hypothese, nach der eine deftige Niederlage der Centrosinistra die linken Geister bei den Linksdemokraten wiederbeleben würde, die auf so beeindruckende Weise von der Bühne verschwunden sind.“ (II Manifesto v. 6.4.01, Auszüge in Freitag v. 4.5.01).

*Reinhard Schweicher*

## Politische Ökonomie Lateinamerikas

*Dieter Boris, Zur Politischen Ökonomie Lateinamerikas. Der Kontinent in der Weltwirtschaft des 20. Jahrhunderts-VSA Verlag Hamburg 2001, 168 Seiten, 26,80.*

Runde Geburtstage, Kriege, Jahrhundert- oder Jahrtausendwenden verführen oft zu historischen Betrachtungen. Vielleicht, weil das Gleichmaß der verrinnenden Zeit durch ein solches Datum im Bewußtsein unterbrochen wird, eine Art imaginäre Zäsur bedeutet.

Dieter Boris' Essay zur Politischen Ökonomie Lateinamerikas ist diesem Umstand geschuldet. Im Kontrast zu Betrachtungen, deren roter Faden nur die Nacherzählung der veronnenen Zeit ist, beschäftigt sich die Studie von Boris mit realen Wendemarken lateinamerikanischer Entwicklung, wenn sie auch nicht mit dem jeweiligen Jahrhundertwechsel synchron sind. Er unternimmt das Wagnis, die beiden liberalen Phasen der lateinamerikanischen Historie und Gegenwart in Beziehung zueinander zu setzen, also den Bogen von der Mitte des 19. Jahrhunderts zum Ausgang des 20. zu spannen und dabei wesentliche Aspekte der lateinamerikanischen Entwicklung zu thematisieren.

Ein besonderer Reiz der Studie liegt natürlich in der Fragestellung, die Boris im Vorwort formuliert: Wie ist es zu erklären, daß eine weitgehende Integration Lateinamerikas unter liberalen Vorzeichen Ausgang des 19. Jahrhunderts, die zunächst in der großen Krise von 1929/30 endete, ca. fünfzig Jahre später im Gefolge einer weiteren tiefen Krise (der Schul-

denkrise) 1982ff. von den lateinamerikanischen Ländern wieder aufgenommen werden konnte und bis zum heutigen Tage (mit Ausnahme Kubas) mit erheblichem Eifer verfolgt wird. Eingebettet darin natürlich die Frage nach den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen dem „alten“ und dem „neuen“ Liberalismus, die Frage nach der Vergleichbarkeit der weltwirtschaftlichen Situation und den jeweils internen sozialen und politischen Konstellationen damals und heute.

Besondere Bedeutung in der Verdichtung des historischen Materials, die Boris leistet, haben die Knoten- oder Wendepunkte also die Zeit um 1860/70; die Zeit zwischen 1929 und 1940 und der Ausbruch der Schuldenkrise 1982ff, in denen jeweils ein neues wirtschaftspolitisches Paradigma und Entwicklungsmodell Platz gegriffen haben.

Dass diesen Bruchstellen und Knotenpunkten zugrundeliegende Ineinandergreifen von weltwirtschaftlichen und binnenwirtschaftlichen Faktoren und deren Einbindung stehen im Mittelpunkt der Analyse, die Boris als Metamorphosen von Entwicklung und Unterentwicklung begreift.

Die Studie gliedert sich in neun Kapitel, die wiederum in vier große Abschnitte zusammengefaßt werden können, deren Hauptteil die drei großen Phasen der lateinamerikanischen Gesellschaftsentwicklung bilden:

- die primäre Einbindung in den Weltmarkt, das sog. exportgeleitete Entwicklungsmodell (oder auch Export-Import-System) 1870-1930;
- die Phase der Importsubstitution (verknüpft mit der binnenmarktori-

entierten Industrialisierung), die wiederum in zwei Subphasen unterteilt ist und etwa von 1940-1982 reicht;

- die Schuldenkrise (1982ff) und die Etablierung des neoliberalen Projekts von 1985 bis heute.

Diese Phaseneinteilung beinhaltet auch die Frage nach den Perspektiven Lateinamerikas im 21. Jahrhundert; mit ihr befasst sich der vierte Abschnitt der Studie, mit knapp achtzig Seiten etwa die Hälfte des Buches. Boris nähert sich dieser Einschätzung der weiteren Entwicklung durch folgende Schritte:

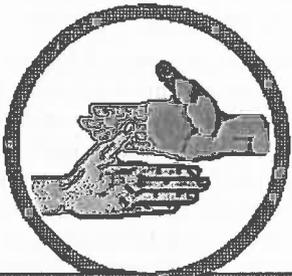
- die Wiedergabe einer detaillierten Evaluierung, vorgenommen von der Inter-American Development Bank (IDB) über die sogenannten ökonomischen Reformen (den wesentlichen Kern des sogenannten neoliberalen Modells);

- die Einschätzung der CEPAL über die anstehenden Aufgaben (Comision Economica para America Latina y el Caribe/Wirtschaftskommission der Vereinten Nationen für Lateinamerika und die Karibik) zusammengefasst im Schlagwort des nuevo cepalismo/neostrukuralistische Orientierung;

- eine Bewertung der neuen regionalen wirtschaftlichen Integrationsprojekte (Mercosur und NAFTA), um daraus abschließend drei mögliche Szenarien der weiteren Entwicklung Lateinamerikas zu skizzieren.

Im folgenden soll etwas näher auf diesen vierten Abschnitt eingegangen werden. Neben der lauter werdenden öffentlichen und politischen Kritik am neoliberalen Modell war der

Der virtuelle Treffpunkt der  
Gewerkschafts- und Betriebslinken



LabourNet  
Germany

Fördermitglieder gesucht! Mail an

david.hollis@labournet.de /  
mag.wompel@labournet.de

<http://www.labournet.de>

Ausgangspunkt der Untersuchung der IDB die Diskrepanz zwischen tiefgreifenden ökonomischen Reformen einerseits und den bescheidenen bzw. kontraproduktiven Ergebnissen andererseits (86). Das Resultat der Untersuchung der IDB als Verfechterin dieser neoliberalen Reformen läßt sich in folgenden Punkten zusammenfassen:

Es habe gegenüber den achtziger Jahren die verlorene Dekade in Lateinamerika) in den neunziger Jahren durchaus eine Verbesserung in den makroökonomischen Indikatoren gegeben, allerdings deutlich weniger als in den sechziger und siebziger Jahren. Dieses Gesamturteil bleibt teilweise unerklärt, teilweise werden die nachfolgend genannten Punkte zur Erklärung herangezogen:

Ohne die liberalen ökonomischen Reformen wäre alles viel schlechter verlaufen: „Obwohl die tiefen Unterschiede in der Gesellschaft sich während der neunziger Jahre nicht verringerten, waren die strukturellen Reformen Teil der Lösung, nicht das Problem“; die Reformen müssen nur fortgesetzt und vertieft werden; die Reformen brauchen Zeit.

Allerdings räumt der Report bezeichnenderweise ein, daß selbst bei weitgehender Durchführung der marktwirtschaftlichen Reformen eine Verbesserung vieler makroökonomischer und sozialer Indikatoren nicht eintreten wird; dazu sind weitere und andere Reformen notwendig. Diese Erfordernisse sieht die IDB im Bereich der institutionellen Strukturen und im defizitären Erziehungs- und Bildungswesen. Daher münden die Aussagen in eine Bündelung ver-

schiedener Strategien: Vertiefung der Marktreform, Reduzierung der Quellen von Volatilität, Beschleunigung der Akkumulation von Humankapital und Erweiterung der Instrumentarien, um Gleichheit anzustreben. Bei einigen vorgeschlagenen Strategien gibt es eine gewisse Parallele zu dem was die CEPAL unter dem „nuevo cepalismo“ versteht. (Vgl. Boris S. 127) Die CEPAL hat nach ihrer Gründung (1948) immer eine Rolle in der theoretisch-konzeptionellen Orientierung und praktisch politischen Durchsetzung der Wirtschaftspolitik in Lateinamerika gespielt. Die CEPAL war es auch, die maßgeblich die nachträgliche, reaktive theoretische Begründung für die importsubstituierende Industrialisierung (desarrollo hacia adentro/Entwicklung nach innen) formulierte.

Die Erschöpfung dieses Entwicklungsweges führte auch bei den CEPAL-Theoretikern in die Krise. Ein Teil vollzog eine Revision des bis dahin überwiegend keynesianisch, strukturalistischen Denkens und näherte sich neoklassischen Positionen. Generell gehen diese neostrukturalistischen Überlegungen davon aus, daß die „falschen Dichotomien“ im ökonomischen Diskurs überwunden werden müssen: Importsubstitution versus Exportförderung und Weltmarktorientierung; Planung versus Marktmechanismen; Entwicklung der Landwirtschaft versus Industrieentwicklung.

Gegenüber den Neoliberalen betonen sie die Bedeutung politischer und institutioneller Faktoren, von demokratischen Strukturen (Verarbeitung der Erfahrungen der Militärdiktaturen), von tendenzieller sozialer

Gleichheit bzw. sozialem Ausgleich und neuer regionaler Integration als Zwischenstufe zur Öffnung gegenüber dem Weltmarkt. Im Blick auf die eigenen historischen Positionen beziehen sie sich stärker auch auf die Analyse und wirtschaftspolitische Manipulation kurzfristiger ökonomischer Variablen, auf finanzielle und monetäre Probleme und sehen die unterschiedlichen Dimensionen des Staatsinterventionismus differenzierter und kritischer als früher. Im Kontrast zu Kritikern, die die CEPAL-Positionen als sozial verkleideten Neoliberalismus bezeichnen formuliert Boris: „Es dürfte klar sein, daß die CEPAL als eine von den lateinamerikanischen Regierung gebildete Institution gegenwärtig keine antikapitalistischen Analysen und Strategieempfehlungen sowie keine Visionen einer alternativen grundlegend anderen Weltwirtschaftsordnung entwerfen kann. Sie propagieren aber wohl ... einen gleichberechtigten, effizienteren, sozialeren, nachhaltigeren und demokratischeren Kapitalismus als den bisherigen in Lateinamerika. Dieser mag schon in sich unrealistisch sein und in der gegenwärtigen lateinamerikanischen Realität fast schon utopisch wirken“ (127)

Es ist schon angesprochen worden, daß die CEPAL der regionalen Wirtschaftsintegration einen hohen Stellenwert zumißt. Regionale Integration und Weltmarktorientierung werden aber nicht mehr als Gegensätze aufgefaßt, sondern als Zwischenstufen zur Weltmarktfähigkeit definiert. Tatsächlich hat sich der Anteil des intraregionalen Handels am gesamten Außenhandel im letzten Jahr-

zehnt von 13 (1990) auf 23,3 Prozent (1997) erhöht (130). Besonderes Augenmerk schenkt Boris dabei dem MERCOSUR (gegründet 1991) durch Argentinien/Uruguay/Brasilien/Paraguay mit den assoziierten Mitgliedern Chile und Bolivien und der NAFTA, dem (1993) Nordamerikanischen Freihandelsabkommen mit Canada/USA/Mexiko. Die Einschätzung der realen Möglichkeiten des MERCOSUR durch Boris ist mit Skepsis durchwirkt. „Über eine unvollständige und von vielen Ausnahmeregelungen durchsetzte Zollunion ist der MERCOSUR bislang nicht hinausgekommen. Bei der jüngsten und ernsthaften Krise des MERCOSUR im Gefolge der Wirtschafts- und Finanzkrise Brasiliens und vor allem der Abwertung des brasilianischen Real wurde in verschiedenen Streitfällen sogar die WTO als Schlichter angerufen. Nichts kann wohl besser den defizitären Zustand dieses Integrationswerkes anzeigen“ (134). Die gegenwärtigen Turbulenzen im MERCOSUR im Zuge der Argentinienkrise geben Boris erneut Recht. Auch die Bilanz der NAFTA ist nicht ungebrochen positiv. Zwar war die Hilfe der USA in der Mexikokrise unübersehbar, andererseits war die NAFTA auch für die in die mexikanische Krise führenden Faktoren maßgeblich mitverantwortlich. Da sich die Entwicklung auch geographisch niederschlägt, verschärft sich für Mexiko die Spaltung in Nord – Grenze zu den USA – und Süd. Mexiko ist daher kein gleichgewichtiger Partner der USA. Bei genauerem Hinsehen ergibt sich das Dilemma, daß es aufgrund seines niedrigen Entwick-

lungsniveaus und seiner Kostenvorteile für eine arbeitsintensive, weniger aber für technologie- oder kapitalintensive Produktion interessant ist (143).

Insgesamt habe daher die Möglichkeit der Selbststeuerung ökonomischer Prozesse – aus dem Blickwinkel der jeweiligen lateinamerikanischen Ländern betrachtet – unter den gegenwärtigen neoliberalen Bedingungen offensichtlich abgenommen. (145) Wegen der erhöhten Volatilität der Finanzströme und den davon abhängigen makroökonomischen Resultaten ist die Anfälligkeit und Verletzlichkeit der lateinamerikanischen Ökonomien in den 90 Jahren gewachsen. Auch die Äußerungen führender Vertreter einer neoliberalen Politik lassen erkennen, „daß der Versuch, gesamtgesellschaftliche Entwicklungsprozesse in Lateinamerika ausschließlich unter ökonomischen Effizienz- und Renditegesichtspunkten steuern zu wollen – unter Vernachlässigung sozialer Wertmaßstäbe und menschlicher Dimensionen von Entwicklung – in eine entwicklungspolitische Sackgasse zu führen droht“ (Hartmut Sangmeister zit. nach 147). Die IDB stellte ihren letzten Jahresbericht sogar unter das Motto: „Entwicklung jenseits der Ökonomie“.

Abschließend benennt Boris fünf Ebenen (147f.), die für die weitere Entwicklung Lateinamerika eine Schlüsselstellung einnehmen:

- die außenwirtschaftlichen Beziehungen;
- die Investitionsrichtung /binnen versus außenorientiert;
- die Soziale und ökonomische Ungleichheit;

- die institutionelle Verfasstheit und demokratische Interessenartikulation;
- die staatlichen Rahmenbedingungen;
- die katastrophische Variante;
- die Status quo-Erhaltungsvariante;
- die Variante grundlegender, qualitativer Reformen.

Die katastrophische Variante beinhaltet die bloße Fortschreibung der bisherigen polarisierenden und äußert instabilen ökonomisch-gesellschaftlichen Entwicklung. Beispiele wären z.B. Haiti oder Kolumbien.

Das zweite Szenario (muddling trough) scheint aus heutiger Sicht die wahrscheinlichste Variante zu sein; Sie speist sich aus kleinen ad hoc-Korrekturen. Auf politischer Ebene sind neopopulistische Abenteuer und andere Ausprägungen von „defekten Demokratien“ im System wahrscheinlich.

Das dritte Szenario könnte als radikal-reformerisch bezeichnet werden, wengleich unter den gegenwärtigen Bedingungen eher unwahrscheinlich. Diese Variante – eine Annäherung an sozialstaatliche Modelle – wäre eine Entwicklungsvariante, die vor allem eine Verschiebung der Machtrelationen und der politischen Kultur mit sich brächte. Eine Beibehaltung und Vertiefung der Demokratie, bei verstärkter Selbstorganisation und Artikulation größerer Bevölkerungsteile. Dies schließt auch eine Aufwertung staatlicher, demokratisch kontrollierter Funktionen ein.

Boris Essay gibt einen kompakten, klar gegliederten problemorientierten

Überblick zu den Grundfragen lateinamerikanischer Gesellschaftsentwicklung. Die Studie ist daher als Einführung oder für eine schnelle Orientierung besonders gut geeignet. Einige wenige sinnvoll plazierte Tabellen unterstreichen diesen Orientierungscharakter. Die historische Phaseneinteilung ermöglicht ebenso die Zuordnung bestimmter theoretischer Positionen und deren kontroversen Gehalt. Für denjenigen, der sich intensiv mit Problemen Lateinamerikas beschäftigt ist es der berühmte Schritt zurück, der nötig ist, um neben dem Detail nicht das Gesamtbild aus dem Auge zu verlieren.

Peter Hiedl

### Finanzkrisen in Ostasien, Rußland und Lateinamerika

Dieter Boris/Alvaro Berriel Diaz/Kai Eicker-Wolf/Ralf Käpernick/Jan Limbers (Hg.), *Finanzkrisen im Übergang zum 21. Jahrhundert – Probleme der Peripherie oder globale Gefahr?*, Metropolis-Verlag, Marburg 2000, 364 Seiten, 48 DM.

Mit der Herausgabe dieser Aufsatzsammlung wird auf die Ergebnisse einer gleichnamigen Tagung aufmerksam gemacht, die im Januar 2000 an der Philipps-Universität Marburg vom Institut für Soziologie und der Forschungsgruppe Politische Ökonomie organisiert wurde. Gegenstand des Buches ist die Frage nach den gemeinsamen Ursachen und Entwicklungen der Finanzkrisen, die seit Mitte der 1990er Jahre in verschiedenen Regionen der Welt – von Südostasien über Rußland bis Lateinamerika – beobachtet werden kön-

nen. Auf der Basis eines historischen und komparativen Analyseansatzes werden externe wie interne Strukturelemente, wirtschaftspolitische Orientierungen und das Ineinandergreifen ökonomischer und politischer Krisendeterminanten beleuchtet. Nach einer übersichtlichen Einleitung in die verschiedenen Beiträge des Bandes steht den einzelnen Aufsätzen eine gut ausgewählte Chronologie der Ereignisse in den verschiedenen Krisenländern der Jahre 1994-99 voran, die durch Angabe einiger wichtiger wirtschaftlicher Indikatoren der betroffenen Länder für die gesamten 1990er Jahre ergänzt wird.

Die im Titel des Aufsatzbandes gestellte Frage, ob sich die Finanzkrisen als Probleme der Peripherie oder als globale Gefahr darstellen, beantwortet die Mehrheit der Autoren mit einem nicht überraschenden „sowohl als auch“. Die 12 Beiträge auf ca. 350 Seiten sind jedoch unterschiedlicher Natur. Detaillierte und historisch informierte Einzelfallstudien werden eingerahmt von allgemeineren Darstellungen, die nach übergeordneten Mustern und generellen Entwicklungen Ausschau halten (Bischoff, Huffschmid, Herr).

Die Länderstudien sind in drei Abschnitte untergliedert, welche die Krisenprozesse in den unterschiedlichen Regionen (Ostasien, Rußland und Lateinamerika) analysieren. Zunächst diskutiert Kampeter die Krisenursachen in Südkorea, gefolgt von zwei Beiträgen zur Krise in Indonesien (Werning, Röpke), zwei weiteren über die Verhältnisse in Rußland (Conert, Meyer) und schließlich insgesamt vier Aufsätzen, die sich mit den Krisen in Lateinamerika beschäftigen, wobei

jeweils zwei der mexikanischen Peso-Krise (Faust, Boris) und der Krise in Brasilien (Fritz, Novy) gewidmet sind. Allein aufgrund dieser Zusammenstellung eignet sich das Buch für den schnellen Leser zum Einstieg in Fragen der aktuellen internationalen Wirtschaftsbeziehungen genauso wie für Experten, die nach Alternativen zu den wirtschaftswissenschaftlichen Mainstream-Antworten suchen. Es gibt einen umfassenden Überblick über das Krisengeschehen in den Schwellenländern sowie über die potentiellen Gefahren, die sich aus diesen Entwicklungen für die westliche Welt ergeben.

Die Relevanz solcher Analysen ist angesichts der aktuellen Entwicklung an den amerikanischen Aktienmärkten sowie den Börsen für Technologiewerte rund um den Globus erneut deutlich geworden. So steht das Ende des amerikanischen Booms unmittelbar bevor und noch ist fraglich, ob die europäische Konjunkturlokomotive anspringt. Vor diesem Hintergrund ist es als Verdienst des Herausgeberkreises zu werten, die Herausforderung der wissenschaftlichen Reflexion über die Krisenhaftigkeit kapitalistischer Entwicklung und Struktur zu Beginn des 21. Jahrhunderts anzunehmen. Daß sich angesichts der Bedeutung dieser Frage durchaus unterschiedliche theoretische Ansatzpunkte und Politikempfehlungen ergeben, liegt in der Natur der Sache. Hauptstreitpunkte sind dabei die notwendige Reichweite von Maßnahmen zur Regulation der internationalen Finanzmärkte, die Bedeutung von einzelnen Krisenursachen und hier insbesondere das Verhältnis von internen zu externen Faktoren.

Zu bedauern ist allerdings, daß in dem Band kein Bezug auf die Gefahren von Deflationen und ihre theoretische Begründung genommen wird. So legen die meisten Beiträge den Schwerpunkt der Analyse auf die finanzwirtschaftlichen Bedingungen und Institutionen, ergänzt durch Betrachtungen der innenpolitischen Kräfteverhältnisse und wirtschaftspolitischen Strategien. Aus dieser Perspektive sind die Finanzkrisen in erster Linie das Resultat der Deregulierung der Finanzmärkte und der folgenden Zu- und Abflüsse ausländischen Kapitals. Dem Umstand, daß einigen Finanzkrisen (insbesondere der südkoreanischen) eine Überproduktionskrise mit anschließendem Preisverfall und sinkenden Handelselösen vorausging, wird hingegen zu wenig Beachtung geschenkt.

Die Entscheidung der Herausgeber, die Ökonomien Lateinamerikas und Rußlands in die Betrachtung aufzunehmen, ist vermutlich dem Versuch geschuldet, allein durch die Auswahl der Länder auf die weltweiten Dimensionen und Auswirkungen der Krise von 1997/98 zu verweisen. Nichtsdestotrotz wäre bei einer Eingrenzung auf die Situation in Ostasien auch die Diskussion des japanischen Falls möglich gewesen. Schließlich ist Japan ein hochindustrialisiertes, aber seit Anfang der 90er Jahre trotz keynesianischer Konjunkturprogramme krisengebeuteltes Land. Die Einbeziehung Japans in die Analyse hätte es ermöglicht, die Auswirkungen von alternativen Politikmaßnahmen zu untersuchen, die nicht unmittelbar der insgesamt beklagten neoliberalen Hegemonie zuzuschreiben sind.

Die Antwort auf die Frage, inwieweit Finanzkrisen auch die Metropolen der Weltwirtschaft erschüttern können, wäre durch eine detaillierte Analyse der japanischen Krise womöglich etwas modifiziert worden. Dasselbe gilt – aus heutiger Sicht – für die USA, die drei Jahre nach Beginn der Asienkrise mit massiven Kurseinbrüchen an den Börsen zu kämpfen haben. So richtig es ist, die Finanzkrise in den Entwicklungsländern als exportierte Krise der Metropolen zu begreifen, so falsch wäre es, zu schlußfolgern, daß diese Strategie nicht irgendwann auf die Metropolen zurückfällt. Schließlich haben die Gelder, die im Zuge der Asienkrise fluchtartig abgezogen wurden, sicherlich nicht unwesentlich dazu beigetragen, den US-amerikanischen Aktienmarkt spekulativ aufzublähen.

*Markus Helfen/Lydia Krüger*

NEUES  
HEFT SOEBEN  
ERSCHIENEN

**BSE-CHEMIE**  
Produkte der chemisch-  
pharmazeutischen  
Industrie BSE-behaftet.

**STICHWORT  
BAYER**

Widerstand gegen  
Konzernmacht. Konkret,  
spannend, international.

Coordination gegen BAYER-Gefahren  
Postfach 15 04 18, 40081 Düsseldorf  
Fon 02 11 - 33 39 11 • Fax 02 11 - 33 39 40  
e-mail: CBGnetwork@aol.com

**KOSTENLOSES PROBEHEFT  
BESTELLEN, JETZT...**

## Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heininger, Prof. Dr. Jörg Huffschmid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion:

Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher, Gerd Wiegel.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt DM 60,-. Bei Bezug aus dem Ausland DM 70,-. Das Einzelheft kostet DM 18,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel. 069/53054406.

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.  
ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe:  
15.04.2001

Dem vorliegenden Heft liegt eine Eigenbeilage bei.

## **Autorinnen und Autoren**

- Dr. Meinhard Creydt** – Berlin, Soziologe, Psychologe  
**Eberhard Czichon** – Berlin, Historiker  
**Alvaro Berriel Diaz** – Marburg, Student der Politikwissenschaft  
**Dr. Jörg Goldberg** – Frankfurt/M., Wirtschaftswissenschaftler  
**Kornelia Hafner** – Frankfurt/M., Lehrerin am Abendgymnasium  
**Prof. Dr. Frigga Haug** – Esslingen, Sozialwissenschaftlerin, Herausgeberin der Zeitschrift „Das Argument“  
**Markus Helfen** – Trier, Dipl. Volkswirt  
**Peter Hiedl** – Essen, Dipl. Soziologe  
**Prof. Dr. Hans-Joachim Höhme** – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler  
**Prof. Dr. Jörg Huffschnid** – Bremen, Wirtschaftswissenschaftler, Hochschullehrer, Z-Redaktionsbeirat  
**Dr. Maziar Jafroodi** – Köln, Politikwissenschaftler  
**Dieter Janke** – Leipzig, Wirtschaftswissenschaftler, Journalist  
**Prof. Dr. Klaus Kinner** – Leipzig, Historiker und Politikwissenschaftler  
**Lorenz Knorr** – Frankfurt/M., Publizist  
**Lydia Krüger** – Trier, Soziologin und Politologin  
**Ingo Malcher** – Buenos Aires, Journalist  
**Prof. Dr. Ernst Theodor Mohl** – Seeheim-Jugenheim, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler  
**Prof. Dr. Harald Neubert** – Berlin, Historiker  
**Prof. Dr. Helmut Peters** – Berlin, Sinologe  
**Dr. Almuth Püschel** – Potsdam, Historikerin  
**Prof. Dr. Horst Richter** – Dresden, Wirtschaftswissenschaftler  
**Prof. Dr. Jörg Roesler** – Berlin, Wirtschaftshistoriker, Hochschullehrer  
**Samuel Salzborn** – Marburg, Doktorand der Politikwissenschaften  
**Prof. Dr. Helmut Seidel** – Leipzig, Philosoph  
**Prof. Dr. Kurt Schneider** – Leipzig, Historiker und Politikwissenschaftler  
**Prof. Dr. Herbert Schui** – Hamburg, Wirtschaftswissenschaftler, Hochschul-lehrer  
**Dr. Reinhard Schweicher** – Frankfurt/M., Philosoph, Z-Redakteur  
**Prof. Dr. Helmut Seidel** – Leipzig, Philosoph  
**Prof. Dr. Gottfried Stiehler** – Rinow, Philosoph  
**Prof. Dr. Ingo Wagner** – Leipzig, Rechtswissenschaftler  
**Dr. Felix Welti** – Lübeck/Kiel, Jurist

# **Die Gefahr des Wortes ist die Lust des Gedankens**

**Karl Kraus**



**Achtung!  
Gefahrenzone!**

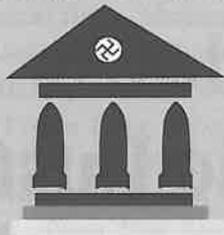
**Jetzt 14 Tage Probeabo anfordern,  
kostenlos und unverbindlich!**

**Abo-Service (030) 293 90-800, Fax -630**

**Neues Deutschland, Vertrieb, Alt Stralau 1-2, 10245 Berlin**

Eberhard Czichon

## Deutsche Bank Macht – Politik



Faschismus, Krieg  
und Bundesrepublik

PapyRossa

ISBN 3-89438-219-8, Br., 323 S., DM 36,20

**Deutsche Bank und NS-Verbrechen: Fakten,  
die nicht mehr zu bestreiten sind**

Rolf Surmann (Hg.)

## Das Finkelstein- Alibi

»Holocaust-Industrie«  
und Tätergesellschaft

PapyRossa

ISBN 3-89438-217-1, Br., 173 S., DM 28,00

**Finanzieller Mißbrauch durch die Opfer?  
Warum an diesem Vorwurf nichts dran ist**

Ulrich Schneider (Hg.)



3-89438-213-9, 215 S., DM 26,00

**Was tun gegen Rechts?  
Analysen und Strategien**

Arbeitsgruppe  
Alternative Wirtschaftspolitik

## MEMORANDUM 2001

Modernisierung  
durch Investitions- und  
Beschäftigungs offensive

PapyRossa

3-89438-221-X, 290 S., DM 29,80

**Alternativen für eine soziale  
Politik**

Küdiger Sübel, Joachim Gulliard  
Michael Schiffmann (Hg.)

## Der Irak Ein belagertes Land



3-89438-223-6, 243 S., DM 28,00

**Hintergründe und Folgen des  
Embargos**

# PapyRossa Verlag

Tel.: 0221/448545 – Fax: 0221/444305 – mail@papyrossa.de – www.papyrossa.de

# EDITION MUSIKANT

präsentiert

# emma

  
**ROCKBAND**

**Gute Rock- und Popmusik mit sinnigen  
kritischen deutschen Texten.  
Hervorragende Live-Show für jeden Anlass!**

**CDs, Booking, Informationen bei: Edition Musikant  
Tel.: 036338-50940, Fax: 036338-50941,  
email: musikant@l-m-f.de**



# www.emma-maennlich.de

# Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung

Vierteljahreszeitschrift

**Z** wurde im Herbst '89 gegründet. **Z** versteht sich als eine Stimme der marxistischen Linken, als pluralistisches marxistisches Diskussions- und Publikationsorgan. **Z** wird vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. und dem IMSF e.V., Frankfurt/M. herausgegeben.

## Z. von 1990 bis 2000

Z 1-20 je Heft DM7,- • Z 21-36 je Heft DM 12,-  
ab Heft 37 regulärer Preis DM 18,-

### 1990

- Z 1: Sozialismus, DDR (vergriffen)
- Z 2: Marxismus und linke Politik (vergriffen)
- Z 3: Reformalternative? (vergriffen)
- Z 4: Deutschland, die neue Hegemonialmacht?

### 1991

- Z 5: Marxismus-Diskussion
- Z 6: Postsozialistischer Kapitalismus — Analyse und Kritik
- Z 7: Zivilgesellschaft
- Z 8: Neue Weltordnung — globale Probleme

### 1992

- Z 9: Marxismus international
- Z 10: Das 500jährige Reich
- Z 11: Terrainvermessung: Gewerkschaftspolitik
- Z 12: Realsozialismus, Zusammenbruch

### 1993

- Z 13: Gewerkschaften: Orientierungen / Realsozialismus (II)
- Z 14: Realsozialismus, Zusammenbruch (III) / Nationalismus und Linke
- Z 15: Macht, Herrschaft, Metropolenkapitalismus / Nationalismus und Linke (II)
- Z 16: Sozialismus — Neuansätze nach dem Crash (I)

### 1994

- Z 17: Sozialismus - Utopien, Theorie, Perspektiven (II)
- Z 18: Anthropologische Lücke? Menschenbild im Marxismus (vergriffen)
- Z 19: Gewerkschaften in der Krise?
- Z 20: Geschichte und Restaurationsperiode

### 1995

- Z 21: Demokratie - Herrschaft und Grenzen der Emanzipation
- Z 22: Historischer Materialismus / Engels
- Z 23: Kapitalismus und Medien
- Z 24: Klassen u. Klassentheorie heute (I)

### 1996

- Z 25: Klassen u. Klassentheorie heute (II)
- Z 26: Asozialer Kapitalismus
- Z 27: Dialektik des Ganzen
- Z 28: Ökologie-Aspekte

### 1997

- Z 29: Der rechte Rechtsstaat
- Z 30: Marxismus - Bilanz und Perspektive
- Z 31: Kapitalismus - Ökonomie
- Z 32: EU und die Linke

### 1998

- Z 33: Kommunistisches Manifest
- Z 34: Staatsverschuldung
- Z 35: Jugend ohne Perspektive?
- Z 36: Globalisierung und Peripherie

### 1999

- Z 37: Arbeit und Politik
- Z 38: Deutsche Normalität
- Z 39: Konzentration / Monopolisierung
- Z 40: Gerechtigkeit

### 2000

- Z 41: Umbrüche: Arbeit, Lebensweise, subjektive Verarbeitung
- Z 42: Rußlands Transformation
- Z 43: Profitdominanz u. Reformdiskussion
- Z 44: Neue Rechte / PDS-Programmdiskussion

Jedes Heft enthält neben Beiträgen zum Schwerpunktthema Aufsätze zu theoretischen Problemen der Linken, sowie Tagungsberichte, Diskussion / Kritik / Zuschriften und einen ausführlichen Rezensionsteil. — Einzelpreis: 18,- DM (zzgl. Versand); im Abo 60,- DM, Auslandsabo 70,- DM (4 Hefte / Jahr incl. Versand), Bezug über Buchhandel ISSN 0940-0648, oder direkt:

**Z. Postfach 500 936 • 60397 Frankfurt a.M. • Tel./Fax 069 / 53 05 44 06**

www.sozialismus.de

## Sozialismus

2001

C12232 E

Aktienkrash: Aufhakt für Deflation  
Europa - Japan - Argentinien - Türkei

Forum Gewerkschaften: Der Arbeit ein Maß geben  
Moderate Lohnpolitik für Schröder

Wie rechts(radikal) ist die Jugend?

Kapitalismus als Religion

April 2001

Einzelheft DM 12,-



Helmut Arnold/Theodor Bergmann: BSE ist Folge, nicht Ursache; Joachim Bischoff: Neuerfindung der PDS? (Gysi: Ein Blick zurück...); Bernhard Müller: Jugend und Rechtspopulismus

Gegen die Utopie des Geldes muss für das Profane Partei ergriffen werden  
Gespräch mit Christoph Deutschmann

Horst Schmitthenner: Der Arbeit wieder ein gesundes Maß geben; Michael Wendl: Das Bündnis für Wettbewerbsfähigkeit und die Gründung von ver.di; Heinz Bierbaum: Forum Soziales Europa; Nachruf auf Lothar Pinkall

Supplement: Europa der Linken. Mit Beiträgen von Hans-Jürgen Bieling, André Brie, Frank Deppe, Klaus Dräger und Anne van Lancker

Einzelheft: DM 12,-; Abo: DM 120,-, Probeheft: Redaktion Sozialismus  
St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg, Fax 040/280 505 68  
e-mail: redaktion@sozialismus.de

Redaktion Sozialismus: Rot-Grün vor dem ökonomisch-politischen Sturm? Alternativen der Wirtschaftspolitik; Joachim Bischoff: Nippon in der deflationären Schuldenfalle; Fritz Fiehler: Debatte über die Krise in Japan; Ömer Turgut: Türkei – Beitrittspartnerschaft; Matti Steinitz: Aufruhr in Argentinien; Bernhard Sander: Frankreich – Die Linke überzeugt nicht; Stefan Fisahn: Kampf der Betriebssysteme – Linux auf dem Vormarsch? Klaus Steinitz: Probleme und Chancen regionaler Krisengebiete